HV.
Hist. 688
2

Burucker II

Allgemeine Weltgeschichte
für alle Stände,

von den

frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831,

mit

Zugrundelegung seines größeren Werkes,

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Carl v. Rotteck,

Hofrath und Professor in Freiburg.

Vierte Originalausgabe.

Sechs Bände.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags=Buchhandlung.

1839.

Allgemeine Weltgeschichte
für alle Stände

von den

frühesten Zeiten bis zum Jahre [illegible]

mit

Zugrundelegung seines größeren Werkes

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Carl v. Rotteck,

Hofrath und Professor in Freiburg.

Eilfte Originalausgabe.

Sechs Bände.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Vierter Band.

Stuttgart.

Staatsbibliothek
Bamberg
Bibl. Hist. Ver.

Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.

[illegible]

H.V.

Römische Geschichte.

Zweite Abtheilung.

Zeitraum der Punischen Kriege.

Erster Punischer Krieg.

Zwischen Rom und Karthago hatte bis dahin nur geringer Verkehr bestanden. Doch lesen wir bei Polybius von zwei Handelstraktaten, welche zwischen beiden, der erste gleich nach Vertreibung der Könige, der zweite um 3636, noch vor den Samnitischen Kriegen, geschlossen wurden. Und bei dem Kriege gegen Pyrrhus waren beide Staaten natürlich Verbündete.

Jetzt aber, da Unteritalien den Römern gehörte, entstanden nähere Verhältnisse, unmittelbare Berührungen, und daher widerstreitendes Interesse. Wie hätten die Römer nicht lüstern nach Sicilien blicken sollen, der Kornkammer für ihre Stadt in Zeiten des Mangels, nach einer Insel, welche die Natur selbst, die sie nur durch einen schmalen Kanal von Italien trennte, zu einer Zugabe dieses Lan-

des bestimmt zu haben schien? — Und dagegen Karthago, wie konnte es gleichgültig die wahrscheinlich nahe Konkurrenz eines neuen Rivalen betrachten, um ein Besitzthum, wornach es selbst schon seit vielen Geschlechtsaltern gerungen, und dem es so manches Opfer schon gebracht hatte? — Hier ließ sich keine Ausgleichung denken. Früh oder spät war der Krieg unvermeidlich. Gleichwohl war der von Rom gewählte Anlaß des Krieges schändlich.

Ein Haufe Kampanischer Kriegsknechte, die dem Tyrannen Agathokles gedient hatten — mit frechem Stolz nannten sie sich Mamertiner, Marssöhne — war von den Bürgern Messana's in Dienste genommen worden. Sie mordeten ihre Dienstherren, und setzten sich in den Besitz der Stadt. Zur Rache dieses empörenden Frevels hatten sich die alten Erbfeinde, Karthago und Syrakus, vereinigt, und belagerten Messana. Die Mamertiner baten Rom um Hilfe. Rom gab sie. Zwar erhob der Senat einige Bedenklichkeiten; aber das Volk auf den Komitien beschloß die Hilfeleistung (3720), und begann den 24jährigen Krieg. Bei dem Ausbruch desselben mochte Rom an 300,000 waffenfähige Bürger zählen.

Es gingen Truppen der Römer nach Sicilien über und besetzten Messana. Nach der Erzählung ihrer Schriftsteller ließ dann Hanno, der Karthagische Feldherr, alle Italienischen Miethlinge in seinem Heere tödten, worauf der Konsul Appius Claudius mit stärkerer Macht über die Meerenge setzte, die verbundenen Karthager und Syrakusaner schlug, und Messana befreite. Wichtiger als dieser Sieg war der ihm folgende Uebertritt Hiero's auf die Seite der Römer. Seine treue Hilfe erleichterte ihnen die Eroberung des Karthagischen Siciliens, und gab zum vorhinein dem Krieg die Entscheidung. Doch war den Römern zur Verfolgung ihrer

Vortheile eine Seemacht nöthig. Nach dem Muster einer gestrandeten, feindlichen Galeere, so lesen wir, bauten sie eine Kriegsflotte, ersetzten durch sinnreich erfundene Maschinen zum Entern, was ihnen an Seetaktik fehlte, und errangen unter Duillius einen herrlichen Sieg (3724). Jetzt führten sie zugleich in Sicilien, Sardinien und Corsika Krieg.

Ein neuer Sieg bei Ecnomos öffnete den Weg nach Afrika. Regulus ging dahin (3728), mit ihm der Schrecken, bis vor die Thore Karthago's. Aber Xantippus, der Spartaner, der das Karthagische Heer führte, schlug ihn, und nahm ihn gefangen. Von jetzt an, durch einige Jahre, folgte ein Unfall dem andern. Mehrere Flotten nach einander wurden durch Sturm oder Feindesgewalt zerstört; insbesondere jene, welche der vermessene Claudius Pulcher führte (3735). Dennoch verwarf Rom alle Friedensanträge, und setzte den Krieg zu Land, bald auch zu Wasser, wieder fort.

Beide Staaten waren jetzt äußerst ermattet; die Erbitterung gab neue Kräfte. Noch einmal wurden Flotten ausgerüstet; von Karthago durch Erschöpfung des öffentlichen Schatzes, von Rom durch patriotische Beiträge der Reichern. Bei den Aegadischen Inseln war die Schlacht. Das Verhängniß gab den Römern, unter dem Konsul Lutatius, den Sieg, Lutatius Karthago das Gesetz des Friedens (3743). Sicilien, der Preis zweihundertjähriger Anstrengung, ging verloren für die Besiegten, nebst den kleinen Inseln des Mittelmeeres; 2200 Talente sollten in Fristen, 1000 andere alsogleich bezahlt, die Gefangenen ohne Lösegeld entlassen werden. Mehrere dieser Bedingungen waren nach Abschluß des Friedens durch das Römische Volk eigenmächtig geschärft worden; Karthago mußte es dulden.

Geschichte Roms und Karthago's bis zum Ausbruch des zweiten Krieges.

Zwei und zwanzig Jahre verflossen bis zum Wiederausbruch des Krieges: aber wichtige Begebenheiten auf beiden Seiten erfüllen den Zwischenraum.

Karthago, erschöpft durch die Anstrengungen des Krieges, gerieth gleich nach geschlossenem Frieden durch Empörung der Miethtruppen in die äußerste Gefahr. Das System der Miethtruppen, welches Karthago in weiterem Umfang als irgend ein anderer alter Staat beobachtete, war zwar dem Charakter und den Verhältnissen seines Handels-Volkes angemessen, aber auch mit wesentlichen Nachtheilen und Gefahren verknüpft. Der Staat war jetzt unvermögend, seinen meist ausländischen Miethlingen den rückständigen Sold zu bezahlen, und wollte sie abdanken; da brach ein schrecklicher Aufruhr aus. Der Krieg währte in's vierte Jahr. Auch in Sardinien empörten sich die Miethlinge. Die Römer schickten Truppen dahin, anscheinend, um Karthago zu helfen. Aber sie behielten die Insel treuloser Weise für sich, und forderten noch, mit unerhörter Frechheit, 1200 Talente für die Unkosten! — Karthago, in höchster Bedrängniß und muthlos, unterschrieb. Doch bald erhob es sich zu neuen Planen der Herrschaft und der Rache.

Hamilkar, mit dem Zunamen Barcas, „der Blitz", rettete den Staat durch Vertilgung der Rebellen. Und nun warf er seine Augen auf Spanien, das reichste Silberland und die Heimath der tapfersten Streiter. Ohne Auftrag des Staates ging er mit einem ihm ergebenen, durch frühern Krieg in Numidien wohlgeübten Heer über die Meerenge dahin. Seine glänzenden Erfolge in Unterhandlungen und

Schlachten bewogen das Volk zur lauten Billigung und eifrigsten Unterstützung seiner Entwürfe. Aber ein ansehnlicher Theil des Senates, Hanno den Großen, Hamilkars Nebenbuhler im Ruhm, an der Spitze, fürchtete die hierdurch bewirkte Vergrößerung der Macht des populären Hamilkar. Diese aristokratische Opposition gegen das durch Volksgunst mächtige Barcinische Haus wurde die Quelle aller folgenden Faktionen, und sonach die Grundlage des Verderbens von Karthago.

In neun Jahren schon hatte Hamilkar einen großen Theil desselben Spaniens unterworfen, um welches die Römer nachmals zweihundert Jahre kämpften. In einer Schlacht mit den Lusitanern fiel der große Mann (3756). Sein Eidam, Asdrubal, hatte gleichen Erfolg. Er baute zu seinem Hauptwaffenplatz Neukarthago (Karthagena), das mit dem alten an Pracht zu wetteifern schien, und vermochte viele spanische Häupter zur freiwilligen Unterwerfung. Rom, neidisch und besorgt, drohte mit Krieg; da versprach Karthago, dessen Plane noch nicht reif waren, seine Waffen nicht über den Ebro zu tragen, und auch im Süden desselben Sagunt nicht anzugreifen. Asdrubal, nach achtjähriger, glorreich geführter Gewalt, fiel durch Meuchelmord. Jetzt rief das Heer den jungen Hannibal, des großen Barcas Sohn, zum Feldherrn aus; der Senat bestätigte die Wahl, und so trat dieser Held, einer der allermerkwürdigsten in der Geschichte, auf den Schauplatz.

Die Römer hatten nach geschlossenem Frieden mit Karthago noch mit verschiedenen abtrünnigen Bundesgenossen zu kämpfen. Darauf schloßen sie den Tempel des Janus (3754), zum erstenmal seit Numa's Zeit; aber nur kurz, und nie wieder bis Augustus.

Die Illyrier waren Rom durch Seeräuberei beschwerlich

gefallen. Ein zweimaliger Krieg gegen sie verschaffte den Römern festen Fuß in Dalmatien, nähere Verhältnisse mit Macedonien, und großen Ruhm in den griechischen Ländern.

Noch größere Folgen hatte der Gallische Krieg. Seit der Verbrennung Roms durch die Sennonen war daselbst der Name der Gallier schrecklich gewesen. Durch die Anlage von Sena Gallica (Sinigaglia) suchten die Römer ihre Grenzen gegen dieselben zu decken; später (3754) vertheilten sie auf des Tribuns Flaminius Vorschlag die den Sennonen entrissenen Ländereien unter ihre Bürger. Hiervon nahmen die Insubres im Mailändischen, und die Bojer um Parma Anlaß, mit Rom zu brechen. Die Gaesaten von der Rhone verbanden sich mit ihnen. Rom zog alle Streitkräfte zusammen. Sechs Jahre währte der Krieg; unter beständigem Verlust der Gallier. Nach Eroberung von Ligurien drangen die Römer in das eigentliche Gallia cis- und transpadana, eroberten Mailand, machten das ganze Po-Gebiet zur römischen Provinz (gallia cisalpina oder togata), und legten zu deren Behauptung zwei Kolonien, Cremona und Placentia, an. Auch Istrien wurde unterworfen, und die Alpenkette zur Grenze gemacht.

Diese Kriege, so wie der Punische, hatten viele Menschen gekostet. Beim zweiten Bruch mit Karthago (3764) wurden fast um ein Drittheil weniger waffenfähige Bürger als beim ersten gezählt.

Zweiter punischer Krieg. Hannibal. Scipio.

Im zweiten Jahr seiner Gewalt, nach wichtigen Siegen über die Spanier, und vortrefflicher Bildung des Heers, griff Hannibal das den Römern verbündete Sagunt an (3765), und eröffnete hierdurch den heiß begehrten Krieg.

Rom, mit dem zweiten Illyrischen Krieg beschäftigt, suchte Sagunt durch Unterhandlung zu retten. Aber Hannibal, trotz eines heldenmüthigen Widerstandes, eroberte und zerstörte die verzweifelnde Stadt. Rom, da ihm die Auslieferung des Friedensstörers verweigert ward, erklärte feierlich den Krieg.

Hannibal, dessen großer Plan auf Vernichtung des Todfeindes ging, hatte desselben eigenes Land zum Schauplatz des Kriegs ersehen. Mit einem mäßigen, aber durch Ihn begeisterten Heer zog er, die kriegerischen Völker Spaniens niederwerfend, an die Pyrenäen, überstieg deren finstere Scheitel, drang durch Gallien, das von streitbaren Horden wimmelte, setzte über den wild schäumenden Rhodan, und kam an das Alpengebirg. Ueber dasselbe ging sein kühner, erstaunenswürdiger, nach der Natur der Hindernisse und der Hilfsmittel fast unbegreiflicher Marsch in das Land der Tauriner, deren erstürmte Veste (Turin) ihm den ersten Stützpunkt in Italien gab.

Mit 59,000 Mann war Hannibal über die Pyrenäen gegangen. Als er in Italien ankam, blieben ihm noch 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter. Damit griff er Rom an, das, nach Polybius, über 150,000 Bürger in den Waffen hatte, und ganz Italien überhaupt an 800,000 Streiter zählte.

Aber Hannibal hoffte auf die Hilfe der mißvergnügten italischen Völker, zumal der kaum besiegten Gallier, welchen er durch schnelle Siege den Muth zur Empörung einzuflößen gedachte. Also zog er rasch hinab an den Tessino, schlug allda den Konsul Corn. Scipio, welcher aus dem jenseitigen Gallien, wo Hannibal ihm ausgewichen, eilig zurückgekommen war, in einer ersten Schlacht, bald darauf an der Trebia ihn und Sempronius, den andern Konsul,

auf entscheidende Weise, endlich am Trasimenischen See (Lago di Perugia) in Hetrurien, wohin er durch einen mühevollen Marsch durch die Appenninen gegangen, den vermessenen neuen Konsul Flaminius (3767), fast zur Vernichtung des Römerheeres. Jetzt treten die Gallier meist auf seine Seite, die Bundesgenossen wanken, Rom, erschüttert, aber nicht verzagt, wirbt neue Legionen, und ernennt einen Diktator.

Dieser, Q. Fabius Maximus, ein wohlerfahrener, bedächtlicher Mann, erkannte in dem Ungestüm seiner Vorgänger die Ursache des Unglücks. Daher vermied er die Schlacht, und zeigte seine Kunst in Märschen und Stellungen, womit er den im fremden Land mit vielen Nachtheilen ringenden Feind hinhielt, ermüdete, erschöpfte, und seinen frisch geworbenen Truppen neuen Muth und Uebung gab.

Für's folgende Jahr (3768) wurden Konsuln gewählt, der weise Paulus Aemilius und der tollkühne Terentius Varro. Hannibal brachte den Letztern, gegen seines Kollegen Willen, zur Schlacht. An den Ufern des Aufidus, bei dem Flecken Cannä, wurde sie geliefert, die verderblichste für Rom in seiner ganzen Geschichte. An diesem Tage fielen 45,000 Bürger, es fielen 80 Senatoren, viele Konsularen und Staatsbeamte, und die Blüthe der Ritterschaft. Paulus Aemilius nahm einen schönen Tod, Terentius Varro die Flucht. Dennoch ging ihm der Senat — um des Volkes Muth zu erhalten — dankend entgegen, dafür, daß er am Heil des Vaterlandes nicht verzweifelt.

Dieß war der Höhepunkt von Hannibals Glück und Ruhm. Das erste begann jetzt zu sinken, der zweite nie. Daß der Tag bei Cannä ohne entscheidende Folgen blieb, lag in den Umständen, und nicht in Hannibals Schuld. Mit 26,000 Mann war er von den Alpen herabgestiegen, und hatte seitdem außer der gallischen Hilfe keine bedeutende

Verstärkung erhalten. Wie konnte er nun, im dritten Feldzuge, nach so vielen Gefechten und vier großen Schlachten, stark genug seyn, das zwar bluttriefende, aber noch immer an Volk und Waffen reiche Rom anzugreifen; Rom, dessen eigenthümlicher Charakter darin bestand, nach Unfällen am furchtbarsten zu seyn? Daher beschloß Hannibal, bevor er das Größte wagte, durch Gewinnung der Römischen Bundesgenossen sich zu verstärken, und Karthagische Hilfe zu erwarten. Auch fielen jetzt die meisten Völker des untern Italien ab von dem längst gehaßten Rom. Solches that auch Campanien mit seiner Hauptstadt Capua. Aber vergebens begehrte Hannibal Verstärkung von Karthago, Hanno beharrte bei seiner Anfeindung des Barcinischen Hauses, und da dieses auf den Krieg seine Größe baute, so erhob jener sich mit der ganzen Macht seiner Partei gegen Hannibals Begehren, und drang darauf, daß man den Frieden schließe. Aber Rom wollte keinen Frieden, (Hannibals Gesandte wurden nicht einmal gehört). Daher mußte es mit allen Kräften bekriegt, und ganz erdrückt werden, wenn Karthago bestehen sollte; und Hanno's Opposition gegen solche Kriegführung war hiernach unvernünftig.

Hannibal hoffte die Hilfe, die er nicht unmittelbar von Karthago bekam, aus Spanien zu erhalten. Sein Bruder Hasdrubal sollte mit dem Heer, welches in Spanien schon den Römerkrieg gelernet, auf den von ihm selbst gebahnten Wegen nach Italien ziehen; frische Truppen sollten aus Afrika nach Hispanien gehen. Aber der Lauf des Krieges daselbst hinderte die Erfüllung dieses Planes bis in's neunte Jahr nach der Cannensischen Schlacht, und Hannibal blieb diese ganze Zeit über auf die Hilfe beschränkt, welche sein eigenes Genie, theils in der Nähe bei den Italischen Völkerschaften, theils auswärts in Sicilien und Mace-

donien, durch Unterhandlung und Bündniß zu finden wußte.

Eine kräftigere Hilfe fand Rom in der Weisheit seines Senates, in dem standhaften Muth der Bürger und in Scipio's Heldenseele. Rom, so oft verwerflich und hassenswerth durch den Mißbrauch des Glückes, erscheint als ehrwürdiges Vorbild in Zeiten der Noth. Das Unglück bei Cannä schien dessen Kräfte verdoppelt zu haben. Von diesem Augenblick wandte sich der Sieg. Marcellus, bei Nola, überwand Hannibal zum erstenmale, und Rom hatte Kräfte genug, um noch außer Italien in Sicilien, Sardinien Macedonien und Spanien zu streiten.

In Sicilien hatte Hiero mit unverletzter Treue Roms Partei gehalten. Als er starb (3769), trat Hieronymus, sein Enkel, auf Karthagische Seite. Er wurde in einer schrecklichen Empörung mit allen Kindern und Verwandten des großen Hiero ermordet. Gleichwohl behielt die Partei Karthago's die Oberhand. Krieg mit Rom und die Belagerung Syrakusens durch Marcellus waren die Folgen davon. Erst im dritten Jahre, nach vielfältigem Verlust der Römer, großentheils durch Archimedes Maschinen und Brennspiegel (?) veranlaßt, ging die Stadt durch Sturm über, und erlitt ein trauriges Schicksal. Ganz Sicilien wurde jetzt eine Römische Provinz.

Auch Sardinien, wo anfangs die Karthager mit Erfolg gestritten, wurde von Manlius wieder gewonnen.

In Macedonien hatte Philipp II. bald nach der Cannensischen Schlacht mit Hannibal ein Bündniß geschlossen. Doch zog Hannibal davon geringe Frucht; denn die Aetoler beschäftigten Philipps Waffen. Daher schloß er wieder Frieden mit Rom.

Ernsthafter war der Krieg in Spanien. Cnejus Scipio ging schon im ersten Jahre des Krieges dahin, und bald folgte ihm auch sein Bruder Publius. Viele Schlachten, mit verschiedenem Glück, doch im Ganzen für Rom günstig, wurden geliefert. Aber im achten Jahre des Krieges (3772) erlitten beide Brüder eine völlige Niederlage, und darin den Tod. Jetzt trat der 24jährige (P. Cornelius) Scipio auf, und erfocht bald entschiedenen Triumph. Die bewunderungswürdige Eroberung Neukarthago's an einem Tage gründete der Römer Herrschaft in Spanien; viele Siege erweiterten, und die freiwillige Unterwerfung der Völker, durch die Verehrung für Scipio's Tugend bewirkt, befestigte sie. Vollständig in dem karthagischen Theil von Spanien wurde sie gemacht durch Hasdrubals jetzt endlich in's Werk gerichteten Zug nach Italien.

Von diesem Zug hing das Schicksal Hannibals und daher Karthago's ab. Der Sieger bei Cannä hatte seither, aus Mangel an Unterstützung, sich meist auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, und zusehends sank sein Glück. Capua und Tarent gingen verloren, und ohne Erfolg führte Hannibal sein Heer vor Rom. Aber als Hasdrubal mit großer Macht über die Alpen stieg, erneuerte sich der Schrecken. Der Konsul Livius Salinator zog ihm entgegen, sein Kollege Claudius Nero stand in Apulien gegen Hannibal. Plötzlich, und diesem unbemerkt, führte er sein Heer in Eilmärschen nach Oberitalien, vereinte sich mit Livius und zwang Hasdrubal bei Sena am Metaurus zur Schlacht (3777). Sie war schrecklich, eine Schlacht der Vertilgung. Hasdrubal, nachdem er die Niederlage der Seinen gesehen hatte, starb, als würdiger Sohn Hamilkars und Hannibals Bruder.

Von dem an zog sich Hannibal nach Bruttien in den

äußersten Winkel Italiens zurück, und schreckte Rom mehr nur durch seinen Namen als durch seine Macht. Ein neues Hilfsheer unter Mago rückte heran, und wurde geschlagen (3778). Der italische Krieg blieb jetzt Nebensache.

Die Augen der Völker richteten sich auf Scipio, welcher zum Lohn seiner Großthaten, und weil an seinen Namen das Glück gefesselt schien, vor dem gesetzmäßigen Alter zum Konsul gewählt ward. Derselbe trug den Krieg nach Afrika. Der Numidische König Massinissa verband sich mit ihm. Die schwersten Schläge fielen jetzt auf die Karthager. Vergebens suchen sie durch Waffen, vergebens durch Unterhandlungen den Sturm zu beschwören. Keine Hoffnung, als Hannibal, ist ihnen geblieben. Man ruft ihn aus Italien zurück, und seufzend verläßt der Held diesen Schauplatz sechzehnjähriger Thaten, das so glorreich errungene, so standhaft behauptete Aerntefeld unsterblichen Ruhms. Bei seiner Ankunft in Afrika erhebt sich der Muth der Karthager; die Flüchtlinge, die Zerstreuten sammeln sich um ihn, das Heer lagert sich bei Zama.

Ein großes Verhängniß war an die kommende Schlacht geknüpft. Hannibal fühlte es, suchte ihm auszuweichen, und bot den Frieden unter schweren Opfern. Alles Karthagische Land, außer Afrika, sollte der Römer seyn. Aber Scipio, voll Zuversicht des Sieges, verwarf diesen Frieden. Im 552sten Jahr der Erbauung Roms (3782), zweihundert und zwei Jahre vor Christi Geburt, stritten die beiden größten Feldherren ihrer Zeit — und vielleicht aller Zeiten — jeder um den höchsten Preis des Ruhms, der Herrschaft — ja des Daseyns — für sich und sein Volk. An Truppenzahl und Waffen, an Talent und Muth waren sich die Heerführer gewachsen. Scipio hatte für sich die Begeisterung seiner Truppen, und den ungeschwächten Glauben an sein gutes

Glück; Hannibal, welcher die Schlacht als großer Feldherr geordnet, verlor dieselbe und mit ihr die Hoffnung. Er selbst entkam mit Noth, und rieth Karthago zum Frieden auf jede Bedingung. An diesem Tag wurde die Herrschaft Roms begründet. Es war geschehen um die Freiheit der Welt.

Friede.

Die Bedingungen des Friedens verurtheilten die Karthager zu fast unvermeidlichem Verderben. Zwar blieb ihnen ihre Stadt und Verfassung und ihr altes Gebiet in Afrika. Aber was sie auswärts besaßen, insbesondere Hispanien, fiel an Rom. Dazu mußte Karthago — nebst mehreren, minder wichtigen Punkten — seine Kriegsschiffe bis auf 10, seine Elephanten alle, mit dem Versprechen, keine mehr zum Krieg abzurichten, ausliefern; es sollte in 50 Jahren 10,000 Talente bezahlen, dem König Massinissa zurückgeben, was für Land es ihm oder seinen Vorfahren entrissen, keinen Krieg mehr ohne Bewilligung der Römer führen; dagegen diesen auf Verlangen Hilfe leisten, und 100 Geißeln zur Bürgschaft der Treue stellen.

Unter diesen Bedingungen bewirkten zumal das Versprechen, ohne Roms Erlaubniß keinen Krieg zu führen, welches eine völlige Dahingebung in der Feindin Gnade war, und die schwankende Klausel zu Gunsten Massinissa's, Karthago's Ruin. Dieser geschickte, ländersüchtige und gewissenlose Prinz mochte nun ungestraft die Karthager necken, unter schlechten Vorwänden ihnen eine Provinz nach der andern entreißen (wie er wirklich mit der reichen Provinz Emporia, mit Tyska und andern that), und wenn sein Uebermuth und die parteiische Vermittlung Roms die Karthager endlich zu einem verzweifelten Schritte brachte, der lauernden Feindin bequemen Anlaß zum neuen Bruche geben.

Zu dieser traurigen Lage der äußern Verhältnisse gesellten sich Zwietracht und Partheienwuth. Zwar Hannibal gelangte durch den Glanz seines Verdienstes und die Macht seines Hauses zur höchsten Magistratur der Republik, und brachte eine wohlthätige Reform durch Stürzung der Oligarchie der Hundertmänner, und durch eine bessere Ordnung der Finanzen zuwege. Aber die alte Hannonische Partei — aus Leidenschaft gegen das Barcinische Haus wurde sie sogar römisch gesinnt — verschwor sich gegen ihn; und der größte Mann, welchen Karthago jemals gezeugt, wäre an Rom ausgeliefert worden, hätte er nicht durch die Flucht nach Asien sich gerettet.

Roms Geschichte nach dem zweiten Frieden mit Karthago nimmt einen durchaus veränderten Charakter an. Was es bis dahin gewonnen, hatte es meist gegen gleich starke, zum Theil gegen überlegene Feinde in langem, mühe- und gefahrvollem Kampf errungen. Jetzt fand es keinen seiner Macht gewachsenen Gegner mehr, und ging mit Riesenschritten fort zur Herrschaft der Welt. Theils die Grundsätze der Politik, die wir oben geschildert haben, theils die damalige allgemeine Weltlage erklären solche Umwälzung.

Allgemeine Weltlage.

Außer dem mittleren und unteren Italien, dem Hauptsitz der römischen Macht, waren derselben jetzt auch Sicilien, Sardinien (nebst Korsika und den kleinern Inseln), das cisalpinische Gallien, und die beiden Hispanien — das dies- und jenseitige — als Provinzen unterthan. Doch setzten Ligurien, Istrien und andere Strecken Oberitaliens, weit mehr aber Hispanien, den Widerstand fort, und beschäftigten die Legionen. In Westen lag Karthago darnieder, und Massinissa von Numidien war

durch Politik sowohl, als durch Freundschaft, an das römische Interesse gebunden. In Norden konnten die vereinzelten Gallischen Horden, und was sonst noch namenlos jenseits der Alpen herumschwärmte, wenig schrecken. In Osten bildeten die Macedonischen Reiche ein eigenes und wichtiges Staatensystem, stark durch Ausdehnung und Volkszahl, aber in sich selbst die Keime der Zerstörung tragend, und bis jetzt fast ohne Verkehr mit dem Abendlande.

Von den vier Hauptmächten dieses Staatensystemes war das eigentliche Macedonien durch seinen Namen, durch die natürlich feste Lage des Landes und den soldatischen Geist der Einwohner, endlich durch das Talent seines Königs (Philipp) von Gewicht. Aber sein beschränkter Umfang und die feindselige Stimmung fast aller Nachbarn hinderten es an großen Entwürfen. Die Griechischen Angelegenheiten beschäftigten fast ausschließend seine Politik und seine Kraft.

Griechenland hätte unüberwindlich sein mögen, wäre es einig gewesen. Aber eine tödtliche Feindschaft herrschte zwischen den Aetoliern und Achäern. Die Böotier und andere, mehr aber noch die Spartaner, dachten nur für sich, und Alle wiegte der Stolz und die Rückerinnerung an die glorreiche Vorzeit in eine gefähliche Sicherheit ein. Sonst war Aetolien und Sparta gegen Philipp, Achaia von ihm abhängig.

Ein großes und herrliches Land, voll Menschen und Geld, die Hauptmasse von Alexanders Eroberungen, war das Syrische Reich. Aber der Unwerth seiner Könige hatte es kraftlos gemacht. Antioch M. gab ihm nur ein scheinbares Leben wieder. Damals stand es mit Macedonien im Bunde gegen das von Anfang verhaßte Aegypten. Dieses war schon seit Philadelphus Zeiten den Römern ergeben.

Kriege gegen Macedonien, Syrien und Griechenland.

Gleich nach der Schlacht bei Zama nahm Rom von der Entdeckung mehrerer Macedonier unter dem Karthagischen Heer einen scheinbaren Anlaß, den Krieg gegen Philipp zu erneuern. Die Aetolier, Athenienser, Rhodier und der König von Pergamum waren mit Rom verbündet. Ohne in Italien zu landen, gingen die afrikanischen Legionen unmittelbar nach Macedonien, fochten zwei Jahre mit abwechselndem Glück, und schlugen im dritten (3787), unter T. Quinctius Flaminius, Philipps Heer bei Cynoscephalä auf's Haupt.

Dieser Sieg benahm dem König Kraft und Muth zu fernerem Widerstand. Er mußte jetzt froh seyn, im Frieden sein Macedonien zu erhalten, mußte allen Anspruch auf die Griechischen Länder in Europa und Asien aufgeben, seine Flotte ausliefern, dem Recht auswärtiger Kriege entsagen, 1000 Talente zahlen, und Demetrius, seinen Sohn, als Geißel geben. Von diesem Schlag erholte sich Macedonien nimmer. Die Römische Macht war jetzt auch im Osten begründet.

Aber ihrer Befestigung schien vor Allem die Unterwerfung der Griechen nöthig. Der erste Schritt dazu war, daß man sie, um ihr Vertrauen zu gewinnen, für frei erklärte. Hierauf streute man den Samen zu ihrem Verderben aus, durch Vereinzelung der Staaten, durch heimliche Aufhetzung eines gegen den andern, unter dem Schein der Vermittelung, durch Leitung ihrer Geschäfte unter schutzherrlichem und vormundschaftlichem Titel, durch Gewinnung einer Partei in allen Städten, und durch Unterdrückung der Patrioten.

Diese Maßregeln wurden unterbrochen durch den Syrischen Krieg, aber sein Erfolg beförderte ihr Gelingen.

Antiochus, der sogenannte Große, von Syrien, war durch seine Unternehmung auf Aegypten, sodann durch die Besetzung der griechischen Städte in Asien, welche Philippus hatte verlassen müssen, in ein feindliches Verhältniß gegen Rom gekommen; endlich bewirkten Thoas, Strategus der Aetoler, und Hannibal den völligen Brand. Die trotzigen Aetoler fühlten sich durch den anmaßenden Ton der Römer gekränkt. Unbedachtsam, wie sie den Weg nach Griechenland den Römern gebahnt, riefen sie jetzt zu deren Verdrängung den Syrer herbei, und mehrere griechische Staaten, die allmälig die Plane Roms erkannten, vereinten sich mit ihnen. Diese Verhältnisse beobachtete von Karthago aus Hannibal, der nie schlafende Römerfeind, und baute darauf den Plan der Rache. Sollte wohl Philipp seine Demüthigung verschmerzt haben? — und was ließ sich nicht erwarten von einer Koalition Karthago's, Syriens, Macedoniens und der griechischen Völker?

Ein großes Ungewitter drohte über Rom hereinzubrechen; aber seine unermüdliche Politik zerstreute es. Ueberall waren seine Gesandtschaften thätig. Karthago mußte selbst den gefürchteten Hannibal verbannen; Philipp, die Achäer und andere hielt man durch kleine Gefälligkeiten hin, und selbst Antiochs Hof wurde durch Römische Agenten bearbeitet.

Dieser Fürst, würdiger Xerxes Nachfolger, als Alexanders zu heißen, hoffte unter Festen und Lustbarkeiten einen Römerkrieg zu bestehen. Langsam zogen seine reichgeschmückten Schaaren nach Griechenland, wie zu einer friedlichen Besitznahme. Aber der Konsul Acilius Glabrio jagte ihn mit harten Schlägen nach Asien zurück.

Bald folgten ihm die Römer dahin. L. Scipio, in Begleitung seines Bruders, des Afrikaners, führte jetzt

das römische Heer. Attalus von Pergamum verstärkte es. Bei Magnesia am Sipylus (3794), sieben Jahre nach dem Fall Macedoniens, wurde die Schlacht geliefert, welche das Reich von Seleukus stürzte. Der große Antioch trat alles Land bis an den Taurus ab, versprach 15,000 Talente an Rom und 400 an Eumenes von Pergamum zu bezahlen, die Anstifter des Krieges, insbesondere Thoas und Hannibal, auszuliefern, und seinen jüngern Sohn als Geißel zu stellen. Gleich nachher wurden die Aetoler durch M. Fulvius Nobilior völlig bezwungen, und mußten hart für ihren Abfall, zur Warnung aller Bundesgenossen, büßen. Die Galater, welche gleichfalls für Antioch gestritten, erhielten einen bessern Frieden, da man sich ihrer noch zu bedienen gedachte.

Rom, noch immer den Schein der Herrschsucht meidend, gab das in Kleinasien gewonnene Land an Eumenes. Verblendete und bestochene Redner priesen die Großmuth der Weltbefreierin.

Hannibal, als seine Entweichung den König Syriens der Niederträchtigkeit enthoben, den Freund auszuliefern, zog zu dem Bithynischen Prusias, und führte dessen Krieg gegen Eumenes, der Römer Freund, bis etwa die Zeit käme, gegen Rom selbst von neuem zu kriegen. Aber eine Römische Gesandtschaft verlangte die Auslieferung des 76jährigen Hannibal, welche Prusias nicht zu verweigern wagte. Hannibal tödtete sich jedoch durch Gift.

Zwei Jahre früher hatte Scipio, sein Sieger, die Wirkung des republikanischen Undanks erfahren. Er wurde vor die Volksversammlung gefordert, um einer entehrenden Anklage zu stehen. Mit edlem Trotz entzog er sich seinen verachtungswerthen Richtern und ging nach Linternum, wo er in würdevoller Abgeschiedenheit seine Tage schloß. Auch

Lucius Scipio wurde angeklagt und verurtheilt — ohne allen Grund, wie man später erkannte. — Eine neue Koalition schien jetzt Rom zu bedrohen, und bereitete ihm nur neue Triumphe. Bald nach der Schlacht bei Magnesia fand Philippus in dem veränderten Ton der Römer Grund genug zur Reue über Antiochus Verlassung. Des Königs schmerzliche Indignation verrieth sein unwillkürlicher Ausruf: „es sey aller Tage Abend noch nicht gekommen;“ aber er erlebte den Zeitpunkt zur Ausführung der Rache nicht.

Perseus, sein Sohn, erbte des Vaters Haß, und setzte desselben Plane, sich zum Krieg gegen Rom zu stärken, durch siebenjähriges Bemühen, jedoch mit unvollständigem Erfolge, fort. Denn gleich unermüdet und mit besserem Glück arbeitete die römische Politik ihm entgegen; auch gewann es, als der Ausbruch noch zu früh für das römische Interesse erfolgte, durch einen trügerischen, von Perseus bewilligten Stillstand Zeit zur völligen Rüstung. Auch nach Erneuerung des Krieges hatte Perseus durch zwei Jahre die Oberhand. Die Völker von Epirus, von Thessalien, von Thracien, nebst vielen fremden Söldlingen (auch 30,000 Gallier zogen heran) stritten für ihn; Gentius von Illyrien half ihm mit aller Macht, und die wohlgerüstete Phalanx schien furchtbarer als je. Endlich erschien Paulus Aemilius mit verstärkter Macht. Numidische, Italische, Griechische und Kleinasiatische Völker waren in seinem Heere; gleichwohl schien dem römischen Feldherrn jedes Hilfsmittel der Vorsicht und Anstrengung nöthig, um den Sieg zu sichern. Er selbst gestand nachmals, daß der Anblick der Phalanx, als sie, in der entscheidenden Stunde bei Pydna, in gedrängter Ordnung sich auf die Legion stürzte, ihn furchtbar erschüttert habe (3816). Aber es war der letzte Tag ihres Ruhmes. Nach heldenmüthiger Vertheidigung fiel der Kern des Macedonischen Heeres

auf dem Wahlplatz, der Ueberrest kam auf der Flucht um, oder wurde gefangen. Perseus ward gefangen und nach Rom geschleppt, wo er den Triumphzug des Siegers durch seine Trauergestalt schmückte, und nach fünfjährigen Leiden und unerhörter Mißhandlung in den römischen Gefängnissen starb.

Auch Gentius fiel in Gefangenschaft. Illyrien und Macedonien, nachdem man sie geplündert hatte, wurden darauf, jenes in drei, dieses in vier sogenannte Freistaaten vertheilt, und ihnen auferlegt, die Hälfte dessen, was ehedem ihre Könige bezogen, als jährlichen Tribut an Rom zu entrichten.

Perseus Schicksal machte alle Könige zittern. Auf das Gebot des römischen Gesandten Popilius Länas (die Zeit der Schonung war vorüber) verließ der Syrische Antioch das halberoberte Aegypten, und dieses letztere Reich wurde durch die von Rom angeordnete Trennung der Nebenländer vom Hauptland auf beständig geschwächt. Die Prinzen von Aegypten und von Syrien kamen nach Rom, um von den Aussprüchen des Senates ihr Recht zu erhalten, oder auch, um als Geißeln in dessen Gewahrsam zu bleiben. Aber den Königen ward verboten, ohne Erlaubniß dahin zu gehen. Man kannte keine Sprache, als die des Befehlens mehr.

Um diese Zeit traten die Römer unter Opimius in das jenseitige Gallien. Jetzt wurden keine Abgaben mehr von den Bürgern verlangt; es schien billig, daß der Sieger auf Unkosten der Besiegten lebe.

Der Schleier war gefallen, womit Rom seine Anmaßungen früher bedeckt hatte; es stellte sich ungescheut dar als Gebieterin der Welt; und durch zwei unerhörte Abscheulichkeiten charakterisirte und befestigte es seine Macht, die Unterjochung von Achaia und die Zerstörung Karthago's.

Vertrauensvoll hatte Griechenland sich den Siegern Philipps in die Arme geworfen, da es von einem freien Volk keine Gefahr für die Freiheit besorgte. Auch nach der Demüthigung der Aetoler — die man als verdiente Strafe des Trotzes und Wankelmuthes betrachtete — blieben die Uebrigen, vorzüglich die Achäer, Rom ergeben, und es schien dessen Freundschaft ihrem Gedeihen förderlich. Aber schon Flaminius bereitete ihnen Fesseln durch künstliche Verwirrung aller Verhältnisse, und durch Bildung einer eigentlich römischen Partei in allen Gemeinden. Die Opposition dieser gegen die patriotische Partei wurde in dem Maaße fühlbar, als die mit der Macht stets zunehmende Anmaßung der Römer den Gutgesinnten die Augen über die Gefahr des Vaterlandes öffnete. Diese Partei war der Zahl, wenn auch nicht der Macht nach, die größere. Man gab ihr den Namen der „Macedonischen“ Partei, um hierdurch ihre Mißhandlung zu rechtfertigen. Billiger hätte man sie die „Patriotische“ geheißen; denn zwischen ihr und Macedonien bestand — wenige erkaufte Anhänger ausgenommen — bloß die natürliche Freundschaft der Genossen desselben Druckes und derselben Hoffnung. Dagegen waren die Feinde und Verräther ihres Vaterlandes durch das Palladium des römischen Namens geschützt, und gelangten, unter dem allgemeinen Hasse, zu Reichthum und Macht. Ihre Aufhetzung bewog, gleich nach dem Fall des Perseus, die Römer zu der empörenden Gewaltthat, auf einmal tausend der edelsten Achäer, deren Gesinnungen verdächtig, deren Einfluß gefährlich schien, aus dem Schooß ihrer Familien und Gemeinden zu reißen, und nach Italien — als zur Verantwortung für ihre Anhänglichkeit an Macedonien — zu schleppen. Siebenzehn Jahre schmachteten diese Opfer der schamlosesten Tyrannei in den Kerkern Italiens. Die meisten starben.

Zum Lohne seines Bubenstückes wurde Kallikrates — er hatte die Liste jener Patrioten verfertigt — Bundeshaupt der Achäer. Der Abscheu des Volkes lag auf ihm, aber Furcht vor Rom erhielt die Ruhe.

Endlich entbrannte die Flamme des Hasses. Der abermalige Abfall Sparta's vom achäischen Bund und Rom's herrische Einmischung gaben dazu den Anlaß. Doch zögerte jetzt Rom, indem es so eben in Afrika zur Vertilgung Karthago's, und in Macedonien zur Stillung eines Aufruhrs kämpfte. Denn die Macedonier hatten den Andriskus, der sich für Perseus Sohn ausgab, mit Freuden als König erkannt (3835). Der Krieg schien so wichtig, daß Q. Metellus, der ihn siegreich endete, mit einem Triumph und dem Ehrennamen Macedonicus belohnt ward. Derselbe schlug die Achäer, welche indessen mit mehr Muth als Klugheit den Kampf begonnen. Ihr Feldherr Kritolaus tödtete sich selbst. Aber Diäus, sein Nachfolger, setzte den Widerstand als Verzweifelnder fort. Doch vergebens stritt er auf der Korinthischen Landenge, der alten Griechen würdig. Dem stärkeren verliehen die Götter den Sieg. Diäus, unter den Trümmern des fallenden Vaterlandes, gab sich und den Seinigen den Tod. Mummius, Metellus Nachfolger, rückte vor Korinth. Diese ehrwürdige, fast tausendjährige Stadt, eine der Hauptzierden Griechenlands, und die reichste an Kunstwerken, wurde erobert und verbrannt (3838). Alle waffenfähige Einwohner wurden erschlagen, die andern als Sclaven verkauft, die Kunstwerke meist zerstört, was übrig blieb, nach Rom geschleppt. Auch Chalcis auf Euböa, so wie Theben und andere Städte wurden verbrannt. Solche Mißhandlung erfuhr ein Volk, welches die Freiheit in Europa gepflanzt, so vielen Königen getrotzt, die Huldigung vieler andern empfangen, und die Erde mit seinem Ruhm erfüllt

hatte, durch die Hand eines gleichfalls freien und ruhmbegierigen Volkes!! —

Im dritten Jahre der 158sten Olympiade, im 608ten der Erbauung Rom's, und im 146sten vor Christus nahm die Unabhängigkeit Griechenlands dieses traurige Ende. Es wurde eine Römische Provinz unter dem Namen Achaja.

Dritter punischer Krieg.

In demselben Jahre, wie Korinth, fiel auch Karthago, auf noch schrecklichere Weise. So hart der zweite Friede mit Rom gewesen, so erholte doch der Staat sich schnell durch die Industrie der Bürger und Hannibal's weise Verwaltung. Das Mißtrauen Roms wurde hierdurch von neuem rege. Karthago sollte durchaus nicht mehr erstarken. Daher brachte man durch Verfolgung Hannibal's dessen Flucht zuwege, und daher sah man gerne, daß Massinissa immer weiter griff, und die Entwaffnete schonungslos beraubte. Vergebens forderte Karthago, da ihm Krieg zu führen nicht erlaubt war, die Gerechtigkeit Rom's zur Vermittlung auf. Der Richter war sein Feind; und als endlich Cato dahin als Gesandter ging, so vermehrte sein übermüthiges Betragen die Erbitterung, und seine Leidenschaft beschleunigte das Verderben der unglücklichen Stadt.

In derselben dauerte die Zwietracht der Parteien fort, und wurde heftiger als je. Der Patriotischen stand nicht nur eine Römische, sondern selbst eine Numidische Partei entgegen. In gerechter Erbitterung, aber vielleicht mit unklugem Eifer, verbannte die erste alle Anhänger Massinissa's und gab hierdurch Anlaß zum Krieg. Denn als der König ihre Wiederherstellung forderte, so ergriff Karthago entrüstet die Waffen. Aber der neunzigjährige Massinissa schlug ihr Heer und rieb es auf.

Kein günstigerer Zeitpunkt war möglich, die Nebenbuhlerin zu erdrücken. Sie hatte den Vertrag gebrochen, und ihr Heer war dahin. Also erklärte Rom den Krieg (3834). Auf diese Schreckensnachricht fiel Utika von Karthago ab, und unterwarf sich Rom. Die geängstigten Karthager verwiesen die Anstifter des Krieges gegen Massinissa; ja sie erklärten sich zuletzt für Unterthanen der übermächtigen Feindin. Der Senat nahm, scheinbar wohlgefällig, die Unterwerfung an, versprach Karthago die Erhaltung, wenn es 300 seiner edelsten Söhne als Geißeln senden, und weiter thun würde, wie die Konsuln beföhlen. Die Geißeln kamen und die Konsuln gingen nach Afrika. Jetzt forderte man die Auslieferung der Schiffe, der Waffen, des Kriegsgeräthes. Die Karthager gehorchten. Endlich erging der Befehl, die Stadt niederzureißen und eine andere zu bauen weit weg vom Meere und ohne Mauern.

Als die Karthager dieses vernahmen, ergriff sie die äußerste Verzweiflung. Einmüthig beschloßen sie, ihre theure Stadt zu retten oder zu sterben. Niemals sonst wurde auf so glänzende Weise gezeigt, was ein auf's Aeußerste gebrachtes Volk vermag.

Gegen die sieggewohnten Legionen hielt sich die hilflose Stadt heldenmüthig bis in's dritte Jahr. Mehrere Konsularische Heere wurden geschlagen, es schien die Kraft der Belagerten täglich zu wachsen; fast zagten die Römer. Da ernannten sie den jungen Scipio Aemilianus (Paul Aemils Sohn, aber durch Adoption des afrikanischen Scipio Enkel) zum Konsul. Die Legionen erhielten neuen Muth durch seinen Anblick, Kriegszucht durch seine Strenge, durch seinen Genius den Sieg. Die Karthager thaten mehr als glaublich ist. Der Hafen war durch einen Damm gesperrt, wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben, und der Feind

durch eine neue Flotte geschreckt. Zwei Mauern waren gefallen, die dritte hielt. Das Heer vor der Stadt wurde geschlagen, alle Zufuhr gehemmt; man trotzte dem Hunger wie dem Schrecken des Krieges. Endlich drang Scipio bei Nacht in den letzten Hafen, der untere Theil der Stadt wurde gewonnen, die obere Stadt und das Schloß (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio, sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Plätzen, Häusern floß Blut. Die Karthager, in wilder Verzweiflung, stritten fort; endlich, als alle Hoffnung verloren war, zündeten sie die Stadt an, und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf Befehl des Senates, vollendeten den Ruin.

So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weitherrschende, dem Handel freundliche Volk von Karthago, groß in seiner Blüthe, im Falle noch größer (3837).

Kümmerliche Ueberreste von ihm mögen in's innere Afrika — vielleicht bis jenseits der Wüste (Tombuktu soll von ihnen den Ursprung haben) geflüchtet seyn; Andere durch der Römer Gnade namenlos im Lande der Väter gelebt haben. Gebaut wurde dieses hinfort von Karthago's ehemaligen Unterthanen und von römischen Kolonisten. Der Handel zog sich nach Utika. Aber es erhob sich nachmals über den Trümmern des alten ein neues Karthago, von Tiberius Gracchus schon angelegt, von Julius Cäsar vollendet, und Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt dieser afrikanischen Küste.

Viriathus. Numantia.

Die Siegerin Karthago's und der Macedonischen Reiche führte bald nachher vieljährigen, unglücklichen Krieg mit einem Räuber, mit einer kleinen Stadt, mit einer Handvoll Sclaven. Daß solche Kriege furchtbar seyn konnten, deutet auf die Abnahme der moralischen Kraft.

Durch die Verdrängung der Karthager aus Spanien hatte Rom vorerst nur einen Schauplatz der langwierigsten und blutigsten Kriege erworben. Unter den wechselvollen Scenen dieses zweihundertjährigen Kampfes der Freiheit gegen Unterdrückung ziehen für jetzt insbesondere die Fehden mit Viriathus und mit Numantia unsern theilnehmenden Blick auf sich.

Viriathus, ein Gutsbesitzer in Lusitanien, ergrimmt über die Erpressungen der Römer, stellte sich an die Spitze seiner tapfern Landsleute, und erhob einen gefährlichen Krieg, der sich, unter vielen Niederlagen der Römer, aus dem jenseitigen bis in's diesseitige Hispanien verbreitete, und sechs Jahre lang die Legionen beschäftigte. Die Römer entledigten sich endlich des von ihnen sogenannten „Räubers“ durch Meuchelmord.

Numantia, eine in den altcastilischen Bergen am Duero gelegene, wohlbefestigte, aber nicht große Stadt, widerstand durch mehrere Jahre der römischen Macht, schlug mehr als ein konsularisches Heer, und erlangte endlich, durch Einschließung eines solchen, unter Mancinus einen billigen Vergleich. Aber der Senat weigerte sich, ihn zu erfüllen, vermeinte durch Auslieferung des Mancinus den Göttern, welche den Meineid rächen, Genüge zu leisten, und sandte Scipio mit starker Macht, den Krieg zu erneuern. Vierzehn Jahre nach Karthago und auf ähnliche Weise fiel Numantia

(3851), nach heldenmüthiger Gegenwehr, durch Scipio's Tapferkeit und durch die Verzweiflung der Bürger. Sie tödteten sich unter einander, und begruben sich unter den Trümmern der brennenden Stadt.

Um dieselbe Zeit hatten die Sclaven auf Sicilien einen Aufstand gemacht. Grausamkeit der Herren bewog sie dazu. Unter Anführung des verschmitzten Eunus stritten sie fünf Jahre, zuerst in kleinen Haufen, endlich mit starken Heeren, gegen die Römer, bis der Konsul Rupilius sie auf schreckliche Weise vertilgte (3852).

Dritte Abtheilung.

Zeitraum der Bürgerkriege.

Verfassung Rom's seit Vertreibung der Könige. Verderbniss.

Die Verfassung Rom's seit der Vertreibung der Könige war eine künstliche Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Formen. Die Macht des Konsulates — wenn auch mit vieler Vorsicht beschränkt — verlieh, wie es der Theorie nach seyn soll, der Regierung, zumal im Krieg, die Einheit und Energie des Königthums. Die Weisheit des aristokratischen Senates und seine perennirende Gewalt gaben — bei allem Wechsel der Magistrate nnd der Unstätigkeit des Volkswillens — den Staatsmaximen Festigkeit, den Maßregeln Zusammenhang, dem ganzen Reich einen beharrlichen Schwerpunkt. Die Volkssouverainetät aber wurde repräsentirt durch die Tribunen, unmittelbar aber erhalten und ausgeübt in den Komitien, denen nicht nur die Gesetzgebung, sondern auch die besonders wichtigen Regierungssachen, die Wahl aller hohen Magi-

strate, ja selbst ein Theil der Gerichtsbarkeit, überlassen blieb. Diese hochgepriesene Verfassung enthielt schon ursprünglich viele wesentliche Gebrechen, und fast unheilbare Grundübel, zumal dadurch, daß sie — vielleicht mehr als irgend eine andere — die republikanische Tugend der Bürger, auch Talent und Rechtlichkeit der Magistrate, als Bedingung ihrer Haltbarkeit und ihrer Güte voraussetzte. Der beste Konsul — abgesehen von allem Uebrigen — konnte schon durch einen schlechten Kollegen außer Stand gesetzt werden, das Staatswohl zu fördern. Das Ansehen das Senates nährte den Stolz seiner Glieder, erhielt unter allen demokratischen Formen die Gehässigkeit der Aristokratie, und die feindselige Entgegensetzung, die unabläßige Reibung zweier Parteien, der Vornehmen und Geringen. Das Volk endlich hatte zu viele Gewalt. Es läuft gegen den Begriff des Rechtes, daß das Volk selbst in Staatsverbrechen, sonach in eigener Sache, Richter sey. Die Magistrate, und die es zu werden wünschten, hatten zu viele Aufforderungen, dem Volke zu schmeicheln, durch ungerechte oder gefährliche Vorschläge seine Gunst zu erkaufen, und dabei die Leichtigkeit, es oftmals durch das Organ seiner unmittelbaren Häupter, der Tribunen, zu den verderblichsten Beschlüssen zu verleiten. Ueberall waren die Grenzen der einzelnen Gewälten nicht gehörig bestimmt, sie griffen gegenseitig eine in das Gebiet der andern ein; Kollisionen waren unvermeidlich. Bei den besten Zwecken mußte man zu Ränken, zu Täuschungen, oft zur Gewalt seine Zuflucht nehmen: es war ein unaufhörliches, feindseliges Treiben unter einander. Die Bürger wurden ihres Daseyns nicht froh. Endlich kam allzuvieles auf den Charakter und die Talente der Magistrate an, insbesondere der Tribunen, in deren Willkühr es stand, den Senat zu verwirren, alle Autoritäten zu lähmen, und Unheil

über Unheil zu häufen. Gleichwohl waren sie nothwendig zu Verhütung einer aristokratischen Despotie, und daß ein solches Hilfsmittel nothwendig war, beweisen wohl die Mängel der Verfassung.

Durch die ungeheure Vergrößerung der Macht hatte nun die römische Verfassung, ohne an ihrem Gerüste eine wesentliche Veränderung zu leiden — einen durchaus andern Geist erhalten. Sie war ursprünglich eine Stadt-Verfassung, und als solche noch erträglich. Auch bei mäßiger Erweiterung der Republik, durch Einverleibung und Kolonien und Bundesverhältnisse, mochte die Verfassung bestehen, besonders so lange noch ihre Aegide, die republikanische Tugend, bestand. Als aber die Bundesgenossen der That nach Unterthanen wurden, mehr noch, als man Länder und Königreiche zu Provinzen, d. h. zum Eigenthum der herrschenden Gemeinde erklärte, so konnten die Formen nicht mehr gut seyn, welche auf eine mäßige Stadt oder auf die Gebieterin Latiums, selbst auf das Bundeshaupt Italiens passen mochten. Jene Gesetze und Sitte, welche dem armen Rom genügten, mußten jetzt unwirksam werden, da Rom eine weitherrschende, in ihren Ansprüchen durch Nichts beschränkte Gemeinde, und sein Volk ein Volk von Königen war. Habsucht und Herrschbegierde wurden jetzt durch die Aussicht auf das unermeßlich vor ihnen liegende Aerntefeld ganz unbändig gemacht. Der Raub der Nationen strömte nach Rom, und häufte sich, da meist nur den Volks- und Kriegs-Häuptern und dem Senat erlaubt war, die Provinzen zu plündern, in wenigen Familien auf, und je größer der Gewinn, desto unersättlicher die Begierde; Raub und Erpressungen wurden schaam- und schrankenlos.

Die Wirkung von allem Dem war nicht blos das Aufhören der alten Mäßigung, Enthaltsamkeit und Tugendsitte,

sondern zugleich eine völlige Veränderung der Machtverhältnisse. Denn die Menge, die da nicht zur unmittelbaren Plünderung der Provinzen kam, zog dafür aus ihrem Wahlrecht zu den Aemtern Gewinn. Hinfort konnte Keiner mehr zu hohen Staatswürden, also auch zur Verwaltung von Provinzen, anders als durch Bestechung, ja fast offenbaren Kauf gelangen; es wurde der Reichthum, welcher aus der Macht geflossen, zugleich Mittel zur Erwerbung der Macht.

Und so erhob sich ällmälig an die Stelle der alten Adels- und der Optimaten-Aristokratie — jene des Reichthums. Schon längstens war die erste gestürzt worden. Dafür hatten die Optimaten-Geschlechter, d. h. jene Häuser — ohne Unterschied, ob patrizischen oder plebejischen Ursprungs — deren Glieder einmal zu den hohen Würden gelangt waren, dieselben fortwährend, wenn auch nicht ausschließungs-, doch vorzugsweise, behauptet. Auch waren derselben so viele, daß noch Spielraum genug für die freie Wahl, so wie für den Wetteifer der Tugend und des Talentes blieb. Jetzt aber konzentrirte sich die Macht in den Händen der allerreichsten Bürger, und es wurde die hassenswürdigste aller Aristokratien begründet.

Denn die Aristokratie der Geburt, und noch mehr jene des Amtes, ist einer Veredlung durch hinein zu legende Ideen empfänglich. Aber die Aristokratie des Reichthums ist durchaus gehässig und verderblich, und kann kaum aufkommen oder bestehen ohne Ertödtung der moralischen Begriffe. Denn alsdann wird die Achtung, welche dem Verdienst und der Tugend gebührt, dem Geld erwiesen, und mit dem Gelde werden auch alle Mittel, zu demselben zu gelangen, geehrt. Sodann wird, je größer der Reichthum der Einen, desto vollständiger meistens die Armuth der Andern. Hierdurch theilt sich ein Volk in zwei äußerst ungleiche,

feindselige Klassen; die eine, die in der Fülle des Genusses schwelgt, übermüthig und übermächtig ist; die andere, elend, unterdrückt, ohnmächtig, voll Haß gegen die Reichen, und gleichwohl denselben feil. In solcher Lage wird der Staat unheilbar verderbt, welches auch seine Form sey, aber vorzüglich bei der republikanischen, als welche wesentlich eine Gemeinschaft des Sinnes, der Genüsse und Interessen, Selbstverläugnung, Verehrung der Gesetze und der Tugend fordert. Diesem innern Verderben, als der natürlichen Folge der Welteroberung, sonach der Strafe für die Verletzung des Rechtes und der Naturordnung, reift jetzt Rom unaufhaltsam entgegen.

Zwar fehlte es nicht an Männern, welche solches Verderben erkannten, und die Rückkehr der alten Weise wünschten. Aber sie bemerkten die Wurzel des Uebels — die unbändige Vergrößerungssucht des Staates — nicht, und vermeinten, durch Vertheidigung der Formen auch den Geist festzuhalten, welcher schon längstens entflohen war.

Also der berühmte M. Portius Cato, der durch alle Strenge seiner Censur das Uebel nicht mehr gut machte, welches er durch Aufhetzung des Senates zur Zerstörung Karthago's bewirkt hatte.

Die Gracchen.

Eingreifender, aber dennoch unhaltbar und zum Verderben der Urheber ausschlagend, waren die Reformen des edlen Brüderpaares, der Gracchen, zweier Demagogen, welche durch Charakter und Schicksal höchst interessant, und durch ihren dauernden Einfluß von welthistorischer Wichtigkeit sind. Cornelia, die vortreffliche Schwester der Scipionen, hatte sie dem sehr geachteten Plebejer Sempronius Gracchus geboren. Trotz der Schmähungen des Parteigeistes,

strahlte die politische Tugend dieser Brüder im hellsten Licht. Indessen ist offenbar der Charakter des ältern, Tiberius, edler als jener des jüngern, Cajus; dieser glänzt mehr durch Talent hervor.

Tiberius Gracchus hatte auf seiner Heimkehr aus dem Numantinischen Krieg das Elend der in drückender Abhängigkeit von den Reichen lebenden Einwohner Italiens wahrgenommen. Die dem Staat angehörigen Gründe (ager publicus), welche überall einen sehr großen Theil des Landes ausmachten, waren fast alle einigen wenigen begünstigten oder reichen Familien in Rom zum Nutzeigenthum verliehen. Durch den Schweiß armer, abhängiger Kolonen gedüngt, trugen die Aecker ihren Segen nur den vornehmen Prassern der Hauptstadt. Die geringern Bürger, d. h. die Masse des römischen Volkes, waren fast leer ausgegangen bei der Vertheilung des durch gemeine Waffen gewonnenen Landes. Steigende Noth und Verschuldung hatten sie selbst um ihre kärglichen Loose gebracht. Voll Verlangens, den Zustand des gemeinen Volkes zu verbessern, und den Uebermuth der Vornehmen (welches Wort jetzt fast gleichbedeutend mit „Reich“ war) zu zügeln, bewarb Tiberius sich um das Tribunat, und erhielt es.

Jetzt schlug er die Erneuerung des Licinischen Ackergesetzes vor (3851), jedoch mit einigen mildernden Bestimmungen. Kein römischer Bürger sollte von den Staatsländereien mehr als 500 Morgen auf seinen eigenen Namen, und 250 Morgen für jedes in der väterlichen Gewalt befindliche Kind besitzen. Was Einer wirklich mehr inne habe, das sollte er an die Gemeinde zurückgeben, jedoch einen Ersatz dafür aus dem öffentlichen Vermögen erhalten. Die auf solche Weise eingezogenen Gründe sollten dann unter die Armen als Eigenthum vertheilt, und sonach nicht mehr ver-

äußert werden. Dieses Gesetz, welches allerdings das Grundübel bei seiner Wurzel angriff — aber freilich auch nach den damaligen Verhältnissen Roms drückender als zu Licinius Zeiten scheinen mußte — brachte, wie voraus zu sehen war, ungemeine Bewegung und den heftigsten Widerstand der Optimaten hervor. Dennoch ging das Gesetz durch. Aber bei den vielen Hindernissen der Ausführung und dem fortwährenden Widerstand der Optimaten glaubte Tiberius die Verlängerung seines Tribunats — als welches ihn vor der Wuth der Gegner schützte — suchen zu müssen. Aber man zitterte vor der Verlängerung seines Tribunats. Also, gleichwie einstens einem Cassius, Mälius und Manlius geschehen, warf man den Verdacht der Tyrannei auf ihn. Doch nicht auf dem gesetzlichen Wege der Anklage und des Urtheils, sondern — zum erstenmale seit Rom stand — durch Tumult und Gewaltthat wurde die Rache entschieden. Denn als bereits die Tribus über die neue Wahl zu stimmen anfingen, da erhob sich, durch Leidenschaft dahin gerissen, Scipio Nasica, Pontifex Maximus, ein sonst geehrter Mann, von würdevollem Ernst, und Gracchus Verwandter. „Mir nach, wer das Vaterland retten will!“ rief er, und die Senatoren, viele Ritter und die reichsten Bürger mit ihren Anhängern stürzten, mit Keulen, Stühlen, und was ihnen der Zufall in die Hand gab, bewaffnet, gegen das wehrlose Volk. Ein Kollege des Gracchus that auf ihn den ersten Schlag. Er fiel mit dreihundert seiner Partei; ihre Leichen wurden in die Tiber geworfen (3853).

Aber der allgemeine Haß lag auf den Mördern, und die Gährung dauerte fort, und kam zehn Jahre später durch Cajus Gracchus zu noch heftigerem Ausbruche.

Cajus Gracchus hatte das Tribunat erlangt, und erneuerte nicht nur, sondern verschärfte noch die Gesetze seines

Bruders. Andere zum Theil wohlthätige und weise, zum Theil gefährliche folgten nach. Sie waren fast alle auf die Herabsetzung und Kränkung des Senates berechnet. Vorzüglich wichtig war das Gesetz, wodurch das Richteramt den Rittern übertragen, und ein anderes, wonach den Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilt werden sollte. Jenes gab der Ritterschaft eine sehr erhöhte, politische Bedeutsamkeit, und mochte leichter zur Störung, als zur Erhaltung des Gleichgewichts beitragen; dieses enthielt den Zunder des schrecklichsten Krieges, welcher jemals Italien verwüstet. Zwei Jahre behauptete Cajus durch seinen Feuereifer und seine siegende Beredtsamkeit ein entschiedenes Uebergewicht. Aber es glückte seinem Gegner, den gefürchteten Mann im dritten Jahre vom Tribunat zu entfernen, worauf keine Schonung mehr nöthig schien. Der Konsul Opimius war Gracchus persönlicher Feind. Er ließ sich, wie bei großen Gefahren, durch den Senat die höchste Gewalt ertheilen, griff die Bürgerschaar, die es mit Gracchus hielt, mit bewaffneter Macht an, und zerstäubte sie. Ueber 3000 Bürger fielen, unter ihnen Gracchus. Sein Haupt wog Opimius dem Mörder mit Gold auf (3863). Darauf ließ er frevelnd der Eintracht einen Tempel errichten, während die Gegenpartei noch immer verfolgt, und was die Gracchen gebaut hatten, triumphirend eingerissen ward. Aber das Volk bewahrte die Brüder in dankbarem Andenken, errichtete ihnen Statuen, und nannte sie Märtyrer der Freiheitsliebe. Opimius, der nachmals wegen Bestechung verurtheilt ward, starb in tiefster Verachtung.

Der Damm war gebrochen. Gewalt trat an die Stelle des Gesetzes. Die Heiligkeit des Tribunats war in dem ältern Gracchus, und in seinen und seines Bruders Anhän-

gern jene des Lebens der Bürger verletzt worden. Rom ging einer schrecklichen Zeit entgegen.

Auch während der Gracchischen Unruhen hatten die Römer nach Außen gekriegt. Ein großer Theil des südlichen Galliens, bis gegen die Pirenäen, wurde in verschiedenen Zügen erobert, die Saluvier, Allobroger, Arverner und andere Völker daselbst besiegt, und die Kolonie Narbo Martius (Narbonne) angelegt. Auch wurden die Balearischen Inseln durch Q. Metellus (des Macedonicus Sohn), und durch L. Cäcilius Metellus die Dalmatier unterworfen, endlich auch gegen die Scordiscer in Thracien mit abwechselndem Glück gekriegt.

Der Krieg des Jugurtha und der Cimbren.

Jetzt übertönten zwei besonders wichtige Kriege, der des Jugurtha, und jener der Cimbren, eine Zeit den Parteienkampf; aber sie nährten zugleich den innern Brand, und legten den Grund zu einem schnelleren Ausbruch.

Nach Massinissa's Tod theilte Rom die Erbschaft des Königs nach Gutdünken unter dessen Söhne, und die Numidischen Prinzen kamen von nun an in Abhängigkeit. Daher, als unter den Enkeln Massinissa's Streit entstand (3865), und Jugurtha, einer derselben, von seinen Vettern Einen tödtete, den Andern vertrieb, Rom unbedenklich als Richterin auftrat. Aber Jugurtha bestach den Senat und dessen Kommissarien, und tödtete nun auch den Rivalen, der nach Rom geflohen. Zwar wurde ihm nun, auf des Tribuns C. Memmius Betreiben, der Krieg angekündet; aber Jugurtha behauptete sich noch eine Reihe von Jahren gegen Volksbeschlüsse und Kriegsheere durch Bestechung der Häupter; ja er war frech genug, selbst nach Rom zu gehen, und dort noch einen dritten Verwandten zu morden. Endlich (3874) wurde

Q. Metellus, der Sieger Macedoniens, gegen ihn gesandt, ein unbestechlicher Mann und großer Feldherr. Jugurtha, wiewohl auch im Kriege geschickt, konnte diesem Gegner nicht stehen, und floh, nach verschiedenen Niederlagen, zum Mauretanischen König Bochus, dessen Eidam er war.

Aber der Ruhm der Beendigung des Krieges wurde Metellus durch C. Marius entrissen, einen der merkwürdigsten Männer in Roms Geschichte. Er war zu Arpinum von niedrigem Stande geboren. Ohne Vermögen, ohne Erziehung, ohne Wissenschaft, blos durch soldatisches Verdienst und eine rauhe Größe des Charakters hervorragend, machte er durch tapfere Thaten seinen Namen im Heere berühmt, und in der Stadt durch populäre Grundsätze. Als Tribun rechtfertigte er durch seinen Eifer das Vertrauen des Volkes, und sein Gönner Metellus, der ihn als Legat nach Numidien nahm, erkannte die Wichtigkeit seiner Dienste. Aber Marius verdrängte seinen Wohlthäter durch Verunglimpfung beim Volke vom Kommando, welches er dann selbst als neugewählter Konsul übernahm (3877).

Durch große Schlachten und die Eroberung der stärksten Festen brach Marius die Macht des vereinten Numidiens und Mauretaniens. Bochus lieferte den Eidam an die Römer aus. Sulla, Marius Quästor, bewirkte solches, und von da an warf Marius seinen Haß auf Sulla. Bochus bekam jetzt einen Theil von Numidien, einen andern behielt Rom, ein dritter wurde den noch übrigen Prinzen Hiempsal und Hiarbas verliehen (3878). Jugurtha ging vor dem Triumphwagen des Ueberwinders her, und litt durch Hunger im unterirdischen Kerker den Tod.

Die Freude über den Triumph wurde gestört durch die Schrecken des Cimbrischen Krieges. Dieselben hatten schon in den ersten Jahren des Jugurthinischen begonnen, als

man vernahm, daß aus Gegenden der Mitternacht ein wanderndes Volk sich heranwälze, von welchem man noch nie gehört. Dreimal hunderttausend Männer zählte der Schlachthaufe, von übergroßer Gestalt, mit blauen Augen und blond von Haaren. Ihre Weiber und Kinder führten sie mit sich, es sey ein unabsehlicher Zug. Also ein Germanisches Volk, wie diese Charaktere zeigen, aber ohne nähere Bestimmung der Herkunft. Dieses ist die erste deutliche Erscheinung der Teutschen in der Geschichte. Und eine furchtbare Erscheinung! Nachdem die Cimbrer den Konsul Papirius Carbo bei Noreja an der Illyrischen Grenze geschlagen (3871), zogen sie durch Helvetien über den Rhein nach Gallien, und verwüstend bis jenseits der Pyrenäen in's Celtiberische Land. Die Tiguriner (im Zürcherland), die Ambronen mit den Tugenern, die Tectosager (von Toulouse) und endlich die ungeheure Schaar der Teutonen (eigentliche Teutsche von der Ostsee) vereinten sich mit ihnen. Vergebens hatten sie wiederholt von den Römern Land begehrt. Da wurden nach einander M. Junius Silanus und M. Aurelius Scaurus durch die Cimbrer, L. Cassius Longinus am Genfersee durch die Tiguriner, schrecklich aber und bis zur Vernichtung Cn. Manlius Maximus und Q. Servilius Cäpio geschlagen (3879). Teutoboch und Bojorich waren schrecklicher als Hannibal.

In dieser großen Gefahr schien nur durch Marius Hilfe möglich. Demnach, mit Verletzung der wichtigsten Grundgesetze, wurde er, noch in Numidien stehend, abermal, und — bei fortdauernder Furcht — vier Jahre nach einander zum Konsul gewählt. Er entsprach der Hoffnung. Als die Heermassen der Feinde sich theilten, die Teutonen von Gallien, die Cimbrer von Tyrol her gegen Italien zogen, da rückte Marius an die Rhone, und stürzte auf die Barbaren

bei Aquae Sextiae (Aix en Provence). Die Ueberzahl erlag der Taktik, Stärke und wilder Muth der hohen Begeisterung. Zweimal hunderttausend Barbaren wurden getödtet, 80,000, mit ihnen der riesenmäßige Teutoboch, wurden gefangen; die Nation der Teutonen verschwand (3882).

Indessen waren die Cimbrer — noch im Winter — durch die Alpenpässe nach Italien gedrungen. Q. Luctatius Catulus wich an die Etsch. Marius eilte ihm zu Hilfe. In den Gefilden von Verona oder von Vercellä am neun und zwanzigsten Julius des nämlichen 3882sten Jahres lieferte Marius die zweite Vertilgungsschlacht. Die Cimbrer, 150,000 Mann an Zahl, schreckend durch Gestalt und Waffen, zogen langsam in einem ungeheuren Viereck heran, 15,000 gepanzerte Reiter standen zur Seite. Als diese in verstellte Flucht sich begaben, und die Römer ungestüm folgten, da stürzte plötzlich die ganze Feindesmacht auf ihre getrennten Reihen, und erhob ein Siegesgeschrei. Aber die jetzt plötzlich hervorbrechende Sonne blendete die Cimbrer, und Marius entriß ihnen den bereits halb gewonnenen Sieg. — Es erging ihnen, nach gräßlichem Widerstand, wie den Teutonen. Selbst ihre Weiber stritten noch von der Wagenburg mit heldenmüthiger Verzweiflung. Die Tiguriner, als sie solches Unglück vernahmen, zerstreuten sich. Marius, der Retter Roms, hielt einen herrlichen Triumph.

Der Bundesgenossen-Krieg.

Aber trunken von der soldatischen Größe und des Herrschens gewohnt, glaubte er nun Anspruch zu haben auf bleibende Herrschaft. Auch ward er zum sechstenmal Konsul (3883) durch die Gunst des Pöbels, dem er immerdar angehangen, und durch den Eifer zweier gleichgesinnten Demagogen, des Tribuns L. Appulejus Saturninus und des

Prätors Glaucias. Diese beiden ermordeten auf den Komitien ihre Mitwerber um die von ihnen gesuchten Staatsämter, und bemächtigten sich des Kapitols. Aber das entrüstete Volk überwältigte sie, und schleppte sie zum Tode. Hierauf entfernte sich Marius auf einige Zeit nach Asien.

Nach kurzer Ruhe veranlaßte Livius Drusus noch größern Brand. Die Ritter hatten das ihnen von C. Gracchus übertragene Richteramt schändlich geführt, und als Pächter der Staatseinkünfte den öffentlichen Haß durch Erpressungen verdient. Livius Drusus, als Tribun, brachte die Theilung der Gerichtsbarkeit zwischen dem Senat und den Rittern zuwege, wogegen der Erste aus den Letzten ergänzt werden sollte. Aber damit machte er sich beide Parteien zu Feinden. Um einen mächtigen Anhang zu gewinnen, erneuerte er nun den Vorschlag, welchen schon Gracchus gethan, allen italienischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen (3893), und setzte ihn durch, ungeachtet des Widerstandes beider Konsuln. Beim Heimgehen von den Komitien stach ein Unbekannter ihn todt. Der Senat, hocherfreut, zernichtete die ihm verhaßten Gesetze, und brachte Rom dadurch an den Rand des Verderbens.

Denn die Bundesgenossen geriethen jetzt, nachdem abermals ihre Hoffnung getäuscht war, in fürchterliche Wuth. Sie beschlossen, durch Gewalt zu erringen, was ihnen so ungerecht verweigert ward. Es sollte nicht mehr Rom, es sollte das verbündete Italien die höchste Macht besitzen, und Corfinium die Hauptstadt des Bundes seyn. Fast alle Bundesgenossen (am ersten die Marser, von welchen der Krieg auch benannt wird) ergriffen die Waffen, und führten durch drei Jahre mit großer Ueberzahl und mit römischer Kriegskunst Krieg gegen Rom (3894). Ganz Italien schwamm im Blut. Dreimal hunderttausend seiner Jünglinge wurden

getödtet; Grausamkeit und gegenseitige Verrätherei schienen die Aussöhnung unmöglich zu machen.

In derselben Zeit erhob Mithridat der Große, König von Pontus, gefährlichen Krieg. Mithridat, durch seinen Geist und seine Verbindung mit vielen Scythischen Völkern stark, brach hervor aus Pontus (3895), überschwemmte Kleinasien, ließ 80,000 Römer in diesem Land an einem Tag mittelst geheimer Befehle ermorden, ging über's Meer, besetzte die Inseln, besetzte Thracien, Macedonien, einen Theil von Griechenland mit Athen, und hatte den Plan, die Völker von Tanais bis an die Alpen in einem großen Bund zum Angriff auf Italien zu sammeln. Die Gefahr schien größer als beim Cimbrischen Krieg.

Jetzt ertheilte der Senat, nach einigen Siegen über die Bundesgenossen, denjenigen, welche treu geblieben (als vielen Lateinern und Umbrern), hierauf solchen, welche zur Treue zurückkehrten, das Bürgerrecht. Die übrigen wurden ohne Mühe einzeln besiegt, erhielten jedoch fast gleiche Bedingungen.

Auf solche Weise wurde ganz Italien Rom; allerdings gerecht, da Rom durch Italiens Kräfte so groß geworden. Aber um so unzureichender wurden die alten Formen, und um so gefährlicher die ganze Verfassung. Die Bewegungen der römischen Stadtgemeinde setzten sich nun über ganz Italien fort, und wuchsen an Fruchtbarkeit wie an Umfang. Der Zusammenfluß von so ungleichen Interessen vermehrte die Entzweiungen. Hinfort wurde fast unmöglich, eine Gemeinschaft des Einflusses zu bewirken, und es mochte der verworfenste Rottenführer, wenn er in Rom übermannt war, in den Leidenschaften und Vorurtheilen Italiens eine gesetzliche Stütze finden. Die allerdings weise Maßregel, wornach man aus den adoptirten Bundesgenossen, anstatt sie in die alten

Tribus zu vertheilen, acht eigene Tribus bildete, und hierdurch jenen das Uebergewicht auf den Komitien sicherte, verminderte zwar das Unheil, aber hob es nicht. Schon der Streit um dieses wiederholt gegebene und widerrufene Gesetz tränkte mehrmals Italien mit Blut.

Erster Bürgerkrieg.

Zwischen Marius, dem Haupt der Demokraten, und L. Corn. Sulla, dem Vorfechter der Aristokratie, bestand der entschiedenste Widerstreit der Gesinnungen und Zwecke. Aber der Haß, welchen diese Gegensetzung der Charaktere gegründet, entglühte noch heftiger durch Jenes, was beiden gemein war, den unersättlichen Ehrgeiz und die wüthende Herrschsucht, und wurde verderblich für Rom durch Beider hohe Kraft, Starrsinn und Grausamkeit. Im Jugurthinischen Krieg und in jenem der Cimbrer hatte, wiewohl es an Gegenständen des Neides nicht fehlte, doch Marius Ruhm den seines jüngern Nebenbuhlers weit überstrahlt; bei dem Bundesgenossen-Krieg dagegen schien Sulla's Talent und Glück den alternden Marius zu verdunkeln. In ihm glaubte Rom den besten Feldherrn für den Mithridatischen Krieg zu finden, und ernannte ihn dazu, da er gerade als Konsul mit dem Heere vor Nola lag (3896).

Darüber empfand der 70jährige Marius tödtlichen Verdruß; ihn selbst gelüstete nach den Pontischen Lorbeeren, und so groß war sein Anhang im Volk, daß auf des Tribuns Sulpicius Vorschlag dasselbe den Senatsbeschluß, der Sulla zum Feldherrn gemacht, tumultuarisch vernichtete und die Anführung an Marius gab.

Als Sulla dieses vernahm, führte er sein Heer feindlich nach Rom. Zum erstenmal und mit Zittern sah Rom seine Bürger, die es zu eigenem Dienste bewaffnet, verrätherisch

diese Waffen gegen die Mutter kehren. Es waren nicht Roms, es waren nur Sulla's Krieger mehr; der traurige Unterschied zwischen Soldaten und Bürgern begann.

Ohne Widerstand zog Sulla in die zitternde Stadt. Marius entfloh mit Noth. Da diktirte Sulla an der Spitze der Truppen ein Dekret, wornach der Ueberwinder der Cimbrer und sein Sohn, und zehn seiner wichtigsten Anhänger, als Feinde des Vaterlandes erklärt, und Preise auf ihren Kopf gesetzt wurden. Hierauf vermehrte er den Senat, schwächte durch verschiedene Gesetze die Macht des Volkes und der Tribunen, die er auf ihre ursprüngliche Bestimmung — doch ohne dauernde Wirkung — zurückführte, und stellte die comitia centuriata wieder her.

Als er nun die Aristokratie befestigt, und die Stadt beruhigt glaubte, auch die neuen Konsuln, Cn. Octavius und Cornelius Cinna, gewählt waren, so verließ er Rom, und zog nach dem Orient.

Aber der geächtete Marius war den Henkern entronnen, und unter vielfachen Gefahren nach Afrika gelangt. Hier, in dem Land, welches der erste Schauplatz seiner Siege gewesen, irrte Marius in elender Verlassenheit umher, unaufhörlich vom Racheschwert bedroht, in Noth und Mangel, und hier war es, wo er, unter den Trümmern von Karthago ruhend, zu dem Abgeschickten des Befehlshabers der Gegend die bedeutungsvollen Worte sprach: „Sage deinem Herrn, du habest den Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago gesehen." Endlich fand er Zuflucht auf einer einsamen Insel.

Cinna fiel bald ab von Sulla. Er schlug vor, wie schon Sulpicius gethan, die Bundesgenossen unter alle Tribus zu vertheilen, und wurde hierüber von Octavius, seinem Kollegen, nach blutigem Kampf vertrieben. Aber die Ita-

liener sammelten sich häufig unter seine Fahnen. Da rief er Marius zurück, und zog vereint mit ihm vor Rom. Siebenzehn Tausend Menschen wurden vor den Thoren der Stadt erschlagen, und darauf, nach kurzer Unterhandlung, zogen die Sieger ein; Cinna mit scheinbarer Huld, Marius mit finsterem, racheverkündendem Blick. Jetzt fingen die Schreckensscenen an. Die Soldaten, wie nach Erstürmung einer feindlichen Stadt, raubten, mißhandelten, mordeten ohne Unterschied der Partei. Marius und Cinna wütheten gegen ihre persönlichen Feinde. Viele angesehene und edle Männer, die vornehmsten Senatoren, alle Häupter der Sullanischen Partei wurden getödtet, Sulla selbst geächtet. Cinna, nach fünftägigem Morden, wurde des Blutvergießens satt. Aber Marius erheiterte den Todesblick nicht. Mit einer bewaffneten Schaar ging er umher. Wessen Gruß er nicht erwiederte, den machte sie nieder.

Aber die Botschaft von Sulla's Siegen und wahrscheinlich naher Rückkunft störte seinen Genuß. Das siebente Konsulat, wonach das heftigste — und zugleich abergläubische — Streben seiner Seele ging, legte er sich selber bei, und gab sich Cinna zum Kollegen. Doch nur wenige Tage verwaltete er solches. Von Unruhe gefoltert, suchte er durch Wein sich zu betäuben, und starb, eines Tyrannen würdig (3898).

Fortsetzung. Mithridatischer Krieg.

Indessen hatte Sulla den Mithridatischen Krieg glorreich geführt. Archelaus, Mithridates Feldherr, zog bei Annäherung der Römer seine Kriegsmacht in Böotien und in Athen, seinem Hauptwaffenplatz, zusammen. Sulla griff die Stadt an, und eroberte sie, nach verzweifelnder Gegenwehr, mit Sturm. Ueber den Leichen der Barbaren

und Bürger stürzte der größte Theil der Stadt in Schutt und Asche zusammen, die Gebäude des Piräus und jene von Munichia verzehrte die Flamme. Athen, wiewohl es bald wieder aus dieser Verwüstung emporstieg, erhielt doch seinen Glanz nicht mehr.

Von da rückte Sulla in die Gefilde von Chäronea, sodann nach Orchomenos. An beiden Orten erfochte er glänzenden Sieg. Europa war für Mithridat verloren; bald zog sich der Krieg nach Asien. Auch zur See wurde gestritten.

Jetzt erschien Marius Nachfolger im Konsulat, Valerius Flaccus, aus Rom, mit zwei Legionen. Viele von seinem Heer gingen zu Sulla über, den er verdrängen sollte. Flaccus wurde von Flavius Fimbria, seinem Unterfeldherrn, getödtet, welcher hierauf nach Asien ging. Mithridates suchte billigen Frieden durch Unterhandlung. Aber Sulla verwarf alle Anträge, und setzte den Krieg fort, bis Mithridates das Aeußerste einging. Bithynien, Kappadocien, Asien (das Pergamenische Reich), Alles, was er erobert, dazu 3000 Talente und 80 Schiffe, mußte der König als Preis des Friedens geben, und sich auf Pontus beschränken (3900). Hierauf wurde der verbrecherische Fimbria angegriffen, und gab sich, verzweifelnd, den Tod. Seine Legionen erhielt Murena.

Dieß alles vollbrachte Sulla ohne Hilfe von Rom. Die Länder, wo er kriegte, trugen die Last. Kleinasien vorzüglich fühlte die Geißel der Brandschatzung, der Lieferungen, des willkürlichen Raubes. Endlich mußte es noch 20,000 Talente Strafgeld wegen der gegen Rom gezeigten Abneigung zahlen. Der Verfall seiner meist so blühenden Städte kann von hier an gerechnet werden.

Aber in Rom wütheten die Schreckensmänner fort.

Cinna und Carbo, der sich Konsul nannte, und Norbanus, und der junge Marius wurden durch Haß und Verdacht, Furcht und natürliche Grausamkeit zu unaufhörlichem Morden getrieben. Die Rückkunft Sulla's eröffnete noch blutigere Scenen. Cinna, die Seele der Marianischen Partei, als er ihm entgegen zog, wurde von seinen eigenen Soldaten im Aufstand erschlagen. Sertorius war nach Spanien gegangen. Die übrigen Anführer hatten zwar gleiche Tapferkeit, aber nicht gleiches Talent. Dennoch war ihre Macht furchtbar. Alle neuen Bürger hielten's mit ihnen; sie zählten 225,000 Streiter.

Gegen dieselben führte Sulla, in ruhiger Zuversicht, seine 40,000 Mann. Als er mit diesem treu ergebenen Heer von dem Landungsplatz in Apulien hinauf gegen Rom zog, strömten ihm seine alten Anhänger, Vertriebene, Flüchtlinge, viele Senatoren, Konsularen, Mißvergnügte aus allen Ständen entgegen. Bei Capua schlug er den Konsul Norbanus; das Heer des andern Konsuls, Scipio, ging zu ihm über. Metellus Pius, Cethegus, der junge Cn. Pompejus mit einer Schaar von Klienten, verstärkten seine Macht. Sardinien, Afrika wurde gewonnen. Carbo und der 26jährige Marius, die neuen Konsuln, stritten in verschiedenen Schlachten (besonders bei Sacriportus) unglücklich gegen Sulla und dessen Freunde. Marius schloß sich in Präneste ein; Carbo mit seinem Heer fiel in Sicilien durch Cn. Pompejus; Norbanus gab sich den Tod. Auch Marius tödtete sich mit seinem Freunde, dem jungen Telesinus.

Der Vater des Letzten, Pontius Telesinus, mit der Mannschaft der Lucaner und Samniter, hatte vor den Thoren Roms gegen Sulla gestritten. Seine Plane, aus angestammtem Hasse fließend, gingen auf Vertilgung der

Marianschen wie der Sulla'schen Partei, und auf Zerstörung Roms. Die Schlacht war mörderisch. Schon glaubte Sulla sich besiegt, als Crassus mit dem andern Flügel Rettung brachte, und dem Feind Verderben (3902).

Bis jetzt hatte Sulla Vertheidiger des Gesetzes und der Freiheit gegen die Tyrannei einer Faktion geschienen. Als diese niedergeschlagen, und kein Umschwung mehr zu besorgen war, so übte er selbst noch schrecklichere Tyrannei, und enthüllte ganz die schaudervolle Grausamkeit seiner unmenschlichen Seele.

Der Einzug Sulla's in Rom wurde nicht nur, wie jener des Marius, durch grausame Gewaltthat bezeichnet, sondern auch der heilige Stempel des Rechtes mißbraucht zur Besieglung und Vervielfältigung der Frevel. Tag für Tag wurden — eine scheußliche Erfindung Sulla's — Proscriptionstafeln bekannt gemacht, die langen Listen Derjenigen, deren Leben verwirkt, deren Güter verfallen wären. Der Reichthum selbst wurde Grund der Aechtung. Wer einen Geächteten erschlug, wurde mit zwei Talenten belohnt. Wer Mitleid bei einer Hinrichtung bezeigte, wurde getödtet. Eine einzige verdächtige Miene, ein ähnlicher Gesichtszug, ja selbst ein ähnlich klingender Name, brachten Verderben. Den heiligsten Naturpflichten wurde Hohn gesprochen. Kein Bruder durfte dem Brnder, kein Sohn dem Vater Zuflucht geben. Weiber verschloßen ihre Thüre vor dem geächteten Mann. Noch auf Söhne und Enkel der Proscribirten sollte die Strafe wirken, keiner derselben jemals ein öffentliches Amt erlangen. Auch an Todten äußerte sich die unbändige Wuth. Die Gebeine des alten Marius wurden ausgegraben, mißhandelt, und in den Anio geworfen, seine Trophäen und Statuen zertrümmert. Sulla's Haus selbst war einem Richtplatz ähnlich, und was er sprach, waren Befehle des

Todes. Aber einzelne Hinrichtungen währten ihm zu lange. Acht tausend Gefangene, denen er das Leben zugesichert, wurden mit einander im Circus geschlachtet.

Auch außer Rom, durch ganz Italien, erstreckten sich die Achtserklärungen, die Mordthaten, die Plünderungen. Alle Einwohner von Präneste wurden getödtet. Jene von Spoleto, Fluentia, Interamna wurden verkauft, mehrere Städte zerstört.

Diesem Blutmenschen, Sulla, gaben die Aristokraten, deren Sache er verfochten, den Namen Vater nnd Erretter! Er selbst, der Urheber unsäglichen Elendes, nannte sich, da ihm jeder Frevel gelungen, Faustus und Felix. Und da er, bei aller Tyrannei, das Ansehen haben wollte, die Verfassung zu ehren, so ließ er sich nach den alten Formen zum Diktator, scheinbar durch freie Wahl, jedoch auf unbestimmte Zeit, ernennen, und zog mit 24 Liktoren einher. Die Güter der Proscribirten wurden unter seine 47 Legionen vertheilt, zehn Tausend Sclaven unter die Bürger — zur Verstärkung von Sulla's Anhang — und 300 Ritter in den Senat aufgenommen, mehrere Kolonien der Veteranen gegründet, und so auch außer Rom die Tyrannenmacht befestigt.

Endlich vertobte der Sturm, Sulla, als Diktator, erneuerte theils und schärfte seine früheren Gesetze zur Befestigung der Aristokratie und Hintanhaltung der Pöbelmacht, theils erließ er weitere und meist vortreffliche Anordnungen zur Erhaltung der republikanischen Verfassung, der ordentlichen Folge der Magistraturen, der Sicherheit und Ruhe in Rom und in den Provinzen, ertheilte dem Senat das Richteramt wieder, und beschränkte das Bürgerrecht der Bundesgenossen. Murena, der, nach einem Triumphe lüstern, einen zweiten Krieg mit Mithridat angefangen, erhielt den Befehl zur Erneuerung des Friedens.

Nach zweijähriger Verwaltung der Diktatur legte Sulla seine Macht nieder, sorglos, als ob er keinen Menschen gekränkt, und nichts um sich als Freunde hätte, und genoß die Freuden des Privatstandes, als ob er nicht wüßte, was Herrschen sey. Er starb ohne die mindeste Anfeindung zu erfahren, ein Jahr nach niedergelegter Diktatur, den zweiten Tag nach Vollendung des 22sten Buches seiner eigenen Geschichte (3906).

Die Feindschaft des Marius und Sulla hatte Rom 150,000 Bürger gekostet. Zwölf hundert Ritter, zwei hundert Senatoren, sechzig Aedilen, sieben Prätoren, drei und dreißig Konsularen waren ihr Opfer geworden; alle Provinzen des Reiches waren verwüstet.

Lepidus, einer der Konsuln, ein Marianer, widersetzte sich der feierlichen Beerdigung Sulla's, und verlangte die Abschaffung von dessen Gesetzen. Aber sein Kollege, Q. Luctatius Catulus, besiegte ihn in mehreren Treffen, und zwang ihn zur Flucht nach Sardinien, wo er starb.

Die Reste des geschlagenen Heeres wurden von Perperna nach Spanien geführt, wo Sertorius eine merkwürdige Rolle spielte. Um diesen großen Mann sammelten sich die Trümmer der Marianischen Partei; und es schien in seinem Lager, wo sich ein Senat von 300 Gliedern bildete, die Majestät des römischen Volkes zu seyn. Vom fernen Pontus kamen die Gesandten Mithridats, um mit Sertorius ein Bündniß gegen die in Rom herrschende Partei zu unterhandeln. Aber so groß dachte dieser wahre Römer, daß er — wiewohl bedrängt durch übermächtige Feinde, und auf die äußerste Provinz der römischen Welt beschränkt — jede Hilfe durchaus verschmähte, wofür der König auch nur die geringste Abtretung begehre. Acht Jahre behauptete Sertorius seine Herrschaft in Spanien, ungeachtet schon Sulla den

kriegserfahrenen Metellus Pius mit starker Macht ihm entgegen stellte, und nachmals der große Pompejus eine noch stärkere wider ihn führte. In vielen Schlachten Sieger, und selbst nach Niederlagen durch die Unerschöpflichkeit seines Genie's und durch lokale Verhältnisse furchtbar, schien er wahrhaft unüberwindlich; und der große Preis, welchen Metellus auf seinen Kopf setzte, beweist die Furcht, so wie die Niederträchtigkeit der Römer. Endlich befreite sie der nichtswürdige Perperna, durch Ermordung seines Herrn und Freundes, von ihrem unüberwindlichen Gegner (3912). Der Verräther übernahm hierauf die Anführung. Aber die Verabscheuung seiner Missethat entfernte die Spanier von ihm. Um so leichter wurde er vom Pompejus überwunden, gefangen und hingerichtet.

Zur nämlichen Zeit wurde Italien durch einen schrecklichen Sclavenkrieg verwüstet. Aus der Fechtschule von Capua brechen unter Spartacus Anführung 78 Gladiatoren, meist Thracier und Gallier, schlagen die Soldaten, die man gegen sie ausschickt, erhalten sodann gewaltigen Zulauf, und nach weitern Siegen über stärkere Truppenkorps schwillt ihr Haufe zu einem furchtbaren Heer an, welches in regelmäßigen Schlachten zwei Prätoren, zwei Konsuln entscheidend schlägt, und die Hauptstadt zittern macht. Endlich rieb M. Licinius Crassus das Sclavenheer in einer schrecklichen Schlacht sammt seinen Anführern auf (3913). Ein kleiner Haufe, der gegen die Alpen flüchtete, fiel dem aus Spanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände, und wurde vertilgt.

Pompejus, Crassus, Cäsar.

Dieser Pompejus, und neben ihm Crassus und Cäsar treten jetzt auf den Vordergrund des Schauplatzes.

Cnejus Pompejus, nachdem er den rückkehrenden Sulla durch ein selbstgeworbenes Heer verstärkt, in Italien, Sicilien, Afrika die Marianer vielfältig besiegt, und den numidischen König Hiarbas gefangen hatte, wurde im 24sten Jahr seines Alters von Sulla mit dem Namen Imperator und Magnus begrüßt, und hielt einen Triumph. Hierauf, als er in dem gefährlichen Kriege gegen Sertorius, und in dem leichten gegen Perperna neue Lorbeeren und den Ruhm der Klugheit erworben, triumphirte er — als bloßer Ritter — zum zweitenmal, wurde Konsul im 34sten Jahre, ohne die vorbereitenden Magistraturen verwaltet zu haben, und trat in den Senat nur ein, um darin den Vorsitz zu nehmen. Wie natürlich, daß er fortan Keinem mehr zu weichen gedachte! Aber bei aller Ehrsucht besaß er Rechtlichkeit genug, um die Gewaltthat zu scheuen. Auf den Glanz seines Verdienstes und auf die freiwillige Huldigung des Volkes waren seine Plane gebaut, und ohne die Rivalität eines Cäsar hätte er einer der besten Bürger bleiben mögen, so wie er unter ihnen der größte (ja nach Cicero's Urtheil unter allen Menschen, die jemals lebten, der vortrefflichste) war. Eitelkeit, Wankelmuth und Verstellung, allzugroßes Selbstvertrauen und Mangel an Menschenkenntniß jedoch sind Schattenpartien seines Charakters.

M. Licinius Crassus, aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter, Pompejus Kollege im Konsulat (3914), war der Marianischen Tyrannei mit Noth entgangen. Von Rache glühend, kämpfte er mit Auszeichnung für die Wiederherstellung Sulla's, und noch eifriger für seinen eigenen Vortheil. Der Ankauf der Güter der Proscribirten, der Handel mit Sclaven und andere unrühmliche Mittel machten ihn zum Reichsten aller Römer. Viele Tausend arme Bürger speisten an seinen Tafeln, und er vermaß sich, ein Heer aus Privat-

mitteln zu erhalten. Hierdurch, und durch das Glück seiner Waffen gegen Spartacus, wurde er wichtig. Einsicht in Staatssachen, Popularität, Beredsamkeit, auch Heldenmuth in Stunden der Gefahr, erhoben Crassus über Viele; aber Habsucht machte ihn verächtlich.

Ohne den frühen Siegesglanz des Pompejus, ohne Crassus Reichthum, und lange Zeit theils durch den Sullanischen Druck, theils durch eigene Ausschweifung von der Bahn der Ehre entfernt, fand C. Julius Cäsar in seinem Genie und in seinem Glück die Mittel zu noch höherem Schwung. Durch Grundsätze und Verhältnisse — er war Cinna's Eidam — an Marius Partei gefesselt, entging er nur durch mächtige Fürsprache dem Zorn des Sulla, welcher mit bewunderungswürdigem Seherblick schon in dem jungen Cäsar „viele Marius" entdeckte. Auch war er allerdings weit größer und edler als dieser rohe Soldat. Niemand übertraf ihn an Kühnheit, Beharrlichkeit, Scharfblick, Gegenwart des Geistes, Verschlagenheit, Menschenkenntniß und weiser Benützung der Zeit: und dabei sind wenige Krieger wie er, so leutselig, menschlich und den Wissenschaften so hold und vertraut gewesen. Aber seine unbändige Ehrsucht, welche nicht nur jeden Obern, sondern auch jeden Gleichen ihm unausstehlich machte, und welche nicht nur nach dem höchsten Rang — wie etwa Pompejus — sondern nach wahrer Herrschaft strebte, mußte ihn, fast unter jedem Verhältniß, zur Geißel seines Volkes machen. Dieser Leidenschaft willen wurde er — ungeachtet der sonst edelsten Anlagen — ein ungerechter Richter, ein böser Bürger, ein treuloser Freund, ein Würger der Menschen.

Cäsar wurde durch die Umstände an die Spitze der demokratischen Partei gestellt, und Pompejus ebenso zum Haupt der Aristokratie erhoben. Ihre Geschichte enthält der-

gestalt zugleich die des römischen Staates und der verhängnißreich jetzt über denselben hereinbrechenden Umwälzung.

Eine der wichtigsten Konsularischen Verhandlungen von Pompejus war die lex tribunitia gewesen, wodurch die von Sulla angeordneten Beschränkungen der Tribunicischen Macht abgeschafft wurden. Aus Dankbarkeit kamen nun die Tribunen Pompejus Wünschen zuvor, und bald ergab sich der Anlaß ihn außerordentlich zu erhöhen.

Der Fall von Karthago und Korinth hatte das Aufkommen der Seeräuber begünstigt, welche seit geraumer Zeit alle römischen Meere und alle Küsten beunruhigten. Delos und Cilicien gaben ihnen Zufluchtsstätten; Haß gegen Rom, und Noth — die Folgen der unsäglichen Bedrückung — vermehrten ihre Zahl. Sie hatten mehr als tausend Schiffe; alle Winkel des Meeres waren von ihnen erfüllt. Als aber auf diesem die Beute mangelte, so wurden die Küsten und alle Landstraßen, Villen, Ortschaften in der Nähe derselben geplündert. Mehr als 400 Städte traf die Verwüstung, und Rom wurde von Hunger bedroht. Zwar Servilius Vatia hatte glücklichen Krieg gegen diese Räuber zu Lande geführt, aber durch dies Alles nur kurze Abhilfe verschafft. Der ungerechte Angriff der Römer auf Creta (unter Cäcilius Metellus, Creticus) zwang die unglücklichen Cretenser zum Bund mit den Räubern, deren Republik (sie bildeten eine solche, mit weit zerstreuten Gliedern, doch blieb der Hauptsitz Cilicien) jetzt unüberwindlich schien.

Da schlug Gabius, der Tribun, eine Verordnung vor, wornach Pompejus auf drei Jahre den unumschränkten Befehl über alle Meere und alle Küsten 400 Stadien (12½ d. Meilen) in's Land hineinführen, Schiffe, Geld, Legionen, soviel er brauche, nehmen, und 24 Unterfeldherrn haben sollte. Fast alle Häupter des Senates erhoben sich gegen dieses Gesetz,

aber die Volksgunst siegte, und so groß war das Zutrauen auf Pompejus, daß am Tage seiner Ernennung zum Feldherrn die Kornpreise dermaßen fielen, als wäre der Ueberfluß schon hergestellt. Auch entsprach er der Erwartung. In 40 Tagen reinigte er das Meer und in vier Monaten war der ganze Krieg geendet (3917) durch Zerstörung der Raubnester und Anlegung von Landstädten, worin die gebändigten Korsaren das friedliche Leben der Bürger und Bauern lernten. Zu gleicher Zeit wurde Creta durch Metellus eine römische Provinz.

Noch dauerte die Gewalt des Pompejus fort; da that der Tribun Manlius den wichtigen und folgenreichen Vorschlag zur Verlängerung und Ausdehnung derselben über Asien zur Führung des Mithridatischen Krieges. Dieser Vorschlag ging durch, wie sehr auch Catulus und die aufgeklärtesten Patrioten dawider gestritten (3918).

Einen Feind wie Mithridates hatte Rom noch nie gehabt. Bald nach Sulla's Tod, welcher seine Hoffnungen erneuerte, ergriff er zum drittenmal die Waffen (3908), wegen Bithynien, welches Nikomedes den Römern vermacht hatte. Seine Zurüstungen waren unermeßlich. Viele Völker — zum Theil unter Anführung Sertorischer Generale — stritten für ihn. Man fürchtete bereits für Italien, dessen Angriff allerdings im Plan des Königs lag, und beide Konsuln, Aurelius Cotta und L. Licinius Lucullus, wurden nach Asien geschickt, um mit vereinter Macht das Ungewitter zu beschwören. Lucullus, ein Feldherr, bei welchem natürliches Talent und Studium die Stelle der Kriegsübung ersetzten, stritt überaus glorreich und glücklich gegen Mithridat, besonders bei Cyzikus zu Wasser und zu Land. Nach dem Verlust aller Eroberungen und seines eigenen Landes blieb dem König blos noch sein Muth und sein an Hilfsquellen

reiches Genie. Er sammelte ein neues Heer unter den tapfern Nomadenhorden nördlich am schwarzen Meer und unter den Caucasischen Bergvölkern, drängte Lucullus, und erfuhr abermals — bei Cabira — die Tücke des Schicksals. Da warf er sich in die Arme seines Eidams, des mächtigen Tigranes, König von Armenien und Syrien, der aber besser Sclaven zu beherrschen, als gegen Römer zu kriegen verstand. An der Spitze von 300,000 Soldknechten glaubte er den zehnmal kleineren Heerhaufen des Lucullus verachten zu können, und wurde bei Tigranocerta für seinen Uebermuth bestraft (3916). Aber Mithridates hatte nochmals ein Heer geworben, und suchte jetzt die Römer durch Zaudern und kleine Gefechte zu schwächen. Lucullus schlägt beide Könige bei Artaxata, wird aber durch die Meuterei der eigenen Soldaten zum Rückzug gezwungen. Da zog Mithridat von neuem in Pontus ein, schlug die römischen Kriegsvölker, drang in Kappadocien, und war so furchtbar als zuvor. Lucullus, durch den fortwährenden Ungehorsam der Legionen der Frucht seiner Siege beraubt, und in Rom selbst durch Neider verläumdet, wird jetzt zurückberufen. Mit Mühe erhielt er, nach so vielen Siegen, einen Triumph.

Sein Nachfolger, der Konsul Acilius Glabrio, wagte es nicht, dem König im Felde zu stehen. Asien schien verloren, wenn nicht ein Anführer von entschieden überlegenem Geiste kam.

Pompejus war dieser Anführer. Vergebens bot gegen ihn der mehr als 70jährige Mithridat alle Kraft und Vorsicht auf. Bei Dastira geschlagen, floh er nach Kolchis. Sein Sohn Machares war auf der Römer Seite getreten; Mithridat, im gerechten Zorn, tödtete ihn, und führte, durch den 40jährigen Krieg noch nicht ermüdet, von neuem die Völker des Bosporus, auch die Iberer und Albaner in

den ungleichen Kampf. Pompejus, durch wiederholte Siege, beruhigt den Caucasus und zieht nach Süden, um die Frucht von seinen und von Lucullus Thaten in ruhiger Besitznahme zu ärnten. Tigranes erhielt den Frieden um den Preis Syriens, welches zur römischen Provinz gemacht ward. Kleinarmenien wurde an Dejotarus, Tetrarchen Galatiens, verliehen, Paphlagonien getheilt, in Judäa die Thronstreitigkeiten willkürlich geschlichtet, und allenthalben bis zur Arabischen Grenze die Herrschaft Roms befestigt.

Da erscholl die Nachricht, daß Mithridat unter den Scythen ein Heer geworben, daß er den Plan habe, mit demselben an die Donau, und an ihr hinauf gegen die Alpen zu ziehen, dann über diese in Verbindung mit den Galliern, und andern gegen Rom feindseligen Völkern in Italien einzubrechen. Pompejus eilte zurück, aber er traf seinen Feind nicht mehr. Denn als auch des Königs zweiter Sohn, Pharnaces, gegen ihn sich empört, und einen Theil des Heeres aufgewiegelt hatte, so gab der unglückliche Greis sich den Tod (3921). Pompejus machte Pontus zur römischen Provinz, und gab dem verworfenen Pharnaces das Königreich Bosporus.

Kein Römer vor Pompejus hatte so glänzende Thaten vollbracht. Er mochte von sich rühmen, daß er die Grenze des Reichs zu dessen Mittelpunkt gemacht, daß er Pontus, Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Kolchis, Iberien, Albanien, Cilicien, Mesopotamien, Syrien, Phönizien, Judäa, einen Theil von Arabien und Scythien siegreich durchzogen, fast alle jene Länder zu römischen Provinzen gemacht, 2000 Städte erobert, 800 Schiffe genommen, über zwei Millionen Feinde theils erschlagen, theils gefangen, 400 Städte wieder hergestellt, 20,000 Talente in den öffentlichen Schatz geliefert, und die

Einkünfte des Staates mehr als verdoppelt habe. Billig wurde er mit einem überherrlichen Triumphe, und der geringste seiner Krieger mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Catilina. Cicero.

Während Pompejus Roms Herrschaft so glorreich erweiterte, drohte einheimischer Verrath der Stadt und dem Staate Verderben. Sergius Catilina, ein vornehmer Patrizier, von glänzenden Gaben, aber lasterhaft und vermessen, machte ein Komplott, wornach an einem bestimmten Tag die Stadt Rom in Brand gesteckt, der Senat mit den Konsuln ermordet, in allen Theilen Italiens der Aufruhr erhoben, und dann bei der allgemeinen Verwirrung, Catilina's Herrschaft unter Waffengetös proklamirt werden sollte. Nachdem dieser Bösewicht sein Vermögen durch Verschwendung erschöpft, seinen Kredit durch Verbrechen eingebüßt hatte, blieb ihm zur Herstellung des Glückes kein Mittel als Raub, zur Erlangung des Ansehens keine Aussicht als die allgemeine Zertrümmerung übrig. Viele junge Leute aus den ersten Häusern befanden sich in gleichem Fall mit ihm; Andere wurden durch Privathaß und individuelle Zwecke verleitet; Viele durch das Ansehen der Hauptverschworenen, durch falsche Ideen von den Zwecken derselben gewonnen. Auch schien die Entfernung des Pompejus mit den besten Truppen das Unternehmen zu erleichtern, und der muthmaßliche Beitritt der Veteranen Sulla's (dessen beide Enkel unter den Verschworenen waren) den günstigen Erfolg zu verbürgen.

Von dieser großen Gefahr wurde Rom durch M. Tullius Cicero befreit, einen Mann, dessen Name allen Freunden des Guten und Schönen theuer, und nur durch Ihn berühmt ist. Cicero, von einer geringen, jedoch ritterlichen Familie in Arpinum geboren, wurde zu den höchsten Staatswürden

Roms, die er alle in regelmäßiger Folge trug, weder durch Gunst, noch Gewalt, noch Bestechung erhoben, sondern einzig durch seinen persönlichen Werth. Auch sah man noch selten wie bei ihm so herrliche Geistesanlagen mit so trefflicher Ausbildung und mit so edler, so rastloser Anwendung vereinbart. Den glänzenden Muth eines Pompejus, die stoische Würde eines Cato hatte er nicht; aber er war weise und tugendhaft, und liebte innig sein Vaterland, die Freiheit und Recht. Gerne vergessen wir über so edeln Zügen, zu welchen noch sein glänzendes Verdienst um die Wissenschaften kömmt, die kleinen Schwächen der Eitelkeit, Ruhmredigkeit, des Wankelmuthes, die er so unbefangen in seinen Schriften verräth, und jene politischen Mißgriffe, wofür Er selbst am meisten büßte.

Cicero, der damals Konsul war, hatte die Verschwörung scharfsichtig erspäht, mit vieler Klugheit sich die Beweise derselben verschafft, und durch weise Entschlossenheit den frechen Catilina zur Entfernung aus Rom gezwungen. Ein Senatsbeschluß hatte ihm, wie in großen Gefahren, die höchste Macht verliehen. Also ließ er die Schuldigen greifen, brachte sie zum Geständniß, und übergab sie der gefänglichen Haft. Von diesen Verbrechern waren Viele durch ihren Namen, Viele durch persönliches Ansehen, als Konsularen, Senatoren u. s. f. wichtig, und verschiedene Gesetze, wonach jedem Verbrecher die Appellation an's Volk erlaubt, und ausdrücklich verboten war, ohne feierliches Verhör vor diesem Volk irgend einen Bürger zum Tod zu führen, schienen gegen ihre Verurtheilung durch den Senat zu sprechen. Dennoch, in Betrachtung der gebieterischen Umstände, vorzüglich aber durch Cicero's und Cato's standhaften Eifer bewogen, fällte der Senat nach einer sehr merkwürdigen Berathschlagung das Urtheil des Todes, welches der Konsul ohne Aufschub voll-

zog. Catilina selbst, der in Hetrurien einen Heerhaufen gesammelt, fiel mit allen Seinigen bei Pistoja, in einer schrecklichen Schlacht gegen Petrejus, des Konsuls Antonius Legaten, nach einer so heldenmüthigen Gegenwehr, als hätten sie für die schönste Sache gestritten (3922).

Rom war dankbar gegen seinen Retter. Der Senat, auf den Vorschlag seiner edelsten Glieder, Catulus und Cato, und das ganze Volk gaben ihm die schöne, durch Schmeichelei noch unentweihte Benennung: „Vater des Vaterlandes."

Das erste Triumvirat. Cato. Cäsars gallischer Krieg.

Jetzt kehrte Pompejus mit seinem siegreichen Heer aus dem Orient zurück, entließ seine Truppen, wie er in Italien landete, und begehrte, nach gefeiertem Triumph, blos zwei Dinge zur Belohnung: die Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen, und Aecker für seine Krieger. Beides wurde ihm abgeschlagen, und die Kränkung, die Pompejus hierüber empfand, war wohl die Hauptursache seiner Verbindung mit Crassus und Cäsar.

Dieser letztere hatte sich endlich von den jugendlichen Ausschweifungen zu den Staatsgeschäften gewandt. Mit Kriegsruhm so wie mit Beute bedeckt, kehrte er so eben aus seiner Provinz, dem jenseitigen Hispanien, nach Rom zurück. Jetzt that er Pompejus und Crassus, deren alte Eifersucht erwacht war, den Vorschlag, sich untereinander und mit ihm zur Behauptung der Gewalt und gemeinschaftlichen Durchsetzung ihrer Absichten gegen alle Rivalen zu verbinden; wodurch, als Beide dem Vorschlag beitraten, das erste Triumvirat entstand (3924). Cato, wie er Kunde davon erhielt, rief klagend aus: „Es ist geschehen um die Republik, sie hat Herren erhalten!" —

Dennoch wäre sie nicht gefallen, hätten Mehrere wie Cato gedacht. Unter dem allgemeinen Ruin der Sittlichkeit und Freiheitsliebe erscheint Cato's ehrwürdiges Bild als eine einsame, aus bessern Zeiten zurückgebliebene Gestalt. Nicht Geld, wie Crassus, nicht Ruhm, wie Pompejus, nicht Herrschaft, wie Cäsar, nicht Genuß, wie die meisten Andern — Tugend, Gerechtigkeit und Freiheit verlangte Cato, und nur sie; ohne Wanken, ohne Anstrengung — als welche den Widerstreit der Neigungen oder getheilte Empfindung verräth; — es war ihm nicht gegeben, etwas Anderes zu verlangen. Ein Ideal der strengsten Tugend und des erhabensten Bürgersinns, ohne Nachsicht gegen Sich wie gegen Andere, und unfähig zum Vergleich mit den Bedürfnissen einer verderbten Zeit und mit der Schwäche der Menschen.

Von dem Bunde der drei Männer zog Cäsar allein den Vortheil. Pompejus (welchem zur Befestigung des Bundes Cäsar seine Tochter Julia zur Gemahlin gegeben), verlor die Liebe des Volkes, und sank in der Achtung der Gutgesinnten; Crassus aber, mit allem Reichthum, vermochte nie der erste zu seyn.

Die unmittelbare Frucht des Triumvirats war, daß Cäsar Konsul wurde. Sein Kollege, Bibulus, war durch den Einfluß des Senats gewählt worden. Aber Cäsar, durch seine Mitverbundenen und einen zahlreichen Anhang im Volke stark, lachte der ohnmächtigen Einreden des Bibulus gegen seine Gesetze, und ließ sich endlich durch das Volk — was gegen die Verfassung war, weil solches sonst immer durch den Senat geschehen — das cisalpinische Gallien sammt Illyricum zur Provinz auf 5 Jahre ertheilen; wozu hernach der erschreckte Senat noch das jenseitige Gallien that.

Cäsar betrat seine Provinz mit großen Entwürfen.

Wohl erkannte er, daß hier der Schauplatz sey, worauf er Roms Herrschaft sich erkämpfen möge. Cäsar, im Gefühl seiner Kraft, versprach sich, durch seine Thaten jene des Pompejus in Vergessenheit zu bringen. Dabei mochte er mit dem Raub der Nationen sich Anhänger in Rom und die wichtigsten Freunde kaufen, endlich auch durch treffliche Uebung ein unüberwindliches Heer sich bilden, und zwar ein solches, das, Ihm allein ergeben, den Interessen Roms aber völlig fremd, das beste Werkzeug seiner herrschsüchtigen Plane wäre. Daher räumte Cäsar, als er gegen das Ende der ersten fünf Jahre eine Zusammenkunft mit Pompejus und Crassus zu Lukka hielt, diesen beiden das Konsulat, und welche Provinzen sie wollten, willig ein, sich selbst dagegen blos die Verlängerung der gallischen Provinz auf weitere fünf Jahre und eine vermehrte Zahl der Legionen bedingend.

So wichtig hiernach die Eroberung Galliens für Roms Schicksale erscheint, so mögen wir doch das Detail der Cäsarischen Schlachten missen. Wir würden darin blos die nothwendige Ueberlegenheit der Disciplin, der Einheit und des Genie's über die rohe Tapferkeit eines vielgetheilten Volkes, dargestellt in einer kläglichen Wiederholung von Mordscenen, erblicken.

Außer dem Narbonnensischen — damals schon römischen — Gallien (von den Cevennen bis an das Mittelmeer und die Alpen) wurden noch drei Hauptprovinzen in diesem Lande gezählt: Aquitanien von den Pyrenäen bis zur Garonne; hierauf das Celtische Gallien bis zur Seine, und endlich das Belgische bis zum Rhein. In diesem, welches auch Helvetien in sich begriff, hausten von Argentoratum (Strasburg) bis an's Nordmeer hinab eine Menge teutscher Völkerschaften, welche von der rechten Rheinseite herüber gekommen waren, und die gallischen

Stämme drängten. Die Zahl der Letztern war sehr groß, und unter ihnen in ganz Gallien nur wenig Verbindung; was der Hauptgrund ihres Unglücks wurde.

Die Reihe der Besiegten eröffnen die Helvetier. Dieselben hatten damals wegen Dürftigkeit ihres Bodens den einmüthigen Entschluß gefaßt, ihre Heimath zu verlassen, und jenseits des Jura fruchtbare Wohnplätze zu suchen. Nachdem sie ihre Städte und Dörfer verbrannt hatten, setzte sich die ganze Nation in Bewegung. Aber Rom, welches die Nachrückung der gefürchteten Germanier an die von den Helvetiern verlassene Grenze besorgte, glaubte sich zur Widersetzung berechtigt. Darum, als die Helvetier der Macht Cäsars durch die Engpässe des Jura entgingen, eilte er ihnen nach, und schlug sie an der Saone, fast bis zur Vertilgung.

Der elende Ueberrest der Nation wanderte traurig zurück zu den verlassenen Brandstädten, und es wurde ihr Gehorsam durch Anlegung einer römischen Kolonie (am Genfersee, wo jetzt Nion) gesichert.

Bald darauf wurde Cäsar von den Galliern selbst gegen Ariovist, den mächtigen Anführer eines teutschen (Suevischen) Völkerbundes zu Hilfe gerufen. Denselben hatten früher die Sequaner gegen die Arduer um Beistand gebeten, sein starker Arm hielt jetzt Freunde und Feinde nieder. — Cäsar erfocht (bei Besançon) einen glänzenden Sieg über Ariovist, — und es war geschehen um die gallische Freiheit.

Denn mit vieler Kunst ließ Cäsar jetzt einen Krieg aus dem andern entstehen, schlug die gallischen Völker bald vereinzelt, bald in Haufen nieder, erleichterte mitunter durch Hinterlist und Treulosigkeit den Erfolg der Waffen, ließ das Blut der braven Vertheidiger ihres Landes in Strömen fließen, und als endlich — im siebenten Jahr des Krieges —

die mißhandelten Gallier noch einmal, und zwar vereint, unter eines Helden, Vercingetorix, Anführung gegen den fremden Unterdrücker sich erhoben; so siegten dennoch wieder Genie und Glück über die Verzweiflung des schon sehr verdünnten Volkes. Verblutend sank Gallien zu seinen Füßen, und nicht einen Versuch mehr — so einladend die folgenden Bürgerkriege waren — that das erschöpfte Volk zur Befreiung.

Während dieser Kriege war Cäsar zweimal über den Rhein nach Teutschland — jedoch ohne Erfolg — gebrochen; zweimal hatte er über's Meer hin seine Hand nach Britannien ausgestreckt. Er gewann auch hier nichts als einige unfruchtbare Trophäen.

Der innere Zustand Roms zu dieser Zeit gibt einen kläglichen und fortlaufenden Beweis von dem Verderbniß seiner Bürger und von der Kraftlosigkeit der Gesetze. Außer dem Druck der usurpirten Gewalt hatte es noch die Schrecken der Anarchie zu empfinden, und die Gefahren eines durchaus schwankenden, von zufälligen Eindrücken, von wechselnden Leidenschaften und von Bestechung abhängenden Rechtes. Der schlechteste Bürger konnte durch ränkevolle Anwendung eines veralteten Gesetzes oder einer leeren Form den Besten in's Verderben stürzen, und während das Verbrechen straflos herumging, waren die edelsten Männer, selbst die Häupter des Staates, keinen Augenblick vor entehrender Anklage oder stürmischer Verfolgung sicher. Kaum blieb eine andere Vertheidigung als Selbsthilfe übrig. Insbesondere begingen die Tribunen mit ihrer noch immer geheiligten Gewalt einen empörenden Mißbrauch. Sie liehen oder verkauften ihr Ansehen bald diesem, bald jenem Parteihaupt, setzten die schändlichsten Privatabsichten durch hinterlistige oder gewaltthätige Motionen

durch, und wetteiferten mit einander an Uebermuth und an Verbrechen.

Von seinen Feldlagern aus beobachtete Cäsar und leitete zum Theil die Bewegungen der Stadt, während Pompejus auf seinen Lorbeeren eingeschlafen schien, und ohne Plan, ja selbst ohne Würde handelte. Ein wüthender Demagog, Clodius (Patrizier von Geburt, der aber — um zum Tribunat zu gelangen — Plebejer durch Adoption geworden), zerrüttete eine Zeitlang den Staat durch eine Folge gewaltthätiger Handlungen und schädlicher Gesetze. Da er Alles haßte, was gut und rechtlich war, mußte er wohl Cicero's Feind seyn. Er erhob gegen den Vater des Vaterlandes eine peinliche Anklage, weil dieser zur Rettung des Staates einige Bösewichter ohne Verhör vor dem Volke hatte hinrichten lassen. Cicero ging in's Exil nach Griechenland, und Clodius wüthete gegen die Besitzungen und die Familie des Verbannten. Aber nach 18 Monaten, als Clodius Kredit gesunken war, bewirkten die bessern Bürger — Pompejus an ihrer Spitze — die Rückberufung Cicero's, und seine Heimkehr nach Italien und nach Rom glich dem schönsten Triumphe.

Der ruchlose Clodius, welcher, durch die Gunst des Pöbels stark, den Gesetzen, Sitten und der Macht der Magistrate, selbst des Pompejus getrotzet, wurde endlich von Milo ermordet. So weit war es gekommen, daß die guten Bürger diese Mordthat billigen mußten, und Cicero ihre öffentliche Vertheidigung auf sich nehmen konnte.

Zweiter Bürgerkrieg.

Die drei Männer erneuerten ihren Bund (3928) zu Lukka in Cäsars Winterquartieren; aber es trug solches keine guten Früchte. Pompejus und Crassus waren zwar — durch Anwendung offener Gewaltthätigkeit — Konsuln geworden,

und hatten die verlangten Provinzen, jener Spanien auf fünf Jahre — und zwar mit der Erlaubniß, in Rom zu bleiben, und die Provinz durch Legaten zu verwalten — dieser aber Syrien erhalten: allein gleich nachher hörte mit dem Tod des Crassus das Gleichgewicht unter den Verbündeten auf. Dieser unersättliche Mann hatte, mehr aus Geld- als aus Ehrgeiz, einen muthwilligen Krieg gegen die Parther — unter den Verwünschungen der Priester und der Tribunen — begonnen. Nach anfangs gutem Erfolg wurde er in den Steppen Mesopotamiens umzingelt, sah die hoffnungslose Lage seines Heeres, den Tod des geliebten Sohnes, und starb mit Heldenmuth (3931). Cassius mit den Trümmern des Heeres, erreichte Antiochien; ohne seinen Arm war Syrien verloren.

Schon früher hatte der Tod der edlen Julia das wichtigste Band zwischen Cäsar und Pompejus zerrissen. Doch wäre auch ohne dieß, bei dem schroffen Entgegenstehen der beiden Hauptparteien, der Optimaten und Demokraten, an deren Spitze Pompejus und Cäsar standen, die Entzweiung unvermeidlich gewesen. Cäsar war stark durch seinen persönlichen Anhang, welchen ihm Liebe, Bestechung oder Verführung gewonnen. Mit Pompejus hielten's, außer seinen persönlichen Freunden, auch die meisten guten Bürger, und welche die Freiheit und die Verfassung liebten. Denn er blieb die einzige Schutzwehr gegen Cäsars Herrscherplan, und von ihm war — wenn er auch die erste Stelle behauptete — doch minder die Einreißung der Formen zu befürchten.

Aber der Zeitpunkt nahte heran, wo mit Erlöschung von Cäsars Kommando in Gallien die große Frage über Krieg oder Frieden, über Fortbestand oder Sturz der Republik mußte gelöst werden. Sollte er anspruchslos in den Privatstand

zurücktreten? Welche Belohnung sollte er für seine glänzenden Thaten erhalten? — Schon früher, und mit Pompejus Gutheißung, ward ihm das Privilegium ertheilt, auch abwesend sich um's Konsulat bewerben zu dürfen. Aber er zog für jetzt die Fortdauer der militärischen Macht der Konsulwürde vor: auch vermehrte er sein Heer auf 12 Legionen.

Bei der völligen Unterwerfung Galliens war dieses schon eine feindselige Stellung. Würde und Recht erheischten von dem Senat, sich durch seinen Feldherrn nichts abtrotzen zu lassen. Darum schloß er jetzt mit allen hohen Magistraten sich enger an Pompejus, und schlug Cäsarn die Verlängerung des Kommando's ab: auch um's Konsulat sollte sich derselbe, nach den gesetzlichen Formen, in Rom bewerben.

Cäsar vermaß sich, zu unterhandeln, und der Republik die Bedingungen vorzuschreiben, welchen er zu gehorchen gedenke: „Auch Pompejus sollte seine Provinz Hispanien aufgeben.“ Später verlangte er wenigstens die Provinz Illyrien und zwei Legionen, endlich gar nur eine Legion. Diese Vorschläge that er selbst, theils mußten sie seine Freunde in Rom thun. Ihm waren neben den wohlgesinnten Demokraten, die ihm als Vorfechter ihres Prinzips anhingen, auch alle Verschwender, alle Taugenichtse, und fast der ganze Pöbel ergeben. Dafür hatte Pompejus — und welchen stärkern Beweis seiner guten Sache kann es geben? — mit den übrigen vornehmen Bürgern auch Cicero und Cato auf seiner Seite.

Nach einigem Zaudern erging das Dekret: Cäsar solle auf einen bestimmten Tag sein Heer entlassen, und die Verwaltung seiner Provinz niederlegen, sonst wäre er für einen Feind des Vaterlandes zu achten.

Daß dieses Dekret gerecht war, wer mag es bestreiten? — Aber freilich heischte die Klugheit, gegen den nahenden

Feind sich auch zu bewaffnen: Jetzt erst, als Cäsar mit einem Theil seiner Truppen gegen die Grenze Italiens rückte, übergab der Konsul Marcellus dem Feldherrn Pompejus das Schwert der Republik; es wurde beschlossen, Soldaten auszuheben, und alle Vorkehrungen wie in großen Staatsgefahren zu treffen. Gegen diese Beschlüsse protestirten mehrere Tribunen; worauf der Senat Trauerkleider anzog, die Tribunen aber Rom verließen, und in das Lager Cäsars eilten. Hierdurch wurde seine Sache populär. Der Bruch war entschieden.

Gleichwohl, als Cäsar an dem Ufer des Rubicon (Pisciatello) angekommen, welchen, nach strengen Gesetzen, kein Feldherr ohne Erlaubniß des Senats in Waffen übersetzen durfte, gedachte er des großen Verhängnisses, das an seinen nächsten Schritt geknüpft sey. Die Bewegung seines Gemüths ging auch auf die Soldaten über. Sie fühlten sich erleichtert, als Cäsar, plötzlich entschlossen, über den Bach setzte, und den Bürgerkrieg begann (3935).

Auf die höchste Zuversicht der Pompejanischen Partei folgte jetzt bei solcher Botschaft die äußerste Bestürzung. Die Rüstungen hatten kaum angefangen, stündlich wurde der Abfall größer; der Volkshaufe in Rom war für Cäsar. Da beschlossen Pompejus und der Senat und alle hohen Magistrate die Flucht nach Capua. Wer zurück bliebe, sollte als Feind gelten. Auch Cicero und Cato verließen Rom. Cäsar, unter fortwährendem Unterhandeln, zog ohne Widerstand ein. Im Tempel des Saturnus erbeutete er den großen Schatz, den lang gehäuften Raub der Nationen, zu welchem die Konsuln blos die Schlüssel mit sich genommen.

Aber auch nicht in Capua und nirgends in Italien glaubte Pompejus sich sicher, derselbe, für dessen Genesung, als er kürzlich krank lag, das ganze Land unaufgefordert

öffentlich Gebete gehalten. Von Brundusium, wo er seinen Anhang gesammelt, ging er, auch hier schon von Cäsar gedrängt, nach Epirus über. In 60 Tagen war ganz Italien unblutig erobert.

Neben der Kraft des Siegers, neben der Weisheit des Staatsmanns entfaltete sich jetzt die schönste Eigenschaft von Cäsars Seele, seine Güte und Großmuth; und allerdings erscheint der schonende, verzeihende, leutselige Cäsar wie ein Gott gegen Marius und Sulla. Auch geht aus Allem hervor, daß er nicht nur gütig war, wo die Politik es rieth, sondern allenthalben, wo die Herrschsucht es erlaubte.

Nach einem sehr richtigen Plan beschloß Cäsar, bevor er Pompejus verfolge, den Kern von dessen Macht, die Spanischen Legionen, zu unterdrücken. Unter Afranius und dem Sieger Catilina's, Petrejus, und Varro, standen dieselben, stark an Zahl und Muth, bei Ilerda (Lerida) in der festesten Stellung. Cäsar fliegt nach Spanien, trotzt der Witterung, den Strömen, dem Hunger, allen Hindernissen der Natur und Kunst, zwingt in 40 Tagen die Pompejanischen Feldherren, die sich schon Sieger wähnten, zur Uebergabe ihrer Person und ihres Heeres, eilt zurück, bezwingt Marseille, wird Diktator, hierauf Konsul, berührt Rom und Brundusium, und ist über dem Meer in Epirus.

Indessen hatte Pompejus den Orient, welchen er einst siegreich durchzogen, zur Vertheidigung der Republik bewaffnet. Die Statthalter der Provinzen, die verbündeten Könige und Fürsten stießen mit ihren Truppen zu ihm. Auch hatten sich fast alle Senatoren und Häupter des Staates in seinem Lager gesammelt. Doch waren seine Soldaten meistens neu geworbene Leute; Cäsars Legionen hatten schon in hundert Treffen gesiegt, und seine teutschen Cohorten schreckten durch ihren wilden Muth. Dennoch widerstand Pompejus geraume

Zeit mit Glück, trieb Cäsarn mit großem Verlust von Dyrrhachium ab, und ängstigte ihn durch Erschwerung der Zufuhr.

Bei Pharsalus war endlich die Schlacht (3936). Nach dem Zeugniß römischer Schriftsteller verdankte Cäsar der ungestümen Tapferkeit der teutschen Cohorten den Sieg. Derselbe war entscheidend. Viele Pompejaner fielen, Viele zerstreuten sich: die meisten suchten in der Unterwerfung ihr Heil. Cato, mit den Entschlossensten des Heeres, eilte nach Afrika, wo noch Streiter für die Sache der Freiheit waren.

Cäsar als Diktator. Wird ermordet.

Pompejus floh nach Aegypten, dessen König ihm seine Krone verdankte. Ein Schiff kam ihm zum Empfang entgegen. Als Er es bestieg, stach ihn Septimus, ein Ueberläufer aus seinem eigenen Heere, meuchlings nieder. Dionisius hatte solches befohlen, um Cäsars Gunst zu gewinnen.

Aber Cäsar, welcher bald nach Pompejus in Aegypten erschien, erklärte sich in dem Streit des Verräthers mit seiner Schwester Kleopatra zu Gunsten der letztern; woraus der „alexandrinische“ Krieg entstand, welcher, nach großer Gefahr Cäsars, mit des Königs Tod und der Einsetzung Kleopatra's sich endete.

In den Armen dieser buhlerischen Frau (zwei Söhne gab sie ihm) ruhte Cäsar von seinen Kriegsthaten aus, bis ihn neue Gefahr in's Schlachtfeld rief. Der Krieg, welchen Pharnaces, Mithridats Sohn, in Pontus erhob (3937), wurde schnell zu dessen Verderben geendet. Hierauf, nach kurzem Verweilen in Rom, eilte Cäsar nach Afrika, wo die vereinte Macht des Numidischen Juba, des Scipio, Labienus, Cato, und anderer Freunde des Pompejus und

der Freiheit bei Thaphus seinem Glück erlag. Scipio, Petrejus, Juba, gaben sich verzweifelnd den Tod. Aber Cato mit der Hoheit des Mannes, welcher die Unterwerfung verschmäht, weil er der Freiheit sich würdig fühlt, entzog sich der Gnade des Siegers, und ließ ihm nur seine Leiche.

Als Cäsar nach Rom zurückkehrte, strömten ihm die Bürger entgegen, und begleiteten ihn jubelnd auf's Kapitol. Man ernannte ihn auf 10 Jahre zum Diktator; 72 Liktoren sollten seine Majestät verkünden; auch zum alleinigen Censor, sonach zum Herrn des Senates; man erklärte seine Person für heilig, und stellte seine Statue neben dem kapitolinischen Jupiter auf. Vierzig Tage nach einander wurde den Göttern ein Dankfest gefeiert, vier überherrliche Triumphe — wegen Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika — verlängerten den Taumel; schwere Geldgeschenke an die Soldaten, Spiele und Gastmahle für's Volk sollten Lohn und Ersatz für die geraubte Freiheit seyn.

Aber noch einmal sammelten sich die wenigen Freunde derselben und Jene, welche Parteiwuth gegen Cäsar entflammte, unter die Fahnen von Pompejus Söhnen, Cnejus und Sextus Pompejus. Spanien, eingedenk der Wohlthaten ihres Vaters, erklärte sich für die Jünglinge. Die gefährlichste von Cäsars Schlachten wurde gegen dieselbe bei Munda geliefert (3939). Nie wurde schrecklicher gekämpft. Hinter den Haufen der Erschlagenen, wie hinter Schanzen, stritt der gedrängte Cnejus. Umsonst! Er fiel, — Sextus entfloh; Cäsar hatte gesiegt. Vor dem Anfang dieses zweiten Bürgerkrieges waren 320,000 waffenfähige Bürger gezählt worden. Nach seiner Endigung fanden sich noch 150,000. Aber wie viele von den Bundesgenossen und von den Provinzialen geblutet hatten, das wurde nicht gezählt.

Jetzt wurde durch Cäsars Ernennung zum beständigen

Diktator die Republik vernichtet, und der Titel Imperator, den Er fortan ausschließend führte, zeigte an, daß die militärische Macht — also Gewalt — der Grund seiner Herrschaft sey.

Viele vortreffliche Einrichtungen in jedem Zweig der Verwaltung, noch größere Plane der Gesetzgebung und der Erweiterung des Reiches bezeichnen zwar den Mann, welcher die ächte Weihe des Herrschers wie des Siegers besaß: aber alles Gute, was ein unbeschränkter Gewaltherrscher thun mag, bleibt eine prekaire Gnade, durch Ihn Selbst widerruflich, und von Nachfolgern gewiß widerrufen.

Cäsars angelegenstes Streben ging auf Befestigung der unumschränkten Gewalt und auf Vertilgung republikanischer Begriffe. Und was er nicht aus Grundsätzen that, geschah aus Eitelkeit oder auf Eingebung verworfener Schmeichelei. Er, der größer als jede Gefahr gewesen, war nicht groß genug gegen sein Glück. Den Senat, den er mit seinen Kreaturen ergänzt hatte, kränkte er durch zu auffallend geäußerte Geringschätzung, und die Liebe des Volkes verscherzte er durch sein deutlich erklärtes Verlangen „König" zu seyn. Der edlere Theil dieses Volkes bezeigte darüber seinen Unwillen auf die unzweideutigste Weise. Aber immer mehr nahm Cäsar den Ton des Königs, und täglich eine beleidigendere Härte an. Er wollte das Diadem, und der Tag war bestimmt, an welchem der Senat es ihm antragen sollte. Dieser Tag wurde sein Todestag.

M. Junius Brutus, dessen hohe Gestalt jetzt auftritt, hatte den Tyrannenhaß als ein an seinen Namen geknüpftes, aus der Wiegenzeit der Republik herrührendes Erbe von seinen Vätern erhalten. Aber was bei dem Rächer Lucretiens wilder Fanatismus, zum Theil auch engherziges Standesinteresse gewesen, das war bei dem jüngern Brutus reine,

hochaufstrebende Flamme der Vaterlands- und Freiheitsliebe. Die Lehren, das Beispiel seines Oheims Cato, gaben ihr noch höhere Weihe, und das Studium der Philosophie nährte und verstärkte sie durch die Kraft und Hoheit stoischer Grundsätze. In diesem leidenschaftlichen Patriotismus liegt der Schlüssel aller Handlungen des jüngern Brutus, die Individualität seines Charakters; doch darf dabei nicht unberührt bleiben: der ausnehmende Reichthum seines Geistes, und dazu die zarte Empfindsamkeit seiner Seele, jene Milde und Weichherzigkeit, welche an einem Zögling Cato's Befremden erregte, und den hohen Charakter zugleich liebenswürdig machte.

Brutus Vater war von Pompejus getödtet worden; dennoch folgte der Sohn diesem in die pharsalische Schlacht, weil Pompejus für die Verfassung stritt. Cäsar suchte die Aussöhnung mit ihm, hielt ihn wie seinen Sohn, und überhäufte ihn mit Wohlthaten, um seine Liebe zu gewinnen. Auch liebte ihn Brutus, doch noch mehr die Freiheit; und als er die Hoffnung verloren, Cäsarn zur Ablegung der Herrschaft zu bewegen, als er den unheilbaren Ruin der Freiheit sah, so dämmerte in seiner Seele der Gedanke des Mordes auf, erstarkte durch Anfeurung gleich gestimmter Freunde, und wurde zum Entschluß.

C. Cassius, unter diesen Freunden der Erste, ein hochherziger Mann, in vielen Stücken Brutus ähnlich, nur minder sanft und minder edel, aber von gleicher Begeisterung für Freiheit und Vaterland; sodann Decimus Brutus, Verwandter des Marius, gleich ihm von Cäsar geliebt, und Trebonius, durch Cäsars Gunst zum Konsulat erhoben, konnten nicht wohl einen andern Grund als Freiheitsliebe zur Verschwörung haben. Die übrigen Theilnehmer derselben, sechzig an der Zahl und meist senatorischen Ranges, mögen

verschiedene Gründe zur That gehabt haben; aber sie spielten eine untergeordnete Rolle.

Den 15. März des 44sten Jahrs vor Christus, im 710ten nach Erbauung Roms (3940), im fünften Monat nach der Ernennung zum lebenslänglichen Diktator, begab sich Cäsar auf die Curie des Pompejus, mit Planen der Hoheit erfüllt. Als er seinen Platz eingenommen, bei der Statue des Pompejus, griffen ihn die Verschworenen an. Cäsar, da er ihre Menge sah, und unter ihnen Brutus erblickte, gab den Widerstand auf; und indem er wehmüthig ausrief: „auch du, mein Sohn Brutus!“ verhüllte er sein Antlitz, und fiel durch drei und zwanzig Wunden.

Das zweite Triumvirat. Antonius, Octavianus, Lepidus.

Die Plane der Verschworenen gingen nicht weiter, als auf Cäsars Mord. Der menschliche Brutus, der keinen Tropfen Blutes mehr, als unumgänglich nöthig schien, vergießen wollte, hatte die Uebrigen, welche auch Antonius zu tödten gedachten, vermocht, desselben zu schonen. Unglückliche Schonung, welche jede Frucht der That vereitelte! Denn da Antonius die Unentschlossenheit der Verschworenen sah, so verlor er seine anfängliche Furcht, gewann die Truppen, welche Cäsar zum Parthischen Feldzug nach Rom berufen hatte, und bewog auch Lepidus, der mit einer nach Spanien bestimmten Armee in den Vorstädten lag, zu einem geheimen Bund. Hierauf, um die Republikaner in Sicherheit einzuwiegen, billigte er im Senat die von Cicero vorgeschlagene Amnestie, verlangte jedoch, daß man zugleich alle Verordnungen Cäsars bestätige. Seine Würde, als jetzt alleiniger Konsul, und die Anhänglichkeit der Veteranen gaben ihm die höchste Macht in Rom, und er gedachte sie zu behaupten.

Daher, als er den Senat bewogen, das feierliche Leichenbegängniß des Diktators zu gestatten, und das Volk durch Kundmachung der für dasselbe von Cäsar bestimmten Vermächtnisse vorbereitet war, setzte er es durch eine künstliche Leichenrede in solche Wuth, daß es — doch freilich meist nur Pöbel — mit den Feuerbränden von Cäsars Scheiterhaufen auf die Häuser der Verschworenen stürmte, und diese zur Flucht in die Provinzen zwang.

Von jetzt an, ohne die Maske des Republikanismus abzulegen, vermehrte Antonius — nachdem er Cäsars Schätze sogar aus den Tempeln geraubt hatte — seine Macht zusehends durch Anlockung der Veteranen und durch Bildung einer starken Leibwache. Ein näherer Schritt war die veränderte Provinzenvertheilung, wornach er das cisalpinische Gallien, Macedonien und Syrien, welche schon durch Cäsar für Decimus und Marcus Brutus und Cassius bestimmt waren, Sich und seinem Bruder Cajus und Dolabella zuerkannte, Lepidus aber das jenseitige Gallien gab.

Aber die Erscheinung des jungen Octavianus, des Enkels von Cäsars Schwester, welchen dieser adoptirt und zum Erben seines Namens und seines Vermögens erklärt hatte, veränderte plötzlich alle Verhältnisse. Von Apollonia, wo er seine Studien trieb, kam dieser 18jährige Jüngling auf die Nachricht von Cäsars Tod nach Rom, entschlossen, seinen Namen und die daran geknüpften Ansprüche zu behaupten. Unter seinen Leidenschaften war Herrschsucht, unter seinen Gaben Verstellungskunst die erste. Sonst hatte er gute Anlagen und empfehlende Talente. Mit Antonius gerieth er gleich in Feindschaft, und darum schien er Vielen ein tüchtiges Werkzeug, die Macht des Andern zu schwächen. Die Veteranen Cäsars in Campanien erklärten sich für Octavian;

auch gingen von Antonius Feldlager mehrere Legionen zu ihm über. Jener lagert sich jetzt zu Alba, und nöthigt Antonius, Rom zu verlassen. Cicero, nach anfänglicher Bedenklichkeit, glaubte endlich einen guten Bürger in ihm zu erkennen, und entschloß sich, aus gerechtem Haß gegen den gewaltthätigen, tyrannischen Antonius, jenem mit seinem ganzen Credit behilflich zu seyn.

Antonius führte sein Heer nach dem cisalpinischen Gallien, um den Decimus Brutus zu vertreiben, und belagerte diesen in Mutina (Modena). Durch den Einfluß von Cicero, welcher jetzt die donnernden philippischen Reden hielt, wurde Antonius als Feind erklärt, und die beiden neuen Konsuln Aulus Hirtius und Vibius Pansa, und nebst denselben Octavian als Proprätor mit seinem Truppencorps, gegen ihn gesandt. In einem zweitägigen, blutigen Treffen wird Antonius geschlagen; aber Pansa und Hirtius fallen, und Octavian bleibt allein an des Heeres Spitze (3941).

Antonius floh über die Alpen und erhielt in Lepidus Lager Aufnahme und Schutz. Bald war er mächtiger als zuvor. Decimus Brutus, vorhin Sieger, jetzt von seinen Truppen verlassen, litt auf der Flucht einen kläglichen Tod. Octavian aber, anstatt Antonius zu verfolgen, rückte feindselig auf Rom und erzwang sich das Konsulat. Er war nicht 20 Jahre alt.

Jetzt, zum Erstarren der Freiheitsfreunde, enthüllte sich seine wahre Gestalt. Er verurtheilt und ächtet Cäsars Mörder, und schließt auch S. Pompejus, welcher früher eine ehrenvolle Wiederherstellung erhalten, in die Achtserklärung ein. Das Dekret gegen Antonius wird zurückgenommen, und bald kommt die Aussöhnung, darauf gar ein Bündniß zwischen den drei Häuptern der Cäsar'schen Partei zu Stande.

Auf einer kleinen Insel im Flüßchen Rhenus unweit Bononia kamen diese Häupter, Octavian, Antonius und Lepidus zusammen, und in 3 Tagen waren die Punkte des frevelhaften Vertrages im Reinen. Unter dem Titel: Triumviri reipublicae constituendae nahmen sie sich gemeinschaftlich auf 5 Jahre die höchste Gewalt über Rom und die Provinzen. Zur unmittelbaren Regierung sollte Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien, Lepidus Spanien und das narbonnensische Gallien, Antonius die beiden übrigen Gallien erhalten. Aber vor Allem sollten Octavian und Antonius, jeder mit 20 Legionen gegen die Mörder Cäsars ziehen, und Lepidus indessen Rom mit drei Legionen decken. Wäre der Krieg geendet, dann sollten 18 der besten Städte in Italien sammt ihren Ländereien unter die Soldaten vertheilt werden, zur Belohnung für das Niedertreten der Republik.

Um das Maaß des Frevels zu füllen, wurde der Tyrannen-Bund durch das edlste Blut besiegelt. Die Freunde der Freiheit und der Triumvirn persönliche Feinde sollten sterben. Dreihundert Senatoren, zweitausend Ritter, eine ungezählte Menge der besten Bürger wurden geächtet. Wenn unter denselben sich auch Lepidus Bruder Paulus, und Antonius Oheim Lucius Cäsar befanden, so wurden sie gleichwohl durch ihrer Verwandten Macht der Vollstreckung entzogen. Aber Octavian gab — nach verstellter Weigerung — seinen Wohlthäter, durch den Er groß geworden, den edeln Cicero hin. Im 64sten Jahr des Alters, auf seiner Formianischen Villa, von wo er nach Macedonien flüchten wollte, starb Cicero durch die Hand des Legiontribuns Popilius Länas, welchem er vordem durch gerichtliche Vertheidigung das Leben gerettet, mit Würde, und von allen Guten beweint.

Und es erneuerten sich die Schrecken der Sullanischen Zeit; und abermal fielen nicht blos der Tyrannei, es fielen auch dem Privathaß und der Raubsucht Opfer. In den Armen der Freunde, am Hausaltar, in den Tempeln wurden die Proscribirten geschlachtet. Ihnen Zuflucht zu geben, galt für Hochverrath. Die Henker waren den Triumvirn vorangezogen. Das Morden begann in der Nacht, welche mit gleichem Schleier die Gräuel der Tyrannei wie die Wuth der Privatleidenschaften deckte. Am Morgen zogen die Triumvirn, jeder mit einem Truppencorps, in die bluttriefende Stadt. Unter dem Zujauchzen der Soldaten war der Bund geschlossen worden; nun kamen sie, die Erstlinge des Raubes zu verschlingen.

Schlachten von Philippi.

Indessen hatten die Häupter der Verschwornen im Orient eine große Macht gesammelt. Bald war Syrien, Kleinasien, der ganze Orient für die Freiheit gewonnen. Kleopatra, die Freundin der Triumvirn, wurde geschreckt; Macedonien, Griechenland durch Brutus behauptet. Dieser war dabei unabläßig bemüht, die Leiden des Krieges zu mildern, und verschmähte harte Maßregeln, selbst wenn die gerechteste Rache und auch die Klugheit sie zu heischen schienen. Während Cassius die Mittel des Kriegs in reicher Fülle aus den Provinzen zog, blieb Brutus, der alle Erpreßungen scheute, arm und bei allen Siegen in Bedrängniß.

In den Feldern von Philippi, in Macedonien, wurde zum letztenmal um die Freiheit gestritten (3942). Hier hatten sich, bei Annäherung der Triumvirn, Brutus und Cassius gelagert. In einer ersten Schlacht drang Brutus siegreich in Octavians Lager. Aber auf dem andern Flügel wurde Cassius geschlagen und tödtete sich in voreiliger Ver-

zweiflung. Auch in der zweiten Schlacht errang Brutus Vortheile gegen Octavians Truppen; allein der Ruin des Flügels, welcher gegen Antonius stand, zog auch den seinigen in's Verderben. In dieser Schlacht fiel Cato's Sohn, seines Vaters würdig, der junge Lucullus, Hortensius, Varus und viele Andere. Edleres Blut und in schönerem Kampf ist nie geflossen. Brutus, im Geleit weniger Getreuen, entrann den Verfolgern. Aber sollte Brutus die Freiheit überleben? Indem er klagend ausrief: „O Tugend, nicht du — das Geschick herrscht hienieden!“ gab er sich den schönen Tod, zu welchem nur ein Leben wie das seine berechtigt.

Schlacht bei Actium.

Das hohe Interesse der römischen Geschichte endet sich mit der Schlacht bei Philippi. Durch den Sturz der Freiheit war der Zweck des Triumvirats erreicht. Was blieb noch übrig, als daß die Räuber über der Theilung der Beute zerfielen, und Einer allein sie davon trug? — Aber welcher auch siegte, das Ergebniß war dasselbe — unumschränkte Herrschaft eines Einzigen.

Nach verübten, schrecklichen Grausamkeiten trennten sich die Sieger. Antonius ging nach Asien, um einige Reste der Republikaner zu zertreten; Octavian nach Rom, um den Occident zu regieren und die Soldaten zn belohnen. Er gab, in den schönsten Provinzen Italiens, die Landgüter unschuldiger Bürger den übermüthigen Truppen Preis.

Ueber diese unerhörten Bedrückungen entstand ein kurzer Krieg. Perusia war der Sitz des Aufstandes. Octavian zwang es zur Uebergabe und ließ 400 Bürger den Manen Cäsars schlachten!

Antonius, in den Armen der Wollust gefangen, mischte sich etwas später in diesen Krieg. Kleopatra, Königin von

Aegypten, hatte ihn durch ihre Buhlerkünste besiegt. Antonius sank völlig zum Sclaven herab. Seine Mannskraft erstarb in grenzenloser Schwelgerei, und er schien kein Ziel mehr zu haben, als Genuß. Um so geneigter war er zum Frieden, welcher mit genauerer Bestimmung Antonius den Orient bis Scodra in Illyrien, Octavian den Occident mit Ausschluß Italiens, welches beiden offen seyn, und Afrika's — welches Lepidus gehören sollte — anwies, und durch die Vermählung der vortrefflichen Octavia, Octavianus Halbschwester, an Antonius, befestigt ward.

Durch diesen Frieden sah S. Pompejus, welcher früher eine Allianz mit Antonius geschlossen, sich auf seine eigene Macht beschränkt. Er war Herr Siciliens und des Mittelmeers, und erzwang von den Triumvirn noch die Abtretung von Sardinien, Corsika und dem Peloponnes (3945). Aber in einem zweiten Krieg erlag, nach anfänglichem Glück, der nicht unwürdige Sohn des großen Pompejus der Tapferkeit des Octavianischen Admirals Agrippa, floh nach Asien, und wurde auf Antonius Befehl getödtet (3948).

Lepidus sprach einen Theil von Pompejus Ländern an. Er verließ sich auf seine 22 Legionen. Aber alle gingen zu Octavian über, als er mit diesem gebrochen. Lepidus bat fußfällig um sein Leben. Man ließ es ihm sammt der Würde des hohen Priesters.

Unverrückten Blickes ging Octavian seinem Ziele zu. Das römische Volk wurde durch eine sorgfältige Regierung, durch populäre Sitten, und durch Beibehaltung der republikanischen Formen gewonnen. Aber in gleichem Maaß, wie Er Achtung gewann, verlor Antonius dieselbe. Denn, gefühllos für Octavia's hohen Werth, nahm er von neuem die Fesseln der Buhlerin auf, beleidigte sein verderbtes Zeitalter durch unerhörte Ueppigkeit, und die unterjochten Römer durch

den Pomp orientalischer Despotie. Der Parthische Krieg (3946—3950) unterbrach die Lust nur wenig, da sogar auf einigen Feldzügen Kleopatra seine Begleiterin war. Mit immer steigendem Unsinn verschenkte er römische Provinzen und Königreiche an die Aegyptierin und ihre Kinder, und beleidigte dagegen Octavia auf die schamloseste Weise. Endlich schied er sich von ihr; worauf das Volk und der Senat, welche Octavian schon lange bearbeitet und durch die vorgehaltene Schmach der weiblichen und ausländischen Herrschaft empört hatte, die Absetzung des Antonius von seiner Würde und die Kriegserklärung gegen Kleopatra beschlossen (3951).

Und noch immer erwachte Antonius nicht. Zwar ein großes Heer, und eine mächtige Flotte brachte er zusammen; aber Lustbarkeit und Schwelgerei herrschten fort, und Kleopatra mußte ihn begleiten in den verhängnißreichen Kampf. Octavians abendländische Legionen waren jedoch tapfer, und der treffliche Agrippa führte die Flotte. Eine Schlacht entschied den Krieg. Im 723sten Jahr der Erbauung Roms, 478 Jahre nach Gründung der Republik, stritten bei dem Vorgebirg Actium die Flotten des Antonius und Octavian um die Herrschaft der Welt (3953), geraume Zeit ohne Entscheidung, bis Kleopatra aus Feigheit oder Verrätherei mit ihren Schiffen floh, und Antonius mit kläglicher Schwäche und in bestürzter Eile, nur von zwei Sclaven begleitet, ihr folgte. Noch setzten die Seinen das Treffen fort; am Abend ergaben sie sich. Das Landheer, unter Sosius und Publikola, 19 Legionen stark, mit 12,000 Reitern, wartete sieben Tage auf Antonius Rückkehr. Er erschien nicht; da ging es zu Octavian über. Antonius nämlich konnte nicht leben ohne Kleopatra, und glaubte nicht länger sich ihres Besitzes sicher, als er sie unter den Augen hatte! In stummem, hoffnungslosem Schmerz, unter dem Gewicht seines

Unglücks, seiner Schaam, und vor allem seines Zweifels an Kleopatra's Treue erliegend, kam er nach Aegypten, wohin nur zu bald Octavian ihm folgte. Als alle, auch die demüthigsten Anträge von dem Sieger verworfen wurden, da gerieth er in Verzweiflung, und fiel, auf ein Gerücht von Kleopatra's Tod, in sein Schwert. Noch lebte sie; er ließ sich zu ihr tragen, und starb in ihren Armen. Sie aber, als sie wahrnahm, daß Octavian kalt bei ihren Reizen blieb, und sie im Triumph zu Rom aufzuführen gedachte — gab sich den Tod durch den Biß einer Schlange. —

Octavian machte Aegypten zur Provinz, und kehrte nach Rom zurück (3954), als **Alleinherrscher des unermeßlichen Reiches.**

Dritter Zeitraum.

Geschichte von Augustus bis Theodosius M.

oder:

von der Schlacht bei Actium bis zur großen Völkerwanderung.

Vom Jahr der Welt 3953 — 395 nach Christi Geburt.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Nachdem die Römer unter der langen Gewalt des aus Klugheit gütigen Augustus die Freiheit vergessen, hierauf unter seinen nächsten Nachfolgern alle Schmach und alle Schrecken der Tyrannei ertragen gelernt, endlich in der Folge eines Domitian auf einen Titus den auffallendsten Beweis von dem schwankenden Loos eines durch unbeschränkte Alleinherrscher regierten Volkes erfahren hatten; trug es sich durch eine außerordentliche — in der Geschichte aller Länder und aller Zeiten isolirte — Fügung zu, daß sie fast hundert

Jahre lang in unabgebrochener Reihe lauter vortreffliche Monarchen erhielten, bei deren Weisheit und Güte die unbeschränkte Gewalt ein Glück schien, da sie ihrer Tugend freien Wirkungskreis verlieh, und ihnen, gleich den Göttern, zu dem Willen auch die Macht ertheilte, dem ganzen Geschlecht wohlthätig zu seyn. Gleichwohl, was haben sie mit ihrem unermüdlichen Eifer, mit ihrer wahrhaft väterlichen Liebe, mit den liberalsten Regierungsmaximen bewirkt? — Ordnung, Ruhe, Wohlhabenheit, Flor des Ackerbaus und der Gewerbe, ungestörten Verkehr über alle ihre weiten Länder, und Verschönerungen derselben durch stolze Monumente einer geschmackvollen, meist auch nützlichen Pracht, in Tempeln, Pallästen, Heerstraßen, Brücken, Wasserleitungen, Bädern und andern Gegenständen bürgerlicher Verfeinerung. Aber bei allem dem, und obschon, die Gränzprovinzen abgerechnet, ein tiefer Friede die vielen einst feindseligen, nun aber brüderlich und fest zu einem Staat verbundenen Völker beglückte — war — selbst unter einem Trajan und Marc Aurel — die Abnahme des Genie's, der physischen und moralischen Kraft, sonach der Menschenwürde — welche wohl mehr werth ist, als Wohlhabenheit und Friede — in der ganzen römischen Welt zu bemerken. Und es kann uns dieses nicht befremden, denn die Geschichte lehrt mit hundert Zeugen, daß Nichts in Despotien gedeihen kann, was Erhebung und Kraft erheischt, und daß nothwendig, weil beides eine Wurzel hat, solche Staaten so arm an Tugend als an Talenten werden.

Um wie viel mehr, wenn das Despotenreich zugleich ein Weltreich ist? — Denn in einem solchen hört auch der Nationalwetteifer, und jene Anstrengung auf, welche die Folge der Noth ist, oder einer gefahrvollen Stellung zwischen feindseligen Mächten. Das kleine Athen, das nur 20,000 Bürger zählte, hat in einigen Menschenaltern mehr und größere

Künstler, Weise und Helden erzeugt, als der ungeheure römische Staat, welcher wohl 120 Millionen Einwohner enthielt, in einem halben Jahrtausend hervorbrachte!! Auch wird, je größer das Reich, und je schwerer demnach für einen Einzigen dessen Ueberschauung ist, die Gewalt der Statthalter um so unumschränkter, und desto größer die Gefahr für den Bürger seyn, selbst unter einem guten Fürsten tyrannisirt zu werden. Endlich hört in der Universalmonarchie auch die letzte Zuflucht der Gedrückten, die Verlassung der bedrängten Heimath auf. Man ist nicht rettungslos, so lange noch irgend an einem zugänglichen Ort die Freiheit blüht; nur dann wird die Tyrannei ohne alle Scheu ihr Haupt erheben, wenn sie weiß, daß ihr nicht zu entrinnen ist.

Die Römer, welche jenseits ihres Staates nichts als Meer oder Wüstenei, oder unwirthbare Länder von Barbaren sahen, befanden sich in dieser traurigen Lage, und lernten ganz deren Schrecknisse kennen, als nach Marcus Tod auch die Tugenden der Antonine verschwanden, und eine Folge von meist bösen, zum Theil verworfenen Kaisern das ganze Gewicht der Sclaverei auf die zahmen Völker legte; während die wenigen guten oder mittelmäßigen Fürsten nur eine vorübergehende und theilweise Linderung brachten.

In dem Fortgang und der Ausbildung dieser Despotie, und in der Abspannung, welche von einem Weltreich unzertrennlich ist, haben wir die Hauptursache von dem Verfall und der Auflösung eines Staates zu suchen, welcher, nachdem er einmal in solcher Ausdehnung errichtet und befestigt war, nach der in ihm enthaltenen Masse physischer Kräfte und nach seiner von den weisesten Fürsten erhaltenen Organisirung und innigen Verknüpfung unerschütterlich begründet auf die längste Dauer schien. Jedoch kamen noch mehrere, theils innere, theils äußere Umstände hinzu, welche den

Ruin beschleinigten, und vollständiger machten. Auch von jenen Umständen sind die meisten als Folgen der Despotie im Allgemeinen, oder als nähere Bezeichnung der römischen Despotie zu betrachten.

Die Gewalt der Kaiser beruhte in ihrem Ursprung, und so auch in der Fortdauer auf militärischer Macht. Hieraus floß jene ausnehmende Begünstigung des Soldatenstandes, welche die Quelle unsäglicher Bedrückung für die Bürger wurde, und zuletzt auch dem Thron Gefahr brachte. Die Soldaten, im Bewußtseyn ihrer Stärke, hielten sich für befreit von der Unterthanspflicht, und sahen sich bald als Herren des Reiches an. Die Ordnung der Nachfolge, oder der Wahl des Kaisers war nicht durch's Gesetz bestimmt; die Soldaten maßten mit Beziehung auf die veralteten Verhälthältnisse das Recht sich an, den „Imperator“ zu ernennen. Die Prätorianer — die kaiserliche Garde — gaben das Beispiel, die übrigen Armeen folgten. Ihre widerstreitenden Ansprüche brachten verderbliche Kriege hervor. Welche Maßregeln auch einsichtsvolle und kräftige Fürsten gegen dieses Grundübel ergriffen — es war unheilbar; immer blieb der Präfectus Prätorio dem Kaiser gefährlich, und jeder General, nach dem Maaß seines Verdienstes, mochte Furcht erwecken. Um so mehr, da bei den eingetretenen Veränderungen des Kriegswesens weder der Name Roms, noch die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes den Truppen mehr Scheu gebot. Schon längstens waren die weichlichen Römer des Kriegsdienstes entwöhnt, aus Provinzialen, meist in den wildern Grenzländern, wurden die Legionen gebildet, und diese Streiter — zwar auch „Bürger“ dem Namen nach, seit Caracalla's Zeit — waren doch ohne Interesse für Rom, das sie nicht kannten, und zum Theil voll ererbten Hasses gegen dasselbe, oder unter einander. Zuletzt wurden Bar-

baren, sogar in ganzen Haufen, und unter ihren eigenen Anführern, in Sold genommen, wodurch denselben der Weg zu den obersten Staatswürden geöffnet, und Gelegenheit zum gefährlichsten Verrath gegeben wurde. Die Erhebung der Christlichen Religion und die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, da sie alle alten Verhältnisse störten, wurden weitere Gründe der Schwäche; und die Theilung des Reichs — die anfangs nur vorübergehend, dann aber bleibend geschah — vollendete sie. Doch erhielt sich das Morgenländische Reich, durch die Festigkeit seiner Hauptstadt und andere Umstände, freilich bedrängt, und langsam dahinschwindend, bis auf die Osmanische Zeit: aber das Abendländische erlag jetzt schon seiner eigenen Erschöpfung und der aus Norden hereinbrechenden Flut.

Germanische Völker waren es, welche unmittelbar diese große Revolution bewirkten, wiewohl auch Asiatische Horden daran Theil nahmen. Jenseits des Rheins und der Donau hatten die Römer niemals festen Fuß gewonnen. Die Natur hatte hier in Wäldern und Wildnissen ein starkes Volk aufgezogen, welches das morsche Gebäude der Weltherrschaft zertrümmern, ein neues Geschlecht pflanzen, und den Boden zu einer neuen Ordnung der Dinge bereiten sollte. Schon in dem Zustand der Vereinzelung boten die Teutschen den Waffen der Weltbesieger Trotz. Als sie sich in größere Massen vereinten, wurden sie furchtbar auch im Angriff. Verschiedene Ursachen, insbesondere der Stoß anderer Völker aus dem tiefen Norden und Osten, trieben die Germanier auf's römische Gebiet. Ein Schwarm drängte den andern. Auch Scythien ergoß seine Schaaren, und die Allgemeinheit der Bewegung machte sie unwiderstehlich. Germanier theilten sich in das abendländische Reich.

Minder glücklich stritten die Parther gegen Rom. Tra-

jan demüthigte sie. Aber eine innere Revolution, die eine Persische Dynastie auf den Thron Mittelasiens setzte, gab dieser Macht ihre Furchtbarkeit wieder. Dennoch blieb der Euphrat ihre, wie vom Verhängniß bestimmte Grenze.

In den Bewegungen Hoch- und Nordasiens haben neuere Schriftsteller den Grund der Völkerwanderung gefunden. Sina blieb eine eigene Welt.

II.

Detaillirte Geschichte. – Geschichte des Römischen Reichs.

Charakteristik.

Die Armuth dieser Geschichte, verglichen mit jener der vorigen Periode, fällt allererst uns auf. Die Nachrichten, die wir haben, geben uns meist nur über die Person des Kaisers, und über seine nächsten Umgebungen, über die Angelegenheiten der Hauptstadt, und in den Provinzen nur über jene Bewegungen Kunde, die auf Thronfolge oder Usurpation, oder Einfälle der Barbaren Bezug haben; aber wir können auch mit Billigkeit viel mehr nicht verlangen. Durch die Vereinigung so vieler Völker unter eine Herrschaft verloren sie alle mit ihrer Selbstständigkeit auch ihren gesonderten Kreis des Wirkens und des Leidens. Sie kommen fortan nur als Theile des großen Ganzen in Betrachtung, welches selbst nur durch seine Centralgewalt Persönlichkeit hat und lebt. Und was lassen sich also in den einzelnen Provinzen eines solchen, zum sclavischen Gehorsam gewöhnten, Reiches für besondere Ereignisse denken, als die zufällige Folge guter oder böser Statthalter, die leidende Theilnahme an den Umwälzungen der Hauptstadt, und der blutbezeichnete

Lauf feindlicher Heere? — Aber selbst durch ihre Dürftigkeit und traurige Gestalt kann eine Geschichte lehrreich werden; denn sie enthält in treuer Darstellung das Leben der Völker oder ihren Todesschlummer, und die Gründe von beiden.

Geschichte von Augustus bis Commodus.

Augustus Regierung.

Weit günstiger als Cäsars Lage nach geendetem Bürgerkrieg war jene des Octavian nach der Schlacht bei Actium. Schon in den Feldern von Philippi war die Freiheit zernichtet worden. Ihre letzten Vertheidiger fielen in der Schlacht oder durch Proscription. Auch war man der langen Erschütterungen müde, und verlangte Ruhe um jeden Preis. Nebstdem waren die wichtigsten Bürger an das Cäsar'sche Haus durch Dankbarkeit, gegenwärtiges Interesse, oder Hoffnung gefesselt, und den Armen däuchten „Brod und Spiele" mehr als die Freiheit werth. Gleichwohl hatte Octavian das Bild des ermordeten Cäsar unabläßig vor Augen, und glaubte die Herrschaft nur durch die künstlichste Politik gewinnen und behaupten zu können.

Anfangs äffte er den Senat, an dessen Spitze er sich gestellt hatte, und das Volk durch die Erklärung, daß er die höchste Gewalt, die er nur nothgedrungen zur Rettung des Staates übernommen, jetzt wieder in den Schooß der republikanischen Autoritäten niederzulegen gedenke. Der Senat sollte noch betteln um das Joch, das ihm bereitet war, und that es; worauf Octavian, nach einigem Widerstreben, sich gefallen ließ, unter dem Namen und mit der ausgedehnten Gewalt eines Imperators über alle Armeen, Herr des Reiches zu bleiben. Doch nur auf 10 Jahre, nach deren Verfluß jedesmal das Spiel wiederholt ward. Dabei wurden

die Formen der Republik, die Komitien, die Wahlen der Magistrate nicht angetastet; nur behielt der Fürst (princeps), zu welchem Liblingstitel ihm noch der Name Augustus (der Erhabene, Erlauchte) ertheilt ward, die konsularische, tribunicische und censorische Gewalt, nebst jener des Pontifex maximus, vereint für sich und auf lebenslang. Eine starke Leibwache, das Kriegskommando selbst in Rom, und die Ernennung der Statthalter in jenen Provinzen, wo die Kernlegionen lagen, befestigten die Gewalt. Aber sie sollte dem Volk ein Geheimniß bleiben. Durchaus durfte man ihn nicht „Herr“ nennen. Fern vom Gepränge der Majestät in Ton und Lebensweise, tolerant gegen freimüthige Rede und Schrift, und den Launen des Volkes vielfältig nachgebend, schien er in planmäßig geübter Leutseligkeit und Güte nur zum Wohlthun mächtig. Die Römer vergaßen allmälig seine frühern Grausamkeiten, freuten sich seiner Geschenke, seiner Popularität und des Namens der Freiheit; die Provinzialen rühmten die Ordnung, Ruhe und den friedlichen Geist seiner Herrschaft; Dichter und Gelehrte endlich, die er ehrte und belohnte, erhoben den erlauchten Musenfreund zum Himmel. Aber ein strengeres Urtheil hat die unbefangene Nachwelt gefällt; sie hat in allem, was Augustus that und sprach, von seiner ersten Erscheinung auf dem Welttheater bis zum späten Hintritt, nur eine einstudirte Rolle, keineswegs eine Tugend erkannt.

An dem Ruhm von Augustus weiser und glücklicher Verwaltung hatten seine Minister Cilnius Mäcenas, Vipsanius Agrippa, und Messala Corvinus den größten Theil. Allen Freunden des Guten und Schönen ist Mäcenas, der humane, freigesinnte, den Künsten und Wissenschaften freundliche Günstling des Weltgebieters, theurer. Die Kriegssachen leitete Agrippa, der Sieger des S. Pompejus und des

Antonius, anerkannt der erste Mann im Staat nach Augustus, und dessen Eidam. Auch Messala war groß in den Künsten des Kriegs und des Friedens, und den Musen vertraut.

Der Umsturz der Republik hatte den Geist der auswärtigen Politik so sehr als jenen der innern Regierung geändert. Augustus, zufrieden mit dem Besitze der römischen Welt und, wie jeder kluge Despot, alle größere Bewegung scheuend, beschloß zwar den Muth der Legionen durch kleine Kriege und Behauptung der Grenzen zu üben, aber doch im Großen den Umfang des Reichs nicht mehr zu erweitern; und dieser Grundsatz der Mäßigung wurde von den meisten Imperatoren nach ihm befolgt. Rom führte fortan fast nur Vertheidigungs-Kriege. Aber zu solchen konnte freilich bei der ungeheuern Ausdehnung der Grenzen selten der Anlaß fehlen, und Augustus selbst, wiewohl er dreimal den Tempel des Janus schloß, zählte mehr Kriegs- als Friedensjahre.

Auch erfuhr er mehr als einmal den Wechsel des Glücks. Zwar die Parther gaben die gegen Crassus eroberten Adler zurück. Auch wurden durch Besiegung der Cantabrer und Asturier (welche allein noch in Spanien widerstanden), durch Eroberung von Rhätien, Vindelicien, und Noricum — welche Drusus und Tiberius vollbrachten — durch Unterwerfung Mösiens und Pannoniens — was einen blutigen Kampf erheischte — die Grenzen gerundet; aber ein Heer ging in der Arabischen Wüste verloren, ein anderes focht ohne Erfolg gegen Aethiopien, und ein drittes, unter Varus, wurde von den Teutschen vernichtet.

Viel größer noch war Augustus häusliches Unglück. — Er hatte keinen Sohn; seine Tochter, Julia, schändete sich durch Ausschweifungen, und ihre Söhne starben. Livia,

seine zweite Gemahlin, war ein ränkevolles Weib, und von den Stiefsöhnen, welche sie ihm zubrachte, betrübte Drusus ihn durch seinen Tod, und Tiberius durch sein Leben. Diesen Letzten — wiewohl er dessen böse Gemüthsart durchschaute — mußte er zum Sohn und Erben annehmen, damit die Herrschaft nicht an völlig Fremde käme. Und so starb der glücklich gepriesene Augustus, nachdem er seine Freuden alle überlebt hatte, im 76sten Jahr des Alters und im 44sten seiner ungetheilten Gewalt (J. Ch. 14).

Augustus Haus.

Nachdem der tückische, argwöhnische, in Ränken beinahe ergraute Tiber zuerst durch eine — wohl unnöthige aber in seinem Charakter liegende — Verstellung den Senat geäfft, hiernächst den Aufruhr der Pannonischen und Teutschen Legionen (der Letztern durch Germanicus, seines Neffen, Treue) gedämpft hatte, tilgte er den letzten Schein der Volksmacht durch die Verlegung der Komitien in den Senat, und umgab sich mit den Schrecken des Majestätsgesetzes. Hinfort wurden nicht nur die kleinsten Handlungen, sondern auch Worte und Schrift — wenn sie nicht unbedingten Sclavensinn athmeten — Gedanken sogar, die man in den vertrautesten Ergießungen belauschte, zu Verbrechen gestempelt; die Heiligkeit gerichtlicher Formen zum Dienst der blutigsten, schamlosesten Tyrannei mißbraucht; alle Bande der Natur, der Liebe, des Vertrauens zerrissen. Nur die Scheu vor dem edeln Germanicus, welchen das Volk liebte, und das Heer vergötterte, hielt noch eine Zeit den vollen Ausbruch der Wuth zurück. Der Held starb vergiftet, und mit ihm sah das Volk verzweifelt seine letzte Hoffnung sinken. Tiberius, welchem vom Menschen nur die Gestalt geblieben schien, theilte seine Zeit unter Handlungen der ausgesuchtesten Grau-

samkeit und der unnatürlichsten Wollust. Aelius Sejanus, Präfectus Prätorio, der würdige Günstling eines solchen Herrn, unterhielt und verschärfte noch die Blutscenen in Rom, während Tiber auf Caprea in thierische Schwelgerei versank. Aber Sejanus, selbst nach dem Throne lüstern, ward Verräther, und litt dafür den Tod mit seinem Haus und seinen Freunden. Noch ein Jahrzehnd wüthete und schwelgte Tiberius fort, ohne Sättigung für seinen Blutdurst, ohne Aufheiterung für die düstere Stimmung seiner Seele. Er starb im 78sten Jahre seines Alters (37) — man sagt gewaltsam — nachdem er 23 Jahre den Thron geschändet, und hinterließ den Ruhm eines vollendeten Tyrannen.

Cajus (Caligula), Germanicus Sohn, wurde von den Prätorianern zum Imperator ausgerufen. Der Senat und das Volk — des Vaters gedenkend — erkannten ihn mit Freude. Aber, nach kurzer Täuschung durch verstellte Güte, erblickten sie in ihm ein Ungeheuer ohne Gleichen, das alle, selbst widerstreitende Laster vereinte, und bei welchem blos zweifelhaft war, ob Grausamkeit, oder Verworfenheit, oder Unsinn vorherrsche. Einige Verschworene, Cassius Chärea an der Spitze, erhoben sich endlich gegen den Unmenschen, und tödteten ihn (41).

Der Senat, im Taumel der Freude, vermaß sich, die Wiederherstellung der Freiheit und die Verwünschungen der Cäsaren zu dekretiren. Aber in Tagesfrist ward ihm gelehrt, daß nicht Er, sondern die Prätorianische Garde Herr des Reiches sey. Noch immer war dieselbe dem Cäsar'schen Hause ergeben. Also erhielt Claudius den Thron, des Cajus Oheim, gleich schwach an Leib und Seele, von der Geburt an eine elende Menschenfigur, woran, nach seiner eigenen Mutter Ausdruck, die Natur zur Stümperin geworden. Jetzt wur-

den die Mörder des Cajus hingerichtet, und eine Regierung begann, deren Schmach stolzen Gemüthern noch unerträglicher als die Schrecken des Cajus schien. Daher die, wiewohl fruchtlose, Empörung des Befehlshabers in Dalmatien, Camillus, deren Geschichte durch die Großthat der heldenmüthigen Arria verherrlicht ist. Zum erstenmal sah die Gebieterin der Welt sich ganz offenbar von liederlichen Weibspersonen und verworfenen Freigelassenen niedergetreten. Messaline und Agrippine hießen die Frauen des Halbmannes; ihre Namen gelten noch heute zur Bezeichnung weiblicher Verworfenheit. Die Erste, nach unerhörten Schandthaten, wurde umgebracht, auf Befehl des Freigelassenen Narcissus. Agrippine bewog den Kaiser, ihren Sohn aus erster Ehe, Domitius Nero, mit Zurücksetzung des edlen Brittanicus, welchen ihm Messaline geboren, zu adoptiren, und tödtete endlich den Gemahl, um dem Sohn die Herrschaft zu sichern (54).

Auch erhielt er dieselbe durch die Prätorianer und deren Oberhaupt Burrhus, führte sie anfangs mit großem Lob, und endete als ein Scheusal. Er schlachtete nacheinander seinen Halbbruder Brittanicus, dem er das Reich geraubt, seine Mutter, die um seinetwillen so viele Verbrechen begangen, seine Gemahlin Octavia, die seiner Buhlerin verhaßt war, diese Buhlerin Poppäa selbst, in einem Anfall von Wuth, seinen Vormünder Burrhus, dem er die Herrschaft verdankte, seinen Lehrer Seneka, der ihn früher zum Guten gelenkt. Der tugendhafte Thrasea, der geistvolle Lucanus, viele Senatoren, Ritter und Bürger aus den geringfügigsten Anläßen, eine Menge Juden und Christen unter dem Vorwand jener berüchtigten Brandlegung, die Er selber veranstaltet, wurden getödtet, und diese Blutscenen wechselten ab mit beispiellosen Sünden der Lust und verächtlicher Gaukelei.

Endlich brach fast allgemeiner Aufstand aus, in Spanien, Gallien und in Rom selbst. Der feige Wüthrich, von seiner Garde verlassen, vom Senat als Verbrecher verurtheilt, verbarg sich in dem Haus eines Freigelassenen, und gab sich beim Herannahen der Feinde verzweifelnd den Tod (68). Mit ihm erlosch das Haus des Augustus.

Bei aller Verworfenheit dieser Cäsarn, und bei aller Tyrannei, die sie in Rom selbst, und in ihren nähern Umgebungen übten, genossen doch die Provinzen unter der nun regelmäßigern Verwaltung, und gegen die Erpressungen des republikanischen Roms gehalten, ein vergleichungsweises Glück. Auch nach außen war wenigstens keine Abnahme der Macht zu verspüren. Zwar die Teutschen schreckten durch ihren wilden Muth, aber das hatten sie selbst unter dem großen Cäsar gethan; und in den Kriegen der ersten Kaiser war, ungeachtet der Varischen Niederlage, dennoch im Ganzen die Ueberlegenheit der römischen Waffen sichtbar. Entscheidender war ihr Fortgang an den übrigen Gränzen. Mauretanien, welches die Waffen ergriffen, um seinen von Caligula ermordeten König zu rächen, wurde unter Claudius erobert. Im Osten gewann Nero's Legat, Corbulo, Armenien gegen die Parther; und jenseits des Meeres wurde Cäsars Plan — die Unterwerfung Britanniens — endlich in Erfüllung gesetzt. Jedoch nicht vollständig; denn nachdem die Legaten des Claudius die Icener, Briganten und den tapfern Karaktakus, König der Siluren, bezwungen; nachdem, unter Nero Suetonius Paulinus auf Mona (Anglesey) den grauenvollen Hauptsitz der Druidenmacht zerstört, und an der Themse die Schaaren der heldenmüthigen Boadicea bis zur Vertilgung geschlagen hatte; nachdem weiters — unter den folgenden Regierungen — der vortreffliche Agricola in glücklichen Feldzügen bis nach Caledonien

(Schottland) gedrungen: so blieben dennoch die nördlichen Stämme unbesiegt, und fielen durch Einfälle den südlichen Provinzen schwer. Später, bei allmälig sinkender Stärke des Reichs, war Eroberung weniger möglich. Auch beschränkten sich die folgenden Kaiser, nach den glücklichsten Kriegen, auf die Behauptung Südbritanniens (ungefähr $^4/_5$ der Insel), welche sie mühsam, und nur unvollständig, selbst durch Wall und Mauer, gegen die Streifereien der Caledonier deckten.

Geschichte der Juden.

Da noch unter Nero der Krieg sich erhob, welcher den jüdischen Staat und Tempel zerstörte, so werfen wir gleich hier den Blick auf die schreckensreiche Geschichte.

Herodes M., der Würger des Makkabäischen Hauses, König von Judäa, während der Römischen Bürgerkriege jedesmal der Feind der siegenden Partei, und zuletzt von Augustus mit ansehnlicher Gebietsvermehrung begnadigt, gab seinem Reiche Wohlstand und Glanz, stellte den Tempel mit großer Pracht wieder her, verschönerte Jerusalem und viele Städte des Landes. Er starb im zweiten Jahr unserer Zeitrechnung.

Seine drei Söhne, Archelaus, Philipp und Antipas, theilten das Land nach Augustus Ausspruch. Doch verfuhren die Römer darin bereits als Herren, bis der lobenswürdige Herodes Agrippa, ein Enkel des großen Herodes, durch Cajus und Claudius Gunst wieder den ganzen Staat zur eigenen Verwaltung als König erhielt. Nach seinem Tod (44) hörte der Schein der Selbstständigkeit wieder auf. Römische Statthalter regierten das Land, wiewohl man dem jüngern Agrippa einen kleinen Theil prekarisch überließ.

Bei aller Unterdrückung durch Waffen und Machtsprüche hatten doch die Juden seit langer Zeit in Rom selbst eine wichtige Rolle gespielt, als Mäkler, Wechsler, Kaufleute, oder auch als zahlreicher Pöbelhaufe, dessen Geschrei und Arme listige Parteihäupter benutzten: Im Ganzen waren sie von den Römern gehaßt, selbst verachtet, aber ihr Geld lockte zu Plünderungen an. Fortwährende Erpressungen der Statthalter vermehrten den Widerwillen der Juden gegen das römische Joch. Alte Weissagungen von einem kommenden Messias nährten die Hoffnung der Befreiung. Endlich entstand gegen die allzuschreiende Bedrückung des Statthalters Gessius Florus ein allgemeiner Aufruhr der Juden (66). Jerusalem und alle Festen des Landes fielen in ihre Gewalt; der Präfekt von Syrien wurde geschlagen. Da sandte Nero den Feldherrn Vespasianus gegen sie mit großer Macht. Vergebens war der Eifer der Juden, ihre Wuth, ihre Verzweiflung. Es wurde erfüllt, was mit Seherblick verkündet worden, und was unausweichlich war nach dem Geist des Volkes und den Umständen der Zeit. In einer Reihe blutiger Gefechte schrecklich hingewürgt, ließen die Verzweifelten nicht ab vom ungleichen Kampf. Noch blieb ihnen die Hauptstadt; da wurde Vespasian von seinem Heer zum Imperator ausgerufen, zog nach Rom, und überließ dem Sohn, Titus, die Beendigung des Kriegs. Welche Schrecknisse die schwärzeste Phantasie zu ersinnen vermag, häuften sich in der unglücklichen Stadt. Die Spaltung in verschiedene Parteien vollendete das Unheil. In förmlichen Schlachten zerrissen sich untereinander die Vertheidiger derselben Stadt, und forderten durch gehäufte Frevel den Grimm des Siegers auf. Nur stürmend, durch Flammen und über Berge von Leichen, konnte er den Weg sich bahnen durch die Straßen Jerusalems. Unter dem Geheul der Verzweiflung

sank die Stadt Davids, sank der ehrwürdige Tempel in Schutt und Asche. Eilfmalhunderttausend Menschen sollen nach Josephus Flavius umgekommen seyn in diesem Krieg. Hunderttausend wurden gefangen. Der Rest der Nation wurde zerstreut über die Länder, verlor aber bei aller Erniedrigung die Anhänglichkeit an's Mosaische Gesetz, den fanatischen Eifer und die Hoffnung auf einen Messias nicht. Gegen Kaiser Hadrianus, der da auf der geheiligten Stätte Jerusalems eine profane Stadt, Aelia Capitolina, und auf Zion einen Tempel Jupiters bauen ließ, führte Bar-Cocheba (Sohn des Sternes), der vermeinte Messias, herbeigeströmte, zahllose Schaaren zum verzweifelten Kampf. Aus Britannien berief Hadrian die Legionen gegen den wüthenden Feind. An sechsmalhunderttausend Menschen verloren das Leben. Viele wurden als Sclaven verkauft; der Uebrigen Loos war völlige Zerstreuung, Druck und Schmach. Aber fortan, und bis auf den heutigen Tag, haben sich die Nachkommen dieser merkwürdigen Nation, ohne Vermischung mit den übrigen Völkern, unter denen sie meist in Verachtung und gegenseitiger Abneigung leben, erhalten, hartnäckig den überlieferten Lehren und Satzungen anhängend, allem Neuen widerstrebend, ohne Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeiten und Orte, lebendige Mumien der alten Welt.

Vespasian. Titus. Domitian.

Wir kehren nach Rom zurück. Hier wurde nach Nero's Tod der 70jährige Sulpitius Galba, welchen die Spanische Armee zum Imperator ausgerufen, von dem Senat bestätigt. Die Prätorianer ermordeten den strengen Herrn, und gaben das Reich an Salvius Otho. Schon früher hatte auch die Germanische Armee ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Imperator ernannt. Seine Truppen zogen

über die Alpen. Da verlor Otho ein Treffen bei Bedriacum, und gab sich den Tod, um des Bürgerbluts zu schonen. Vitellius nahm vom Thron Besitz, um ihn durch thierische Völlerei zu schänden. Bald bezahlte er die Freuden der Tafel mit einem schmählichen Tod (69).

Flavius Vespasianus, dessen Truppen solches Strafgericht übten, war von der Morgenländischen Armee mit dem Purpur bekleidet worden, und verdiente seine Erhebung. Er ehrte den Senat, ließ von demselben sich die Gewalt bestätigen, beruhigte das Reich, verschönerte Rom, füllte die erschöpfte Schatzkammer, und kriegte gegen die Juden, Parther und Britten glücklich; zweifelhaft gegen die Bataver Herrische Strenge, und etwas engherzige Geldliebe sind jedoch Flecken seiner (neunjährigen) Regierung.

Dagegen erfreute Titus (79), sein Sohn, das Menschengeschlecht durch die volle Liebenswürdigkeit einer schönen Seele. Nur zwei Jahre besaß er den Thron; noch waren sie durch natürliche Unglücksfälle getrübt. Aber sie haben hingereicht, den Namen des Fürsten, welcher „den Tag für verloren achtete, an dem er Niemanden Gutes erwiesen,“ mit unvergänglicher Glorie zu schmücken.

Sein ihm unähnlicher Bruder Domitianus (81) ahmte die verworfenen Cäsarn nach. Er war Lüstling, Räuber und Tyrann, und ließ mit frechem Uebermuth sich Herr und Gott nennen, während er Sclave seiner Verschnittenen und der Zeichendeuter war, und — was in Rom noch nie geschehen — von einem barbarischen Feind den Frieden kaufte. Diurbaneus Decabalus, König von Dacien, war es, der solchen Tribut erpreßte, nachdem er die Legionen geschlagen, und einige Provinzen verwüstet hatte. Domitianus wurde ermordet, auf Anstiften seiner Gattin (96).

Nerva bis M. Aurel.

Von jetzt an, fast hundert Jahre lang genossen die Römer das wunderwürdige Glück einer fortwährend weisen und väterlichen Regierung. Die Fürsten, welche in dieser Zeit den Zepter führten, gelangten nicht durch den Zufall der Geburt zur Herrschaft, und wurden nicht in der Jugend schon durch Hoheitsgedanken verderbt. Adoption, welche nur das Verdienst bestimmte, brachte immer den Würdigsten zur Thronfolge; Dankbarkeit, Nacheiferung, Ehrgeiz, dem Vertrauen zu entsprechen, munterten zur Pflicht auf. Der Cretenser Coccejus Nerva, ein tugendhafter Greis, vom Senat zum Nachfolger Domitians ernannt, wurde der Wohlthäter der Welt dadurch, daß er den vortrefflichen M. Ulpius Trajanus — Spanier von Geburt und damals Feldherr in Teutschland — zum Sohn, Reichsgehilfen und Thronfolger erklärte.

Trajan (98), der „beste Fürst" — Zeitgenossen und Nachwelt nannten ihn also — dessen Tugenden man nach Jahrhunderten noch den Kaisern als hohes Vorbild pries (durch den Zuruf: Sis felicior Augusto, sis *melior Trajano*), stellt uns in seinem Charakter die schönste Vereinigung aller großen und liebenswürdigen Eigenschaften dar. Während er mit hellem Blick und väterlichem Sinn alle Zweige der Verwaltung seines unermeßlichen Reiches durchdrang, und was die Weisheit eingegeben, kraftvoll, beharrlich vollführte, mit dem treuesten Eifer über die öffentliche Wohlfahrt, so wie über die Rechte der Einzelnen wachte, und nur darum zu regieren schien, um der Welt die gute Seite der Alleinherrschaft im strahlensten Lichte zu zeigen: huldigte er selbst mit liberalem Geist den Grundsätzen der Republik, vermaß sich nicht, wie seine Vorfahren, über dem Gesetz zu stehen, gab dem

Senat Freiheit durch seinen Willen, Würde durch seine Achtung wieder, stellte die Volkswahlen, und das selbstständige Ansehen der Magistrate her, ließ die Majestätsgesetze schweigen, und entfernte von sich das niederdrückende Schaugepränge der unumschränkten Gewalt. Allen Bürgern zugänglich, und unter ihnen wie der Vater unter geliebten Kindern, wie der Freund unter Freunden lebend, schien er blos durch höhere Tugend ausgezeichnet: so wie er selbst keinen Maßstab der Gunst als jenen des Verdienstes kannte. Mit so vielen Friedenstugenden verband Trajan auch glänzenden Kriegsruhm. In zwei Kriegen gegen den trotzigen Decebalus rächte er Domitianus Schmach. Ganz Dacien wurde eine römische Provinz. Der König, über den Trümmern seiner Macht, gab sich den Tod. Noch glorreicher waren die Parthischen Züge. Seit Crassus Zeit war der Parther Name den Römern schrecklich gewesen; unverwischt zeigte Syrien die Spuren alter und neuer Verwüstungen. Trajan führte seine Legionen über den Euphrat, unterwarf sich Armenien, Mesopotamien, setzte über den reißenden Tigris, eroberte die Königssitze Seleucia und Ctesiphon, und drang bis zum Persischen Meerbusen. Vielleicht hätte Asien durch Trajan ein bleibendes Gesetz erhalten, wären nicht durch den Tod seine großen Plane vereitelt worden. In dem kritischen Zeitpunkt einer abermal über alle Eroberungen ausbrechenden Empörung starb der Kaiser (117); und es stürzte zusammen, was er hier mühsam gebaut hatte.

Denn Aelius Hadrianus, sein Nachfolger durch Verwandtschaft und vermuthete Adoption, gab alle Eroberungen jenseits des Euphrat zurück, und beschränkte seinen Ruhm auf Erhaltung der innern Wohlfahrt und Stärke. Wenige Fürsten glichen ihm an umfassender Kenntniß der Geschäfte; Wenige an Thätigkeit und Eifer. Alle Provinzen seines wei-

ten Reiches durchreiste er zu Fuß, und ließ einer jeden den Segen wohlthätiger Einrichtungen zurück. Auch gelehrt und den Künsten freundlich war er, aber minder sanft und liebenswürdig als Trajan. Er wußte, daß er Herr sey, und ließ es fühlen. Die letzte Periode seines Lebens ist von Härten, selbst von Ungerechtigkeiten nicht frei, so daß nach seinem Tode der Senat, der von Trajans Güte den Maßstab nahm, anstand, seinem Andenken die gewöhnlichen Ehren zu erweisen (138).

Hadrian hatte in der Person des adoptirten Titus Antoninus Pius sich den tugendhaftesten aller Menschen zum Nachfolger gegeben. Während seiner 23jährigen Verwaltung herrschte Ruhe, Ueberfluß und — bis auf unbedeutende Grenzirrungen — Friede in der römischen Welt. Unterthanen und Magistrate schienen die stillen Tugenden ihres Fürsten nachzuahmen. Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, beglückten das Reich; gehässige Leidenschaften, unsittliche Triebe verbargen sich. Auch äußere Völker faßten Achtung und Zutrauen für einen Monarchen, welcher „lieber einem Bürger das Leben erhalten, als tausend Feinden es nehmen" mochte, und schlichteten ihre Fehden nach seinem Ausspruch. Seit Numa, mit welchem man ihn billig verglich, hatte Rom keinen solchen Gewalthaber besessen.

Antoninus hatte gleich bei seiner Erhebung und auf Hadrians Verlangen den hoffnungsvollen Marcus Aurelius, und den L. Verus adoptirt. Der Beschluß des Senats bestimmte den Ersten zum Nachfolger des hingeschiedenen Kaisers (161); aber er erklärte alsogleich den L. Verus zum Mitherrscher und Augustus. Doch Verus überließ seinem Throncollegen, dessen Ueberlegenheit er anerkannte, ohne Einspruch die Leitung der Geschäfte, und sich selbst der Thatlosig-

keit und dem Genusse der Lust. Nur in dem Parthischen Krieg, der bald nach Antoninus Tod begonnen, ermunterte er sich zu einiger Anstrengung. Doch nicht sowohl Er, als sein Legat Avidius Cassius war Sieger der Parther, und drang bis Ctesiphon. Schon im 8ten Jahr des Reichs starb Verus.

Desto ungetheilter war der Eifer, die Thätigkeit und der Ruhm des großen Marcus, der an Tugend, Rechtlichkeit und Milde Antoninus glich, an Kraft der Seele ihn übertraf, wenigstens geprüfter war, und mit dem Glanz der Herrschergaben die Würde der erhabensten Philosophie verband. Sein ganzes Leben war der schönste praktische Commentar der Grundsätze Zeno's, welche der Kaiserliche Weise auch sonst durch Rede und Schrift verkündete.

Unter diesem Kaiser erfuhr das Reich den ersten nachdrücklichen Stoß von den Völkern des Nordens. Auf Dacien stürmten Bastarner und Alanen, von den hinter ihnen befindlichen Gothen gedrückt, und die Donauvölker, in einen großen Bund vereint, brachen in's Römische Land. Bis Aquileja wälzte sich der Strom, und zu diesem Schrecken der Markomannen (Sie waren die stärksten des Bundes) gesellte sich eine Pest in Italien, Aufruhr in mehreren Provinzen, und der fortdauernde Parthische Krieg. Nach einem achtjährigen müh- und gefahrvollen Kampf, und verschiedenem Glückswechsel, schloß der tapfere Marcus (174) einen rühmlichen Frieden. Ein neuer Ausbruch des teutschen Krieges hielt den Kaiser bei den Legionen zurück. Seine Seele litt beim Anblick der Verwüstung; und sein Körper erlag der unaufhörlichen Mühe. Er starb zu Sirmium (180), beweint wie Trajan, und empfing noch von spätern Geschlechtern den Tribut einer dankbaren, religiösen Verehrung.

Kulturzustand. Kunst und Wissenschaft.

Das Glück und die Kultur der römischen Welt von Trajans bis M. Aurels Zeit, so wie früher unter Augustus, gibt uns den freundlichen, erquickenden Anblick nicht, wie Jene, die wir im vorigen Zeitraum in den Ländern der griechischen Zunge und auch im freien Italien blühen sahen. Dieselbe war vielseitig und aufstrebend, durch einheimische Kraft aus unverdorbener Naturanlage entwickelt, die Frucht eines freien und freudigen Lebens der Völker. Die Römische Kultur dagegen war das Produkt der Macht und Staatskunst der Weltgebieter, des übermüthigen Reichthums, der unersättlich nach erhöhten Genüssen strebte auf einer, des leidenden Gehorsams, der gelehrig die vorgezeichnete Bahn verfolgte, auf der andern Seite, und überhaupt entstellt durch Verderbniß und Schwäche.

Zwar nicht mit Unrecht mochten die Freunde des Weltreiches rühmen, daß die Vereinigung so vieler Völker unter Eine Herrschaft alle Hindernisse weggeräumt habe, welche für die Fortschritte der Einzelnen theils in der Beschränktheit ihrer Hilfsmittel, theils in dem feindseligen Verhältniß zu den übrigen lagen, sie mochten rühmen, daß unter dem Schutz eines tiefen Friedens, und durch die Weisheit einer über so viele Länder mit gleicher Fürsorge waltenden Regierung, alle feinern Künste, alle Verbesserungen des Ackerbau's und der Gewerbe, ihre Segnungen über den wichtigsten Theil der Welt ergoßen, daß durch die begünstigte Verpflanzung von Früchten, Kräutern, Bäumen und Thieren, durch den ermunterten Kunstfleiß, dann durch die Wohlthaten eines regen Handels und die gegenseitig von einer Provinz der andern in Zeiten vorübergehender Bedürfnisse geleistete Aushilfe der Wohlstand aller gesichert; und allmälig das unermeßliche Reich

durchaus mit herrlichen Städten geschmückt, von trefflichen Straßen in vielfacher Richtung durchschnitten, an Fruchtbarkeit einem Garten ähnlich, reich an Monumenten einer gemeinnützigen Pracht in Anstalten und Gebäuden, und der glückliche Wohnsitz einer gedrängten, in ruhiger Eintracht und wohlgeleiteter Emsigkeit lebenden Volksmenge geworden sey.

Doch hätten solche Lobredner, bei genauerer Betrachtung, auch die Schattenseite dieses Zustandes nicht verkannt, Sie würden bemerkt haben, daß die Ruhe und Ordnung im Reiche blos die Folge der Erschlaffung und der maschinenartigen Folgsamkeit, der Ueberfluß nur der Antheil der unvergleichbar geringern Zahl, und alle Verfeinerung und Pracht nur schwache Hüllen des Verderbnisses und der Noth waren. Zwei Drittheile der Bevölkerung bestanden aus Sclaven, und auch die sogenannten Freien waren der tyrannischen Willkür Preis. In den Hauptstädten, zumal in Rom, herrschte grenzenloser Luxus und unbeschreibliche Corruption; in den Provinzen oder auf dem Lande war Armuth und Verminderung der Menschen fühlbar; der auffallende Mangel an Geist und Leben zeigte an, daß an den edlern Theilen eine geheime Krankheit nage, und daß kein weiteres Gedeihen, sondern der Fall bevorstehe.

Zu den charakteristischen Zügen dieser einerseits glanzvollen, anderseits unglücklichen Kaiserzeit, gehört auch der anfängliche Flor und der schnell nachgefolgte Verfall der Kunst und Wissenschaft.

Unter den Ursachen, welche im vorigen Zeitraum die Wissenschaften hoben, war eine der wichtigsten, die Freiheit, geschwunden. Dagegen schien nur durch den bereits gesammelten Schatz von Kenntnissen die Aufklärung fester begründet. Sie hatte sich über mehrere Menschenklassen und über eine größere Zahl von Völkern verbreitet, und die Vereinigung derselben unter der römischen Macht bot den Künsten

und Wissenschaften eine Unermeßlichkeit von Hilfsmitteln vor. Der tiefe Friede, welcher von August an, durch lange Zeit, wenigstens die innern Länder des Reichs beglückte, ermunterte durch Ruhe und Sicherheit den stillen Fleiß; eine vermehrte Zahl von Schulen und Unterrichtsanstalten, von öffentlichen und Privat-Bibliotheken kam dem Genie hilfreich entgegen, und das gemeinsame Organ der Griechischen — als der gelehrten — und der Römischen — als der herrschenden — Sprache erleichterte die Mittheilung der Ideen, den Gemeinbesitz der Geisteswerke, und die Gleichförmigkeit des Fortschreitens. Endlich waren mehrere Kaiser — wie gleich anfangs Augustus, dann Vespasian, Trajan, Hadrian und die Antonine — eifrige Beschützer, zum Theil selbst Vertraute der Musen; Andere beförderten wenigstens durch Prachtliebe den Flor der Kunst; und der Wetteifer der großen Städte, selbst die Eitelkeit oder Liberalität von reichen Privatpersonen, beschäftigte und ermunterte das Talent.

So viele begünstigende Umstände konnten wohl nicht ohne Früchte bleiben. Augustus Jahrhundert ist eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte der Wissenschaften und des Geschmacks. Die Musen Latiums eiferten den griechischen nach, und Beide, schwesterlich vereint, brachten Licht und Anmuth an die Ufer des Ebro, des Rheins und der Themse. Ihr Reich blieb unvermindert — dem Umfang nach — bis auf die Zeiten der barbarischen Einbrüche, und wenn gleich die Begeisterung schon frühe zu erkalten schien, so versagten sie doch, bis auf das Zeitalter der Antonine herab, den Schriftstellern ihren Beistand nicht.

Aber vom dritten Jahrhundert an fielen die Künste und Wissenschaften wie im Sturze von der lange behaupteten Höhe herab. Vor dem Ende des Zeitraums war im Abend-

land — Italien ausgenommen — die völlige Nacht eingebrochen; und im Morgenland streute die zusehends ermattende Flamme nur noch ein Dämmerlicht umher.

Auch ist nicht schwer, von diesem traurigen Umschwung die Ursachen zu finden. Wie begünstigend die äußeren Umstände seyn mögen: sie reichen allein nicht hin zur Hervorrufung genialischer Werke. Die innere Kraft des Geistes, die schöpferische ist hiezu nöthig; und solche gedeiht bei aller Aufmunterung nicht, wo die erste Bedingung, die Freiheit, fehlt; so wenig bei der sorgfältigsten Pflege eine Pflanze gedeiht, wenn ihr der geeignete Boden und die Sonne fehlten. Ein Despot, wenn er auch wollte, kann den Seelen seiner Knechte jenen Schwung nicht geben, wozu nur die Freiheit Kraft verleiht. Und wie könnte er es wollen, ohne Widerspruch mit sich selbst? — Er wird sich nicht verbergen, daß aufgeklärte Bürger zwar die besten Unterthanen, aber unwillige Knechte sind. Daher wird er die Wissenschaft hassen. Jedenfalls drückt das Gewicht der Sclaverei auch den Geist nieder, und wir mögen unbedenklich die so auffallende Abnahme des Genie's unter den Kaisern als nothwendige Folge der despotischen Verfassung betrachten. Die großen Alten, voll gerechten Selbstgefühls und persönlicher Würde, mochten unbesorgt dem Strom ihrer Gedanken und Gefühle Worte geben, und aus allem, was sie umgab, den Stoff der Begeisterung schöpfen: die spätern Römlinge konnten die Erbärmlichkeit ihres — freilich nicht unverdienten — Zustandes sich nicht verbergen; die gewohnte Erniedrigung nahm ihrem Geiste die Schwungkraft, und sie mochten fühlen, daß die Sprache des freien Mannes nicht für Sclaven tauge.

Zudem verloren sich (wir wollen des natürlichen Zusammenhanges willen unsern Blick hier gleich über den ganzen Zeitraum werfen) nach und nach die guten Verhältnisse der

frühern Kaiserzeit: An die Stelle des Friedens trat eine traurige Folge von innern und äußern Kriegen. Die Musen flohen beim Anblick der Verwüstung, und die verarmten Einwohner, denen es an Mitteln der physischen Existenz gebrach, konnten nicht an Verschönerung ihres Daseyns denken. Solchem Elend der Provinzen sprach die Verschwendung der Hauptstädte Hohn; aber die edlere Kunst verschmäht es gleichfalls, blos Dienerin des übermüthigen Luxus zu seyn. Indessen schärfte sich fortwährend die Geißel der Despotie. Es kehrten keine Antonine wieder. Selbst diejenigen Kaiser, deren Energie und Tugend den Verfall des Reichs zurückhielt, (Claudius, Aurelian, Probus, Diocletian ꝛc.), waren den Wissenschaften fremd, und nur in Lagern oder in Handhabung der Geschäfte groß. Gewohnheit und Drang der Umstände führten zur Verachtung des friedlichen Talents. Nur die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium die künstlichere Staatsverwaltung nothwendig und einträglich machte, wurde mit Erfolg getrieben. In der Arzneikunde, welche gleichfalls unentbehrlich schien, trat man den alten Meistern nach; endlich aber verschlang — was schon früher zum Theil die Eklektik gethan — die mystische und Streit-Theologie die noch aufkommenden Talente.

Die Künste und Wissenschaften der Heiden schienen so innig mit ihrem verabscheutem Religionssystem verbunden, in ihren Werken des Geistes und des Geschmackes stieß man so unausgesetzt auf mythologische Gräuel, daß bei den noch von frischem Eifer beseelten Christen ganz natürlich der Haß von Einem auch auf's Andere überging. Kunstwerke und Bücher der Heiden wurden der Gegenstand einer frommen Verfolfolgung (früher hatten die Kaiser die Bücher der Christen bekriegt), manches der Unsterblichkeit Würdige ging unwiderbringlich zu Grunde. Die Barbaren, welche in die Provin-

zen stürmten, und ohne Unterschied das Profane wie das Heilige zerstörten, beförderten unabsichtlich die Wünsche der Zeloten. Zu arm an Genie, um etwas Neues zu schaffen, hatte man kaum den Geschmack mehr, das Bessere zur Abschrift auszuwählen. Die Manuscripte verschwanden, und der Geist der Menschen, dem es nun vollends an Nahrung und Erhebung gebrach, versank in Lethargie.

Aber weit später, und weniger vollständig als im Abendland, geschah solches in den Ländern der griechischen Zunge. Noch spät traten einzelne Schriftsteller auf, deren das Zeitalter Alexanders sich nicht hätte schämen dürfen; noch ehrte, noch liebte hier eine große Menschenzahl Gelehrsamkeit und Kunst. Solche Neigung war durch die Art und Weise, wie überhaupt die hellenische Geisteskultur sich erhoben hatte, ein wesentlicher Zug im Nationalcharakter der Griechen worden. Die Nachkommen Derjenigen, welche anerkannt die Lehrer der Menschen gewesen, fühlten sich aufgefordert, den ererbten Ruhm zu behaupten; Patriotismus oder Nationalstolz trieb sie an, über die verhaßten Gebieter, deren Waffen und Politik sie hatten weichen müssen, wenigstens an Geist und Geschmack sich fortwährend zu erheben. Dagegen waren die Wissenschaften und Künste in Rom niemals wahres Nationalbesitzthum gewesen. Selbst die Sprache hatte hier nicht durch die Volkskultur, sondern nur durch das Genie einzelner Männer, welche Griechenland ihre Bildung verdankten, die Vervollkommnung erhalten.

Indessen konnte auch Griechenland dem allgemeinen Zeitgeist nicht entweichen. Immer seltener und seltener erschienen wahrhaft erleuchtete Männer. Der Streit mit den großen Alten war zu ungleich. Muth und Kraft fehlten, um neue Bahnen mit Erfolg zu brechen. Matte Nachahmung blieb allein noch übrig. Nicht die Fortführung der Wissenschaft,

nur die Erklärung der vorhandenen Bücher wurde das Geschäft der Gelehrten. Anstatt der schöpferischen Genie's, welche in schönern Zeiten geglänzt, füllten sich die Schulen und Bibliotheken mit Grammatikern, Kunstrichtern und Kommentatoren.

Von Commodus bis zum Untergang des abendländischen Reiches.

Anfang des Verfalls.

M. Aurels einziger Sohn, Aurelius Commodus, der ihm folgte, war der erste im Purpur geborne Prinz auf dem römischen Kaiserthron. Seine Laster machten mit den Tugenden des Vaters den schrecklichsten Kontrast. So wie einst Nero, fing er mit zügelloser Ausschweifung an, und endete mit entsetzlicher Grausamkeit und Unsinn. Eine Menge der edelsten Senatoren und Bürger wurden Opfer seines ungereizten Blutdurstes, welchem er mitunter auch seine eigenen Creaturen, und die Genossen seiner Lüste schlachtete. Und immer verworfener wurde sein Gemüth. Nicht eine gute Empfindung, nicht eine ehrbare Neigung blieb in demselben zurück. Seine Zeit brachte er entweder in schändlicher Lust, oder bei den Spielen des Amphitheaters zu, nicht als Zuseher, sondern als Kämpfer, anfangs gegen wilde Thiere, darauf gegen Menschen. Berauscht von dem Ruhme des Gladiators, entweihte er die Majestät des Throns durch öffentliche Ausübung eines mit natürlicher und gesetzlicher Schande gebrandmarkten Gewerbes. Sieben hundert fünf und dreißig Mal sahen die Römer ihren Kaiser und den Sohn des Marcus auf der Arena kämpfen. In den Fechtschulen that er es täglich, ja er ließ sich sogar einen

(freilich kaiserlich erhöhten) Sold aus der Fechterkasse abreichen, und zählte mit abenteuerlichem Stolz die vielen Siege auf, die er — mit ungleichen Waffen — über seine mitleidswürdigen Gegner erkämpfte.

Diesen Fürsten ertrug das römische — an die Verwaltung der Antonine gewöhnte — Volk dreizehn Jahre! Ja noch länger hätte es ihn ertragen, wäre er nicht durch einen von seiner Buhlerin bestellten Ringer erwürgt worden (193). Jetzt erst, als der Tyrann todt war, brach die lang verhaltene Wuth in laute Verwünschungen aus.

Commodus hatte bald nach seines Vaters Tod den Frieden von den Teutschen erkauft, da er die Mühseligkeiten der Feldzüge scheute. Aber fortwährende Einfälle barbarischer Nationen in's römische Gebiet, denen man mühsam widerstand, verkündeten den herannahenden Verfall.

Die Verschworenen gegen Commodus, unter ihnen Lätus der Präfect der Prätorischen Garde, hatten zu dessen Nachfolger den Präfectus Urbi Helvidius Pertinax ausersehen, einen ehrwürdigen Greis, welcher von dem gemeinsten Stand blos durch Verdienst zu den höchsten Stellen sich emporgeschwungen hatte, und auch sogleich die freudige Anerkennung des Senats und des Volkes erhielt. Nicht also die Prätorianer, welche, allein mißvergnügt unter dem allgemeinen Jubel, den Tyrannen zurückwünschten, der ihrem Uebermuth geschmeichelt hatte. Sie ermordeten den tugendhaften Pertinax.

Hierauf, mit unerhörter Frechheit, versteigerten die Prätorianer das Reich. Didius Julianus, ein reicher Senator, that das höchste Gebot — 1300 Thaler auf den Mann — und es ward ihm gehuldigt. Aber die Heere in Illyricum und Syrien riefen ihre Generale Septimius

Severus und Pescennius Niger zu Imperatoren aus. In Britannien erklärte Clodius Albinus sich für die Freiheit. Severus rückte auf Rom, wo der unglückliche Julian von den Prätorianern verlassen, und vom Senat verurtheilt, für seinen vermessenen Kauf unter dem Schwert des Henkers büßte (194). Auch Niger und Albinus, beide getäuscht durch Severs verstellte Freundschaft, erlagen Einer nach dem Andern dem großen Kriegstalent und der gewissenlosen Tücke dieses streng soldatisch gesinnten Fürsten. Derselbe haßte Ton und Formen der Republik, trat in Staub den Senat, welcher das Recht der Berathschlagung, wohl gar der Vorstellung, sich anmaßte, verachtete das Volk, als welches blos zum Dienen und Tragen vorhanden, und vermehrte durch Gesetze und Gunst das früher schon drückende Uebergewicht der Soldaten. Zwar die Prätorische Garde, welche das Reich verkauft hatte, wurde hart von ihm bestraft, durch Demüthigung und Entlassung; aber er erwählte sich eine neue, die viermal stärker war, und aus einem Ausschuß aller Legionen bestand. Mit derselben gedachte er nicht nur Rom und Italien, sondern auch die Armeen zu schrecken, wenn sie etwa aufrührisch würden. Und er erreichte seinen Zweck, aber gab auch seinen Nachfolgern in dem Präfectus Prätorio selbst den fürchterlichsten Feind.

Bassianus Antonius, den man Caracalla nannte, und Septimius Geta, seine Söhne, wurden durch den Willen des Vaters und den Zuruf des Heeres gemeinschaftlich zu Kaisern ernannt, und hierdurch zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Bei einer Zusammenkunft, in den Armen der Mutter, welche Vermittlerin seyn wollte, wurde Geta von seinem Bruder getödtet. Dieser ruchlose, wohllüstige, jedoch mit Thatkraft versehene Bösewicht brachte an 20,000 Menschen, als Anhänger, Diener oder Freunde des Geta,

um, und tyrannisirte noch fünf Jahre; bis ihn Opilius Macrinus, sein Präfectus Prätorio, tödtete (217).

Dieser mit seinem Sohn nahm den Purpur, und wurde gestürzt durch den Einfluß einer Frau, der listigen Mösa — Schwester von Severus Gemahlin, Julia Domna (218). Dieselbe verschaffte ihrem 14jährigen Enkel, dem syrischen Sonnenpriester, Avitus Bassianus Heliogabalus den Thron, welchen er durch unsägliche Ausschweifungen und Laster schändete. Die Prätorianer befreiten die Welt von ihm, und riefen seinen Verwandten, den edeln und liebenswürdigen Alexian (Alexander Severus) zum Kaiser aus (222). Aber auch ihn tödteten die Soldaten (230).

Maximinus, ein Thrazier von Geburt, in seiner Jugend ein Viehhirt, nachmals durch Leibesstärke und Tapferkeit im Heere berühmt, war das Haupt der Verschworenen, und wurde als Imperator erkannt. Sein Talent war Morden und Rauben, das er an Bürgern wie an Feinden übte. Gegen ihn wurden in Afrika der alte Gordianus und sein Sohn, in Rom vom Senat Pupienus und Balbinus, Männer von hohem Verdienst, zu Kaisern erkoren. Aber Gordianus erschlagen Maximinus Freunde, die vom Senat erwählten Kaiser wurden durch die Prätorianer getödtet, und auch Maximin fiel in einem Aufstand seiner Soldaten, worauf der Enkel Gordians den Thron erhielt (238). Er focht mit Glück gegen Perser und Gothen, und erregte schöne Erwartungen. Aber Philipp, der Araber, Präfectus Prätorio, stürzte ihn verrätherisch in den Tod unter dem Getümmel der Gothenschlacht *). Dasselbe widerfuhr diesem durch den Statthalter Pannoniens, den edeln

*) 244. Im vierten Jahre seiner Thronbesteigung feierte Philipp das tausendjährige Jubelfest von Rom.

Messius Decius (250), welcher nach Jahresfrist in einem Krieg gegen die Gothen durch Verrätherei des Trebonianus Gallus blieb.

Gallus und noch zwei andere Kaiser starben nach einander gewaltsam, worauf die Soldaten den Licinius Valerianus mit dem Purpur bekleideten (253). Dieser zog gegen die Perser, welche den Orient verwüsteten, fiel in Gefangenschaft des Königs Schapur (261), und litt nach dreijähriger Mißhandlung einen schrecklichen Tod. Dessen kümmerte sich Gallienus, sein Sohn, so wenig als der öffentlichen Noth, und genoß der Lust, während von allen Seiten die Barbaren in die Provinzen stürmten, und gehäufte Empörungen der Völker und Statthalter das Maaß des Elends füllten. Achtzehn Kaiser zugleich erhoben das Haupt. Mit Hinzurechnung einiger frühern und spätern Rebellen, mag man die Zahl der 30 Tyrannen herausbringen, wovon Trebellius Pollio spricht. Sie bezahlten insgesammt eine kurze und drangvolle Hoheit mit einem gewaltsamen Tod. Posthumius (Vater und Sohn) in Gallien, Tetricus ebendaselbst, Aureolus in Illyrien, und vor allen Odenatus im Orient zeichneten sich aus. Dieser tapfere Palmyrenische Senator, durch Hilfe einiger Stämme der Wüste, hemmte den Siegeslauf des übermüthigen Schapur, und trieb ihn über den Euphrat zurück. Zum Lohn so großer That ernannte ihn Gallienus zum Mitkaiser. Der Orient, welchen er gerettet, verehrte seine Macht; aber häuslicher Verrath tödtete ihn, worauf seine heldenmüthige Gattin, Zenobia, in deren Adern das Blut Kleopatra's floß, die Zügel ergriff.

Während dieser Stürme wurde der thatlose Gallienus ermordet durch seine eigenen Leute (268).

Claudius II., sein Nachfolger, rettete das Reich, wel-

chem ein fürchterlicher Einbruch der Gothen den schnellen Untergang drohte, durch den glänzendsten Sieg. Bei Naissa ward er erfochten, den Ueberrest der Gothen fraßen Hunger und Seuchen. Aber die Donau-Länder und jene des Hämus erholten sich nie mehr von diesem verwüstenden Krieg. Die Götter vergönnten Claudius nicht, sein Werk zu vollenden; die Seuche, die von dem Gothischen Lager ausbrach, raffte ihn weg. L. Domitius Aurelianus erfüllte hierauf, was Claudius begonnen.

In wenig mehr als 4 Jahren überwand dieser große Krieger den Gegenkaiser Tetricus, welcher in Gallien, Spanien und Britannien herrschte, die tapfere Zenobia im Orient, und Firmus in Aegypten, die Allemannen, Gothen *) und andere auswärtige Feinde, stillte verschiedene Empörungen, und wurde der Wiederhersteller des erschütterten Reiches.

Gegen die Morgenländer unternahm der kriegerische Kaiser noch einen zweiten Zug, um an den Persern Valerianus Schmach zu rächen; aber einige Feldhauptleute, die seine Strenge fürchteten, tödteten ihn in einer Verschwörung (275).

Das Heer selbst erschrak über solchen Frevel, und bat den sonst verachteten Senat, Aurelianus Nachfolger zu bestimmen. Der Senat ernannte aus seiner Mitte den tugendhaften Claudius Tacitus, einen würdigen Abkömmling des großen Geschichtschreibers. Aber dieser 75jährige Greis starb im 7ten Monat seiner Verwaltung.

Da rief die Syrische Armee den Aurelius Probus zum Kaiser aus (276), welcher, so wie Claudius und

*) Doch gab er denselben Dacien Preis, weil er für unmöglich hielt, solches zu behaupten.

Aurelian, aus einem Illyrischen Bauerngeschlecht stammte, aber seine Erhöhung durch Talent und Tugend verdiente. Als seine Wahl von dem Senat, um dessen Beifall der bescheidene Kaiser mit Unterwerfung gebeten, einstimmig war bestätigt worden, so verdunkelte er durch eine Reihe glorreicher Kriegsthaten den Ruhm Aurelians, während die Liberalität seiner Gesinnungen an Marcus erinnerte. Er schlug in vielen Schlachten die Perser, die Blemmyer, und zumal die Teutschen, denen er nur nach großen Demüthigungen und Opfern den Frieden gab, und suchte die schwächste Seite der römischen Gränze durch eine von Regensburg bis zur Neckarmündung gezogene Reihe von Verschanzungen zu decken *). Dieser, im Lager erzogene, und mit solchem Kriegsruhm bedeckte Held, hatte gleichwohl eine so rein vernünftige Ansicht der Dinge und so viele Menschlichkeit beihalten, daß er das Bauen dem Zerstören, und die Friedenskünste den blutigen Trophäen vorzog. Er suchte durch Wiedererbauung der zerstörten Städte (über 70 wurden von ihm theils neu erbaut, theils wieder hergestellt) die Wunden der frühern Kriege zu heilen, und die theuer bezahlten Arme der Soldaten zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden. Er ließ durch die Legionen Weinberge in Gallien und Pannonien anlegen, Brücken, Kanäle, Heerstraßen in allen Theilen des Reiches bauen. Sümpfe austrocknen u. s. f.; aber er erregte hierdurch, und überhaupt durch strenge Zucht, den Un-

---

*) Das Land zwischen dem Rhein und der Donau war zu Cäsars und Augustus Zeiten von seinen Teutschen Bewohnern verlassen, und darauf von Gallischen Auswanderern und andern Abenteurern besetzt worden. Dieselben erkannten die römische Hoheit, und entrichteten den Zehnten, weswegen sie Decumates genannt wurden.

willen dieser längst verderbten Krieger. Sie ermordeten ihn (282).

Aurelius Carus, Präfectus Prätorio, sein Nachfolger, glich zwar Probus an Tapferkeit, aber nicht an Güte. Ein Blitz — nach der gewöhnlichen Erzählung — tödtete ihn (283).

Von seinen beiden Söhnen wurde der sanfte Numerianus durch seinen Schwiegervater, Aper, ermordet; der wilde und wollüstige Carinus fiel durch die Hand eines Tribunes, dessen Frau er geschändet. Sein Tod gab C. Valerius Diocletianus die Alleinherrschaft (284).

Diokletian bis Constantin.

Derselbe war aus dem niedersten Stand entsprossen; denn sein Vater war Haussclave (des Senators Anulinus), und Diocletians Name nur von dem Geburtsort seiner Mutter (Doclia in Dalmatien) abgeleitet. Aber frühe hatte er sich in dem Heere ausgezeichnet, eine Stufe nach der andern erklommen, und nach Numerians Tod, welchen er an Aper gerächt, die einstimmige Anerkennung, daß er der Würdigste des Thrones sey, erhalten.

Diocletian, wiewohl sein Geist das Ganze seiner Obliegenheiten durchschaute, und gerade deswegen, erkannte die Unmöglichkeit, zugleich allenthalben zu wirken, und die Gefahr ausgedehnter Vollmachten in Unterthanshänden. Darum beschloß er, sich einen Reichsgehilfen zu geben, und ernannte dazu den Maximianus Herculius, einen gemeinen Pannonier, tapfer und thätig, aber minder weise und gebildet, als er selbst. Der Name Augustus und die volle Kaisergewalt sollte Beiden gemein seyn. Dann wurden noch zwei Cäsarn (Anwärter der Augustuswürde) ernannt, Maximianus Galerius, ein Dacier, abermals von der

niedrigsten Geburt, und der edle Constantius Chlorus, durch seine Mutter aus dem Hause des Kaisers Claudius II. stammend.

Diese Maßregel, zu deren unschädlicher Durchführung das überlegene, von den Thronkollegen willig anerkannte Ansehen Diocletians gehörte, wurde später eine Quelle von Bürgerkriegen, und zuletzt von bleibender Theilung, außerdem, daß die vervielfachten Hofhaltungen eine unerschwingliche Last für das erschöpfte Reich waren.

Mit starker Hand schlugen die vier Kaiser die vielen Feinde des Reichs und mehrere Gegenkaiser. Nur Carausius in Britannien erzwang sich die Anerkennung, und blieb Kaiser bis an seinen Tod.

Die Entfernung des Kaisers von Rom (Diocletian hatte Nicomedia im Orient zur Residenz erhoben) trug mittelbar zu noch größerer Vernachlässigung des Senats und zum Verfall aller noch vorhandenen republikanischen Einrichtungen bei, deren Reste nur zu Rom befindlich und von Bedeutung waren. Die Kaiser achteten jetzt des Senats gar nicht mehr, und berathschlagten von nun an blos mit ihren Ministern. So wurde jetzt das System der Alleinherrschaft völlig befestigt, und die Erniedrigung des Volkes auch unverholen durch Sprache und Ceremoniel verkündet. Von jetzt an wurde nicht nur der — von den bessern Kaisern einst verabscheute — Titel Dominus, welcher das Verhältniß der Knechtschaft ursprünglich bezeichnet, zum ordentlichen Kanzleistyl, man fügte demselben sogar Ausdrücke bei, welche auf religiöse Verehrung und göttliche Würde deuteten, und der ganze Pomp des Orientalischen Hofgepränges, das Diadem, die Gewänder von Seide und Gold, die Menge der Hofbeamten und Verschnittenen, die Unzugänglichkeit der Person des Kaisers, und wenn man vorgelassen wurde, das Niederwerfen zur

Erde — alles machte dem Volk die Erhabenheit des Monarchen fühlbar, und — was wohl die Absicht Diocletians bei Einführung dieser morgenländischen Gebräuche war — hielt die Frechheit des Pöbels und der Soldaten, so wie die Ausbrüche der Freiheitsliebe und der Leidenschaften durch die zur Gewohnheit werdende Erniedrigung zurück.

Nach mehr als zwanzigjähriger, kraftvoller und glücklicher Verwaltung legte Diocletion seine Kaiserwürde nieder, und zog sich in die reizende Einsamkeit des bei Salona von ihm erbauten Pallastes und Gartens zurück (295).

Hierauf folgte eine wechselvolle und stürmische Zeit. Das Band der Einigkeit war seit Diocletians Abdankung zerrissen. Galarius und Constantius Chlorus, die nun Augusti waren, ernannten zu Cäsarn den Severus und Maximinus Daza. Zwischen diesen und Galerius und dem Sohn des früh verstorbenen Constantius, Constantin, dann dem alten Maximian, welcher, des Privatstandes überdrüssig, den Purpur von neuem genommen, Maxentius, seinem Sohn, den in Rom die Prätorianer damit begleitet, endlich Licinius, welchen Galerius zum Augustus ernannt hatte, herrschte blutige Zwietracht; und in verworrenem Wechsel sah die römische Welt sich bald durch 2, bald durch 4, bald durch 6 Augustus bedrückt. Galerius wurde als der Erste geachtet. Er schändete solchen Rang durch Grausamkeit, und wurde allmälig durch das wachsende Glück des jungen Constantinus verdunkelt. Die Tugenden seines Vaters hatten diesem jugendlichen Helden die Gunst des Heeres erworben, welches ihn gegen Galerius, seines Verfolgers, Willen in Britannien zum Augustus ausrief (306). Galerius drohte; doch erhielt jener die Anerkennung als Cäsar, und behauptete sich nicht nur in den Provinzen seines Vaters

(Britannien, Gallien und Hispanien), sondern fand bald Gelegenheit zur Erweiterung der Macht.

Maxentius, Maximians Sohn, tyrannisirte Italien und Afrika. Gegen ihn riefen die Römer den Constantin zu Hilfe. Dieser entschloß sich zum Kampf. Auf solchem verhängnißreichen Zug scheint er — die Legende sagt, bewogen durch eine wunderbare Erscheinung — den Entschluß gefaßt zu haben, durch Annahme des Christenthums, welchem er schon früher hold gewesen, sich die bleibende Anhänglichkeit einer starken Partei in dem ganzen Reich zu verschaffen, und den Eifer seiner vielen christlichen Soldaten für den bevorstehenden Kampf zu begeistern.

Doch ist der eigentliche Zeitpunkt seiner Bekehrung sehr ungewiß, und es sind Spuren vorhanden, daß er, auch nach dem römischen Sieg, noch lange Zeit zwischen dem heidnischen Aberglauben und der neuen Lehre hin und her geschwankt, und nur allmälig ganz auf die Seite des Christenthums übergetreten sey. Der Krieg gegen Maxentius wurde nach Wunsch geendet. Die Unthätigkeit des Tyrannen erleichterte dessen Besiegung. Erst als Constantinus sich der Hauptstadt näherte, ermannte jener sich zum Streit, verlor eine Schlacht an der Milvischen Brücke und auf der Flucht sein Leben; worauf der Sieger unter dem Freudenruf des Volkes in Rom einzog (312).

Im Orient herrschte jetzt Licinius, als Galerius Erbe und Besieger mehrerer Gegenkaiser. Die bisherige Eintracht zwischen ihm und Constantinus hörte nun auf. Jetzt vorzüglich kam dem letztern die Fahne des Kreuzes zu Statten. Es war ein wirklicher Religionskampf, nach den Gesinnungen der Streitenden und den angewandten Mitteln. In einem ersten Krieg erzwang sich der abendländische Kaiser die Abtretung von Illyricum, Dardanien, Macedonien,

Griechenland und Mösien; in einem zweiten bekam er Licinius gefangen, und ließ ihn tödten (324) mit seinen Ministern und Generalen, wiewohl er ihm Sicherheit versprochen.

Religionsgeschichte.

Aeltere Religionsgeschichte.

Laßt uns, bevor wir Constantinus Geschichte weiter führen, einen Blick zurückwerfen auf die Entstehung, Ausbildung und den Charakter des von nun an welthistorisch wirkenden Christenthums.

Die Religion, welche den Menschen gegeben, und so alt unter ihnen, als das menschliche Daseyn ist, mag wohl — ob Adam ein wirkliches oder symbolisches Wesen sey — als von einer Ihm, dem Stammvater des Geschlechtes, zu Theil gewordenen Offenbarung herrührend, dargestellt werden. Ob diese Offenbarung bestimmt und vollständig, ob sie einer weitern Entwicklung und Fortbildung bedürftig gewesen, ist eine kühne Frage, deren muthmaßliche Beantwortung verschieden ausfallen muß, je nachdem uns Adam mit den Zügen der vollendeten Menschheit, oder mit jenen der Kindheit und des rohen Naturzustandes erscheint. In der Geschichte treten allenthalben die Völker zuerst mit rohen Ideen auf, die nur allmälig geläutert, oft auch weiter verunstaltet werden, oder gar nur mit dunkeln Ahnungen, welche erst durch äußere Anlässe geweckt und entwickelt, langsam in ein bestimmteres Bewußtseyn, oder lebhafteres Gefühl übergehen. Aber bei aller Rohheit, bei aller Verunstaltung bleibt immer die Grundlage kenntlich, welche, gleich einem schlafen-

den Funken, nur Anfachung und günstige Umstände heischt, um zur welterleuchtenden Flamme zu werden.

Ursprung der heidnischen Religionen.

Es ist unverkennbar, daß die erste Aufnährung dieses Funkens von den Erscheinungen der Sinnenwelt herrühre. Frühe erwacht — jedoch anfangs mehr bei solchen Erscheinungen, die den gewöhnlichen Lauf der Natur unterbrechen, und vorzüglich bei der Erfahrung schreckender oder verderbender Kräfte — die Aufmerksamkeit des Menschen und das Gefühl seiner Schwäche. Er späht nach der Ursache jener Erscheinungen, und seine, dem später reifenden Verstand voraneilende Einbildungskraft schreibt sie der willkürlichen Thätigkeit mächtigerer Wesen zu. Furcht, so lehrt uns die Form der meisten noch rohen und selbst verschiedener, schon ausgebildeter Gottesverehrungen, Furcht hat zuerst des Menschen Gemüth erschüttert, und die religiöse Stimmung erzeugt, welche, fortschreitend auf der einmal geöffneten Bahn, sich bald auch gegen die wohlthätigen Naturkräfte, und gegen diese mit Liebe und Dank, so wie gegen die drohenden mit Schrecken und scheuer Bitte wandte; endlich aber, mit diesen hehren Eindrücken dasjenige verbindend, was leise und heilig aus dem Innersten des eigenen Herzens ihnen entgegen tönte, in jenen unbekannten Gewalten auch die moralischen Gebieter, so wie die Beherrscher der Natur erkannte, und auf ihre geheimnißvolle Macht die kühne Hoffnung der Unsterblichkeit baute.

In allen alten Religionen ist solche Verehrung von Gegenständen, Kräften oder Erscheinungen der Natur (man heißt sie mit einem allgemeinen, jedoch nicht bestimmt genug sie bezeichnenden Namen Fetischmus) als Grundlage, und oft noch später in ihrem verfeinerten Zustande als vorherrschende

Form erkennbar; aber die Gegenstände selbst mußten verschieden seyn, und so auch der Grad ihrer Verehrung, nach Verschiedenheit des Landes und Klima's, der Bedürfnisse und Sitten. Sturm und Donner, Wasser und Feuersgewalt, überhaupt die Elemente und Meteore; oder der ernährende Boden, der durch Ueberschwemmung bald befruchtende, bald verheerende Fluß; im kleineren Kreise selbst eine lebende Quelle oder ein Baum, der wirthbaren Schatten gab und süße Früchte; wohl gar geringere Pflanzen, freundliche und feindselige Thiere und leblose Massen; aber vor allen andern die Sonne, die Quelle des Lichtes, der Fruchtbarkeit und des Lebens, der Mond, dessen sanfte Majestät zu allen Herzen spricht, und alle hohen Gestirne.

Diese Verehrung der Gestirne kann als eine eigene Hauptgattung der Religionsformen betrachtet werden, weil sie an sich schon edler ist, als der gemeine Fetischmus, und das Gemüth viel höher hebt; dann auch, weil sie mittelbar durch die Forschungen der Astronomie, die sie veranlaßte, oder an die sie sich anschloß, die Mutter von weit künstlicheren Systemen geworden ist, und ganz vorzüglich die Dogmen und Gebräuche der historisch wichtigsten Völker bestimmt hat.

Denn nachdem man angefangen hatte — welches wahrscheinlich zuerst in Aegypten geschah — den Lauf der Gestirne und die Perioden desselben kunstmäßig zu erforschen, und in den wechselnden Konstellationen ein sicheres Maaß des Jahres und der Jahreszeiten zu suchen, so war man genöthigt, die verschiedenen Sterne und Sternenhaufen, besonders diejenigen, durch welche der scheinbare Lauf der Sonne und der Planeten ging, durch besondere Namen und imaginäre Bilder zu unterscheiden, welche auf die natürlichste Weise von den Verrichtungen des Ackerbaues, von den Phänomenen der Jahreszeiten oder anderen irdischen Gegenständen hergenommen wurden,

die sich durch eine leichte Verknüpfung der Ideen an die Konstellation, je nach ihrer Zeit oder Gegend, anreihen ließen. Auch wurden sonst noch figürliche Ausdrücke gewählt, um die verschiedenen Erscheinungen am Himmel, wie die wechselnden Fernen und Nähen der Gestirne unter sich und gegen die Sonne, anzudeuten, als Vereinigung und Trennung, Liebe und Haß, Herrschaft und Ueberwältigung u. s. w. Durch den häufigen Gebrauch solcher Ausdrücke wurde fast unvermeidlich Vergessenheit ihrer ursprünglich blos figürlichen Bedeutung veranlaßt, und die Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Irdischen mit dem Himmlischen hervorgebracht.

Sodann veranlaßten jene figürlichen, meistens von der Analogie menschlicher Eigenschaften und Verhältnisse genommenen, Ausdrücke, daß man, wie freilich schon bei dem gemeinen Fetischmus geschah, die Begriffe menschlichen Wirkens und Leidens auf die Götter anwandte, eine Folge symbolischer Sätze als eine Reihe von wirklichen Ereignissen ansah, Göttergeschichten nach Art der Menschengeschichten formte, und hierdurch eine dritte Klasse von Religionssystemen schuf.

Es ist dieses die Vergötterung verstorbener Menschen. Denn wie einmal die Götter zu den Menschen herabgezogen, und als unterworfen den menschlichen Neigungen, Schwächen und Schicksalen gedacht wurden, wie man sich angewöhnt hatte, die Götter als einst auf Erden gewesene Menschen sich vorzustellen; so war nichts natürlicher, als daß man auch wirkliche Menschen, welche etwa durch Weisheit und Tugend, durch Kraft und Wohlthun sich ausgezeichnet, und sonach über die gemeine Natur erhoben hatten, für Götter oder Götterkinder hielt, und sie nach ihrem Tod aus freier Dankbarkeit, oder aus knechtischer Schmeichelei, oder auf das Machtgebot der Gewaltigen, in den Himmel versetzte.

Gleichwohl ist die Zahl vergötterter Menschen (die grie-

chische und später die römische Religion ausgenommen) niemals sehr groß gewesen. Der gesunde Menschenverstand sträubte sich gegen solche Apotheose, und bei Religionssystemen, die Philosophie und Spekulation zur Grundlage hatten, konnte sie gar nicht aufkommen.

Desto allgemeiner riß der Götzendienst oder die Abgötterei in strengerem Sinne ein. Wir finden diesen Götzendienst sowohl mit dem Fetischmus, als mit der Verehrung vergötterter Menschen gepaart, hier und da fast allein vorherrschend, ja selbst in jene Religionen eingeschlichen, die auf einer geistigen Grundlage ruhen.

Wenn wir jedoch jene Naturkörper oder rohen Kunstprodukte (als Schlangen, Steine, behauene Holzstücke u. s. w.), welche von ganz einfältigen Völkern als Fetische (und zwar nicht sowohl göttlich, als blos religiös — etwa wie Talismane, Amulete u. s. w. —) verehrt wurden, ausnehmen, so finden wir, daß die Götzen eigentlich nirgends, nach den Grundsätzen einer herrschenden Volksreligion, als Götter, sondern nur als Bilder der Gottheit verehrt wurden. Schon Voltaire hat richtig bemerkt, daß der Name Götzendiener nur eine von den Genossen einer reinern Religion aufgebrachte, aber ungerechte Brandmarkung der heidnischen Nationen sey, und daß niemals eine derselben die Giltigkeit einer solchen Benennung nach der vollen Bedeutung des Wortes würde anerkannt haben. Die eigentlichen Dogmen — die z. B. nur einen Jupiter annahmen, der im Olympus thronte — lagen ja offenbar im Widerspruch mit der göttlichen Verehrung der tausend Statuen seines Namens, die in so vielen Tempeln prangten.

Und sonach ist klar, daß die Götzen nicht Götter, sondern nur Vorstellungen der Gottheit waren, und seyn sollten. Auch kluge und einsichtsvolle Männer verehrten solche

Bilder, da eine heilige Bedeutung und ein heiliger Zweck auf ihnen ruhten. Bald fühlte die Andacht der Menge sich geneigt, denselben höhere und wunderthätige Kräfte zuzutrauen; die Priester begünstigten solchen Glauben, weil er ihnen — den Hütern der Bilder — Ansehen und Reichthum brachte, und es schlich sich durch eine natürliche Steigerung der Andacht und eine listig erhöhte Verblendung allmälig bei dem Pöbel, und zwar bei dem, welcher durch alle Klassen lief — eine Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Bildes mit der Gottheit ein, worüber der Philosoph sich scheuen wird, ein allzustrenges oder ein einseitiges Verdammungsurtheil auszusprechen.

Nationalreligion. Priester. Mythen.

Alle Religionen des alten Heidenthums lassen sich auf eine oder die andere dieser Klassen zurückführen: doch sind nirgends die Charaktere derselben unvermischt anzutreffen, und nur nach dem, was vorherrschend ist, kann die Unterscheidung geschehen. Bevor aber was immer für ein System mit bestimmten und dauernden Formen sich bilden konnte, mußte die Religion aufgehört haben, Privatsache zu seyn; sie mußte Nationaleigenthum geworden, und zu ihrer Bewahrung eine Priesterschaft vorhanden seyn. Gleichförmige Begriffe, gleichförmige Gottesverehrungen kamen auf unter zahlreichen Menschenhaufen, und es wurde solche Gemeinschaft das kostbarste Besitzthum, das wichtigste Band der Nationen. Aehnliche Erfahrungen der Bewohner einer Gegend über den Einfluß derselben Naturgegenstände, Fortpflanzung alter Tradition durch alle Glieder eines sich ausbreitenden Geschlechtes, Ueberredung und Lehre einzelner Männer von überlegenem Geist, besonders fremder Ankömmlinge aus civilisirteren Gegenden, vor-

züglich aber die Bemühungen weiser Gesetzgeber, und der von ihnen oft eingesetzten, und meist begünstigten, manchmal auch ohne ihr Zuthun entstandenen Priesterschaft bewirkten diese in der Menschengeschichte so merkwürdige Revolution.

Die Erscheinung dieser Priester macht eine Hauptepoche in der Religion und in dem Gesammtzustande der Menschen. Sie treten schon auf im frühen Dämmerlicht der Geschichte. Gleichwohl haben sie die Religion nicht gemacht, sie sind vielmehr selbst durch Religion entstanden. Aber gepflegt und groß gezogen haben sie den schlummernden Keim, und ihm Richtung und Gestalt gegeben. Durch sie ist, was vorhin schwankend und unstät war, bestimmt und dauernd, die Ahnung zur Lehre, der Traum zur positiven Wahrheit worden; den Glauben haben sie durch Formeln, die Andacht durch Gebräuche erhalten, an die Stelle der Freiheit den Gewissenszwang gesetzt, und die geheimsten Gedanken ihrer Herrschaft unterworfen. Da nun, was den Laien blos flüchtiger Eindruck, vorübergehende Rührung war, das Hauptgeschäft ihres Lebens ausmachte, so konnten sie leicht, geleitet oder verführt durch Spekulation und Phantasie, den Faden heiliger Ueberlieferung weiter spinnen, den einfältigen Naturglauben in künstliche Systeme verwandeln, und nach Maß ihrer Aufklärung oder ihres guten Willens Veredlung oder Verderbniß in die heilige Anlage des Menschen bringen. Jetzt erst kamen gelehrte Religionen, es kamen Symbole und Mythen in Menge auf, wodurch die religiösen Ideen der Bekenner wie in einen Zauberkreis gebannt, das Natürliche dem Positiven untergeordnet — oftmals von ihm erstickt — scharfe Absonderungen zwischen den verschiedenen Religionssystemen bewirkt, und die Zahl der Letztern ausnehmend vervielfältigt wurde.

Aber es ist eine höchst wichtige Wahrnehmung, und die auf das heiligste Anliegen der Menschheit ein überraschendes, strahlendes Licht wirft, daß, bei aller dieser Mannigfaltigkeit und bei allem Wechsel, gleichwohl viele Hauptzüge gleichförmig, und die Grund-Ideen beharrlich erfunden werden. Hieraus geht für den philosophischen Beobachter die deutlichste Unterscheidung der Schaale von dem Kern, der Hülle von dem Wesen, und zugleich das Erkennen der geheimsten Menschennatur hervor.

Für's Erste sehen wir allenthalben den Menschen, wiewohl auf die Sinnenwelt im Wirken und Leiden beschränkt, dennoch über ihre Gränzen hinaus ahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moralische Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit, auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von Bildern der Verwesung, eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben.

Aber dieser Götterfunke in der menschlichen Seele, ein Zeuge der höhern Abkunft, wie schlecht sehen wir ihn meistens gepflegt! Seine Erweckung ist das Werk des Zufalls, ungeläutert ist seine Nahrung, Dummheit und Betrug ersticken seinen Glanz. Die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das kostbarste Angebinde unseres Geschlechtes, werden in todte Formeln verwandelt.

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchsten, waltenden Geist. Aber der gemeine Verstand vermag nicht, sich zur Majestät eines Gottes aufzuschwingen, welcher in allen Naturkräften lebt, und mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfüllt. Daher nimmt er gerne so viele Götter an, als er Naturkräfte kennt, also gute und böse, und auch besondere Götter für jedes Land, wohl gar für jede Gemeinde und jedes Haus. Selbst wo ihm durch die Lehre einzelner

Weisen oder aufgeklärterer Priester Ein höchster Gott verkündet wird, behält er den Glauben an Untergötter bei, und richtet vertrauensvoller an diese sein Fleh'n.

Und unter welchem Bilde stellt der Mensch seinen Gott sich vor? — Anfangs unter Keinem, oder doch unter keinem bestimmten, so lang er sich nicht viel mit ihm beschäftigt, und nur bei einzelnen Anlässen seine Abhängigkeit von höheren Gewalten empfindet. Doch bald fühlt er das Bedürfniß, von den Wesen, die er verehrt, sich deutlichere Begriffe und bestimmtere Bilder zu entwerfen. Er nimmt sie aus der Sinnenwelt, weil jenseits derselben der Flügelschlag seines Geistes ermattet; also leiht er ihnen meistens eine körperliche Hülle; und da in dem ganzen Gebiet der Erfahrung keine edlere Gestalt als die des Menschen erscheint, und zugleich kein würdigeres Emblem des göttlichen Geistes als der menschliche ersonnen werden mag; so sehen wir den Begriff von Gott in keiner Volksreligion höher gebracht, als auf eine Steigerung menschlicher Vollkommenheit. Aber bald nahm man nicht nur die Vorzüge der menschlichen Natur, sondern auch ihre Beschränkungen und Mängel in den Begriff von Göttern auf, schrieb ihnen sogar Leidenschaften und Laster zu, und hatte nun durchaus menschenähnliche Götter. Dieser Anthropomorphismus ist in allen Religionen bemerklich. — Selbst die Ideen von dem Verhältniß der Götter unter sich wurden von menschlichen Verhältnissen entnommen, und in den Vorstellungen von ihrer Rangordnung und von den Abstufungen ihrer Macht treffen wir meistens einen Abdruck an von der bürgerlichen Verfassung jener Nation, bei welcher jene Vorstellungen galten.

Zum Dienste dieser Götter nun, und zur Ausbreitung und Erhaltung der röligiösen Begriffe sehen wir allenthalben einen Priesterstand eingesetzt, oder sich selber bildend, wel-

cher vermöge dieser Bestimmung eine, den Grundsätzen nach wohlthätige, in dem Mißbrauch aber äußerst gefährliche Macht über die Gemüther übt. Wir sehen ihn meistens diese Macht durch alle Hilfsmittel einer herrschsüchtigen Politik erweitern und befestigen, nach einer bleibenden Vormundschaft über die Völker nicht nur in heiligen, sondern auch in weltlichen Dingen streben, zu diesem Ende die Religion mit fremdartigen Zusätzen überladen, den Verstand des Volkes durch Aberglauben verhüllen, Autorität an die Stelle der freien Forschung, die Schrecken der Strafgewalt an jene der Ueberzeugung setzen, das Monopol der Wissenschaften, und mit demselben die Verwaltung des Staates, wohl auch den Ruf der Zauberei an sich reißen, das erniedrigte Volk nach Gefallen plündern, und auf egoistische Weise alle Vortheile des bürgerlichen Vereines, ohne Theilnahme an seinen Lasten, sich zueignen. Doch haben die Priester auch sehr wohlthätig, besonders in den allerersten Zeiten, gewirkt; da ohne sie die Völker gar nicht, oder nur spät der Barbarei entzogen, bürgerliche Gesellschaften viel mühsamer gegründet, der Handel minder ausgebreitet, Kunst und Wissenschaft weniger gepflegt, und die Nationen rettungslos hier der Anarchie, dort der wilden Despotie Opfer worden wären.

Mysterien. Orakel.

Außer der herrschenden Volksreligion und dem allgemeinen Kultus bestand fast allenthalben noch eine geheime Lehre, welche entweder gleichfalls von Priestern einem engern Kreise von Auserwählten ertheilt, oder von einzelnen Forschern als die Frucht der profanen Philosophie gepredigt wurde. Von der erstern zumal kommen bei vielen Völkerschaften merkwürdige Proben vor. Wir reden hier von den Mysterien, welche wir schon im grauen Alterthum aufkommen, und eben da am meisten wirksam sehen.

Es gab mehrere Arten von Mysterien, welche in Zweck und Wirkung weit von einander verschieden waren. Einige bestanden wohl nur in gottesdienstlichen Ceremonien, deren geheimnißvolle Feier dazu geeignet schien, eine höhere Majestät des Gottes zu verkünden, oder das Gemüth mit religiösen Schauern zu erfüllen. Andere Mysterien waren Vereinigungen frommer Leute, welche durch besondere Andachtübungen oder Befolgung eigener Lebensregeln eine höhere moralische Vollkommenheit als die der übrigen zu erreichen strebten. Die dritte und edelste Gattung der Mysterien waren Jene, wo den Eingeweihten ein geheimer Unterricht ertheilt wurde über Gegenstände, zu deren Erforschung uns ein hohes und ewiges Interesse antreibt, deren unverhüllte Anschauung aber für den gemeinen Menschenverstand gefährlich ist. Doch gab es mehrere Grade der Einweihung. Zu dem mindern — wo man nur vorbereitet, geprüft, oder auch durch leeres Blendwerk unterhalten wurde, wie bei den großen Eleusinischen Mysterien, mochten Viele — selbst Weiber und Kinder — gelangen; in's innere Heiligthum wurden nur Wenige eingeführt. Sie reichten hin, um das Erlöschen der wohlthätigen Flamme zu verhindern, und aus ihrer Mitte in die äußern Kreise und in die ganze Nation jedesmal so viel Licht ausgehen zu lassen, als die Verhältnisse und der allgemeine Kulturstand erlaubten.

Allgemeiner noch als die Mysterien treffen wir bei den alten Religionen die Orakel an, worunter hier nicht blos jene heiligen Orte verstanden werden, wo eine bestimmte Gottheit durch irgend ein Organ auf die an sie gerichteten Fragen Rede und Antwort gab, sondern überhaupt alle Mittel und Wege, die der Aberglaube erdacht hat, um dadurch zur Kenntniß des göttlichen Willens und der Zukunft zu gelangen. Unaufhörlich wird der Mensch von dem unruhigen

Verlangen geplagt, den Schleier zu lüften, welcher dicht verhüllend über seiner Zukunft liegt; und in seinem Gemüth sind oft unerklärbare Gefühle, die er Ahnungen nennt, weil er zwischen denselben und einem bevorstehenden Ereigniß ein geheimes Band vermuthet. Denn seine kleine Person ist der Mittelpunkt, von welchem aus er die Welt betrachtet. Alles ist nur in Beziehung auf Ihn vorhanden; er nimmt unbedenklich an, daß, seiner Privatanliegen willen, die Götter den Gang der Natur hemmen, und daß selbst die Gestirne ihren Lauf nach seinem Verhängniß richten. Diese Stimmung wurde frühe von verschmitzten Leuten mißbraucht, und wir dürfen auf die Frage, wer die Zeichendeuterei ersonnen, unbedenklich mit Voltaire antworten: „Es war der erste Schalk, der auf den ersten Dummkopf traf." Den Priestern entging es nicht, welchen Vortheil sie aus solchem Aberglauben ziehen könnten. Selbst Gesetzgeber, welche darin ein wirksames Mittel zur Leitung der Menge erkannten, begünstigten denselben, und es wurde eine eigene, nach festen Regeln betriebene und allgemein verehrte, heilige Kunst, aus den Konstellationen, aus den Eingeweiden der Thiere, dem Vögelflug, aus Träumen, Loosen u. s. w. die Zukunft zu deuten.

Auch die eigentlichen Orakel, welche wie das Libysche des Hammon, oder das Delphische der Griechen, viele Jahrhunderte hindurch das ehrfurchtsvolle Zutrauen der Völker fesselten, welchen die Weisesten unter den Alten mit Wort und That huldigten, und deren Aussprüche so oft durch den Erfolg bestätigt wurden, finden in diesen Sätzen ihre Erklärung.

Es gab Orakel, die nicht nur im eigenen Land und bei den eigenen Religionsgenossen, sondern auch auswärts und weithin in Ansehen standen. Dahin gehört das obengenannte

des Jupiter Hammon oder Amum in der libyschen Oase. Der Dienst dieser Gottheit war von Meroë nach dem ägyptischen Theben, und von hier noch Ammonium gebracht worden, und es scheint, daß das uralte Orakel zu Dodona im Epirus denselben Ursprung gehabt. Jünger, aber noch wichtiger durch Ansehen, Einfluß und Reichthum, war das Orakel zu Delphi, wo Apollo durch den Mund einer Priesterin, der Pythia — welche meist ein von den Priestern hierzu erzogenes, verrücktes Mädchen war — den Abgesandten aller griechischen Staaten und hundert auswärtiger Könige, und unzähligen Privatpersonen Antworten gab, die mehr als einmal das Schicksal ganzer Reiche bestimmten, und vorzüglich auf Griechenland mächtig einwirkten, als ein Band der Nation und als Stütze der Regierungen. Als später diese Regierungen aufhörten, populär zu seyn, als die Machthaber in Griechenland den Beifall des Gottes nicht mehr nöthig hatten, und seine Mißbilligung ungnädig würden aufgenommen haben, da beschränkte sich Apollo auf Privatanliegen, und endlich verstummte er.

Von den einzelnen Religionssystemen insbesondere.

Unter den einzelnen Religionssystemen zeichnet sich zuerst das Aegyptische sowohl durch sein Alter aus, als weil es die Wurzel mehrerer anderer gewesen. Aber die Ursachen, welche überhaupt die ägyptische Geschichte dunkel und räthselhaft machen, sind nach der Natur der Sache hier von doppelter Wirkung; und wir müssen uns dabei meistens mit bloßen Muthmaßungen begnügen.

Die Gottesverehrung in Aegypten war keineswegs bloße Verehrung der Gestirne, oder auf physikalische und mathematische Astronomie gegründet (wiewohl mehrere Gelehrte solches behaupteten), sondern sie war weit älter als die

Astronomie, und wenn damals schon die Gestirne einen Theil daran hatten, so geschah solches nur, weil sie so wie andere ausgezeichnete Gegenstände der Natur Eindruck auf das Gemüth des Menschen gemacht hatten. Aber auch der segensreiche Nil, die fruchtbringende Erde, dann alle auffallende Naturkräfte, und selbst Thiere und Pflanzen, die besonders wohlthätig und wichtig waren, wurden verehrt, und der Charakter der ägyptischen Religion ist kein anderer, als Fetischmus, welcher wohl anfangs so roh als bei den übrigen afrikanischen Völkern gewesen, durch die Eigenheiten des ägyptischen Landes und Klima's aber näher bestimmt, später durch die Spekulationen der aufgeklärteren Priesterkaste gereinigt, erhöht, nach den Bedürfnissen der Agrikultur, der Gesundheit u. s. w. gemodelt, und mit den allmälig gemachten Entdeckungen in der Physik und Astronomie in Verbindung gesetzt worden ist. Eine symbolische Sprache und Schrift bereicherte die also entstandene Religion mit immer neuen Mythen; die Verschiedenheit der Gottesverehrung nach den einzelnen Namen, dann der abwechselnde Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft in den Priesterkollegien, und endlich die Einmischung griechischer Vorstellungen in die alte Landesreligion, vergrößerten die Verwirrung; und so entstand allmälig das bunte und räthselhafte System, welches wohl zu Herodots Zeiten die ägyptischen Priester selbst nicht mehr zu deuten vermochten, und die Griechen, die allenthalben nur ihre eigenen Götter suchten, noch schlechter erklärten.

Diese Charakteristik der ägyptischen Religion nach ihrem Hauptinhalt genügt dem Zweck der Weltgeschichte; die Aufzählung der einzelnen Mythen und Götternamen überläßt sie den Antiquaren und Philologen. Der Kultus der Aegypter war feierlich, die Tempel prachtvoll, die Feste zahlreich

und glänzend. Bei jenem, welches in Bubastus alljährlich zur Ehre der Artemis gefeiert wurde, kamen gegen 700,000 Menschen zusammen. Wir finden Spuren von Menschenopfern. Die Aegypter glaubten, die Unsterblichkeit der Seele und Belohnung und Strafe nach dem Tode; doch kennen wir ihre Ideen darüber nicht genau, und wissen nur, daß sie eine fortwährende Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers behaupteten, und daß eine Folge dieser Vorstellung ihre Einbalsamirungen und festen Gräber waren. Von den ägyptischen Priestern und ihrer Macht haben wir oben geredet.

Minder interessant und auch minder bearbeitet, als das ägyptische, ist das Sabäische Religionssystem, so wie jenes der Phönizier und der Chaldäer. Doch erhellet, daß der Hauptcharakter des Sabäischen Systems Verehrung der Gestirne gewesen, und daß es über Arabien und einen großen Theil Vorder- und Mittelasiens geherrscht, bis Zoroasters Lehre sein Gebiet beschränkte.

Die Grundlage des phönizischen Systems — welches aber auch in Syrien und weiter hin galt — war Fetischmus. Mehrere phönizische Gottheiten sind auch in die griechische Mythologie übergegangen.

Die bekanntesten chaldäischen Gottheiten sind Baal, der höchste, und, nach dem Begriff der Gelehrten, ein geistiger Gott, Mylitha, deren Dienst so berüchtigt ist, und das böse Wesen Turrach, Gott des Krieges. Die Chaldäische Priesterkaste, die durch Macht und Kenntnisse glänzte, wird von den Meisten für einen eingebornen babylonischen Stamm gehalten, welcher später den Namen der erobernden chaldäischen Horde annahm.

Zur Charakterisirung der griechischen Religion mögen folgende Sätze dienen:

1) Ihre Grundlage war, wie allenthalben, die Verehrung körperlicher Gegenstände und Kräfte der Natur.

2) Zu dieser Menge von einheimischen Göttern kamen dann noch diejenigen, welche durch fremde Emissäre und Kolonisten, überhaupt durch den Verkehr mit dem Ausland, vorzüglich aus Aegypten und Phönizien, nach Griechenland gebracht wurden. Aber die Griechen nahmen solche fremde Mythen nicht sclavisch an; sie formten sie um, nach ihrer eigenen, lebendigen Denk- und Sinnesart, und nach der Natur ihres Landes, setzten sie mit ihren einheimischen Sagen, selbst mit ihren Heldengeschichten in Verbindung, und sammelten dergestalt für die Bearbeitung der Dichter einen, zwar chaotisch verwirrten, aber reichhaltigen Stoff.

3) Denn Dichter waren es, welche die griechische Religion veredelten und bestimmten, nicht Priester, nicht Gesetzgeber, und nicht abstrakte Weise. Gleich weit entfernt vom groben Fetischmus, wie von abgezogener, metaphysischer Lehre, blieben sie der Vorstellungsart ihres jugendlichen, phantasiereichen Volkes getreu, und ihre Mythologie wurde ein lebendiges Gemälde der Natur und der Welt.

4) Schon früher hatten die Griechen, durch ihre rege Imagination getrieben, Himmel und Erde und alle Elemente und Naturreiche mit Göttern bevölkert. Wo sie Kraft und Bewegung sahen, da dachten sie sich Leben, und weil sie überall sich selbst erblickten, ein menschenähnliches Leben. — In keiner Religion hat so unbeschränkt wie in der griechischen der Anthropomorphismus geherrscht. Alle einheimischen, alle fremden Götter machten sie zu Menschen, alle Götterbilder mußten menschliche Gestalten seyn, alle symbolischen Lehren wurden in menschliche Geschichten gekleidet, alle ausgezeichnete Menschen wurden vergöttert.

5) In Uebereinstimmung mit dieser Eigenheit der griechi-

schen Imagination, und blos auf Veredlung ihrer bis dahin rohen Gebilde bedacht, schufen die Dichter jene zauberische Mythologie, in die sie den ganzen Reichthum der Natur und des Lebens, der Geschichte und der Wissenschaft, der Phantasie und des Herzens verwebten. Es herrscht in diesen Schöpfungen ein so eigener, lieblicher Geist, daß sie, so verwerflich sie auch der kalten Vernunft in religiöser und rein moralischer Rücksicht erscheinen, dennoch wegen ihres ästhetischen und sentimentalen Werthes das Vergnügen der Gebildeten aller folgenden Geschlechter geblieben sind.

6) So viele Götter, und von so verschiedener Natur, machten auch eine große Mannigfaltigkeit von Gebräuchen, von Festen, Gebeten und Opfern nöthig, um Jeden nach seiner Art zu gewinnen. Die fromme Stimmung der Griechen trieb sie — ohne positiven Zwang — zu zahlreichen öffentlichen und Privatgebeten; fast jede Handlung ihres Lebens war von religiösen Gebräuchen begleitet, überall ertönten Orakel, allenthalben stieß man auf Zeichen oder Zeichendeuter, und wenige Tage vergingen ohne Reinigung oder Expiation. Die meisten Verrichtungen der Staatsgewalten wurden durch gottesdienstliche Ceremonien geheiligt, und politische Einsetzungen, wie die berühmten Kampfspiele, durch eben dieselben mit der Religion in innige Verbindung gebracht. Es gab eine außerordentliche Menge von Tempeln, heiligen Hainen und Hausaltären, und allenthalben stieg der Rauch von Opfern empor. Es gab selbst Fälle, wo der Fanatismus der Priester Menschenopfer verlangte, und das edelste Blut auf den Altären rann. Doch waren die griechischen Priester weder eine erbliche Kaste (einige Priesterwürden jedoch waren Eigenthum gewisser Geschlechter), noch machten sie einen geschlossenen Stand aus (denn sie blieben Bürger, traten in Staatsämter über, oder versahen dieselben nebst

dem Priesterthum); auch hingen die Priester verschiedener Tempel unter sich nicht zusammen, und hatten daher Alle zusammen nicht, so wie im Morgenlande, ein gemeinschaftliches, den Laien durchaus feindseliges Interesse, und keine so hohe Macht und Würde, daher auch weniger Stolz und Anmaßung.

Die Religionen, die wir bis jetzt aufführten, gründeten sich insgesammt auf Sagen und Gebräuche von verschiedenem Ursprung und geringem Zusammenhang, und auf die von Dichtern oder Priestern hinzugethanen Meinungen und Lehren, welche wohl, durch ihr Alter und ihren Gegenstand ehrwürdig, zum Theil auch durch Hieroglyphen- oder Buchstabenschrift fixirt, und einem gelehrten Stande zur Erhaltung vertraut, aber doch in kein eigentlich heiliges Buch eingetragen, nicht authentisch gesammelt, und daher immer dem Wechsel und einer freien Erklärung unterworfen waren. Wir gehen nun zu den Systemen über, welche wesentlich auf der Schrift und dem Schrift-Glauben beruhten, nach der Meinung des Volkes von übermenschlichen, oder doch begeisterten Lehrern herrührten, und, mit solcher höherer Autorität versehen, den Glauben mächtiger zu beherrschen, und viele Jahrhunderte hindurch sich gleichförmig zu erhalten vermochten.

Das Sinesische Religionssystem gehört in diese Klasse. Aber wir kennen es nicht genau. Denn in seinen heiligen Büchern (sie heißen Kings) sind gerade die Stellen, welche von religiösen Dingen handeln, unverständlich oder räthselhaft, und es haben die Jesuiten sie offenbar zu günstig gedeutet. So viel ist erkennbar, daß diese Religion zwar, wie die übrigen, vom Fetischmus ausgegangen, aber durch die Lehren einzelner Seher schon frühe veredelt worden, so, daß man das Ganze (Tien, später Schlang-ti, war sein Name) als den ersten Gott, und die einzelnen Naturkräfte und Theile nur als Untergottheiten verehrte. Man hatte nebst

den natürlichen auch künstliche Fetische, selbst Götterbilder, viele Tempel, feierliche Gebräuche und Priester. Die heiligen Bücher, über deren Ursprung ein undurchdringliches Dunkel liegt, und die im Laufe der Zeiten manche Verfälschung, besonders durch ihre Wiederherstellung nach einem allgemeinen Bücherbrand, erfahren haben, enthalten verschiedene Bestimmungen für den Gottesdienst, und, neben vielen abenteuerlichen Geschichten und Lehren, doch auch einige Spuren davon, daß ein Theil der Sinesischen Weisen — jedoch ohne daß ihr Glaube auch Volksglaube wurde — schon sehr frühe einen von der erschaffenen Welt unterschiedenen, schaffenden und erhaltenden Gott erkannt habe. Konfuzius, der große Lehrer der Sinesen, und der als Verbesserer oder Erneuerer der Landesreligion noch h. z. T. von seinem Volke verehrt wird, hatte ohne Zweifel dieselbe Höhe erschwungen, wenn er auch nicht im Stande war, die Volksmassen auf die gleiche Höhe zu heben.

Der Einfluß dieses großen Mannes blieb auf sein Vaterland beschränkt; Zoroaster (oder Zerduscht), der Lehrer der Magischen Religion, hat über die Grenzen des seinigen gewirkt. Auch Er war nicht Stifter, nur Verbreiter und Reformator seiner — der Medischen — Landesreligion, und vielleicht mehr der Redakteur als der Urheber des Zendavesta, oder lebendigen Wortes.

Nicht unter dem Perserkönig Darius Hystaspis, wie man früher aus schwachen Gründen vermeinte, sondern 100 Jahre früher, unter einem Medisch-Baktrischen Könige, Gustasp (wahrscheinlich Cyaxares I.), trat Zoroaster auf unter den Magiern, der alten Priesterkaste des Landes, in Nordmedien (Aderbeidschan), wo das ewige Feuer brennt, welches noch jetzt den Parsen (Feueranbetern) als Emblem der Gottheit gilt. Hier und jenseits des

Kaspischen Meeres, in Baktra, wo König Gustasp throute, predigte er gegen die — in die Magische Kirche eingerissenen — Irrthümer, so wie gegen das allgemeine Verderbniß seiner Zeit, und, indem er die Lehre erneuerte, welche einst Ormuzd selbst dem großen König Dsjemschid geoffenbaret, gab er ein Gesetz, dessen Grundlage religiös, der Hauptinhalt aber politisch und moralisch ist.

Hiernach gibt es ein höchstes, geistiges Wesen, Zeruane Akerene (Zeit ohne Beschränkung), welches durch Honover (das schaffende Wort) zwei andere göttliche Wesen, ein gutes und ein böses, Ormuzd und Ahriman, hervorgebracht hat. Diese Zwei sind die Urheber der übrigen Geister und der Körperwelt, und darin, jedes nach seiner Natur, die Quelle alles Guten und alles Bösen. Ormuzd mit sechs andern Amschaspands, sind die Fürsten des Lichts; sie bilden die erste Ordnung der himmlischen Geister. Unter ihnen stehen die Izeds, Vorsteher der Elemente und Naturtheile, die Genien von allem, was gut ist. Diesen guten Geistern steht gegenüber Ahriman mit sechs andern Dews, die Fürsten des Bösen, und eine Menge niederer Dews, die von den erstern abhängen. Zu Ormuzds Reich gehört auch in der Körperwelt alles, was unter Menschen, Thieren und Pflanzen und in der gesammten Natur gut, rein und nützlich ist: was aber bös, unrein oder schädlich ist — zu Ahrimans Reich. Der treue Diener des Ormuzd wird also rein und wohlthätig in seinem Sinn und Wandel seyn; er wird Ormuzds Reich durch Erzeugung und Erziehung guter Kinder, durch Pflege nützlicher Thiere und Gewächse, durch Verbesserung des Bodens u. s. w. auszubreiten, und durch Vertilgung dessen, was schädlich und unrein ist, seines Feindes Ahriman Reich zu schmälern suchen. Er wird seinen Körper emsig durch Bäder reinigen, und seine Seele durch Gebet,

ein uneigennütziges Gebet für alle Diener des Ormuzd. Auf hohen Bergen, vom reinen Aether umgeben, oder vor dem heiligen Feuer, dem würdigsten Symbol der Gottheit, wird man dieses verrichten, oder wenigstens sein Antlitz dabei zur Sonne wenden. Wer dieß alles erfüllt, dessen Seele wird auf ätherischen Schwingen in's Lichtreich zum lächelnden Ormuzd getragen; die Seele des Bösen flieht zitternd in's Reich der Finsterniß, wo der schreckliche Ahriman thront. Doch ist ein Ziel ihrer Qual gesetzt, und eine Zeit kömmt, wo alles Böse gut wird, selbst Ahriman und die Dews, und wo nur ein Reich mehr besteht, das Reich des Ormuzd.

Zu Bewahrern dieser Lehre, zu Vermittlern zwischen Menschen und Gott, zu Gehilfen des Königs in seinem Reich, als Räthe und Richter wurden die Magier, Mediens alte Priesterkaste, als sie nach einigem Widerstand Zoroasters Wort erkannten, neuerlich, jedoch mit verbesserter Verfassung, eingesetzt. Ihre Eintheilung in die drei Klassen des Herbeds (Lehrlinge), Mobeds (Meister) und Destur Mobeds (vollendete Meister) mußte die innere Ordnung des Standes befördern. Seine Glieder waren sehr zahlreich. Alle standen unter der Leitung des Archimagus, der zu Baktra residirte, und für Zoroasters Nachfolger galt.

Vermuthlich schon durch Cyrus war der Dienst Ormuzds Persische Hofreligion und wohl auch jene des edlen Stammes der Pasargaden. Die übrigen Stämme scheinen großentheils bei ihrer alten Landesreligion verharrt, und überhaupt viele Begriffe und Uebungen aus derselben in das Magische System übergegangen zu seyn. Hieraus, und aus der Geneigtheit der Griechen, alles Fremde nach ihrem Einheimischen zu modeln, erklärt sich die Abweichung derselben unter sich selbst und von den parsischen Glaubens-

büchern, in der Darstellung des Magismus und der Lehre des Zoroasters.

Die Religion des alten Indiens, dieses so frühe bevölkerten und wohl unter allen zuerst kultivirten Landes, würde wohl, wenn wir sie genauer kennten, ein mächtiges Licht auf den Ursprung der Religionen überhaupt, und auf die Abstammung und Verwandtschaft der religiösen Ideen bei den meisten Völkern werfen. Allein leider verlassen uns hier unsere vorzüglichsten Führer in der alten Geschichte, die Griechen, und wir sind, einige unbedeutende Notizen abgerechnet, auf die einheimischen Sagen Indiens und seine heiligen Bücher beschränkt. Dieselben heißen überhaupt Vedams, und die vier vorzüglichsten — die vier Schriften göttlicher Worte des mächtigen Geistes genannt — sollen von Brama selbst aus der göttlichen Sprache in das Samscritt übertragen seyn; aber in ihrem Text und in dessen Erklärungen schlichen sich so viele Verfälschungen und Varianten ein, daß eine zuverläßige Darstellung kaum möglich ist.

Die Hauptlehren sind ungefähr die nachstehenden: Ein höchster geistiger Gott, unerschaffen und unendlich, ist das Urwesen, woraus Himmel und Erde, Götter und Menschen und alle vorhandenen Dinge entsprungen sind. Nach Einigen wird dieses Wesen Achar (das Unbewegliche, Beharrliche, Ewige), nach Andern Karta, Parabrama, Parawastu genannt. Von diesem höchsten fiel ein Theil der durch ihn geschaffenen Geister unter Moisasurs und Rhabuns Anführung ab, wurde besiegt, und zur Strafe in die Körper von Menschen und Thieren gebannt. Durch solche Büßung mögen die bösen Geister gereinigt, und abermals selig werden; aber viele bleiben böse und Verführer der Menschen. Zu diesen Menschen nun — welche anfangs von ungeheurer Größe und Lebensdauer gewesen, an beiden aber nach und

nach, und zwar in bestimmten Epochen, (sie werden durch die fortgehende Abnahme der Unschuld und des moralischen Werthes charakterisirt) zum heutigen Maße herabgesunken — steht die höchste Gottheit — die Unerforschliche — in keinem unmittelbaren Verhältnisse. Aber es sind von ihr drei andere Wesen ausgegangen, welche in ihrer Vereinigung (Trimurti) die Summe aller göttlichen Kräfte enthalten. Brama, Wischnu und Schiwen heißen diese göttlichen Wesen, deren geheimnißvolle Natur den Anlaß zu den heftigsten religiösen Fehden gegeben. Es hat sogar Jedes derselben seine besondern Anhänger, die sich gegenseitig hassen, verfolgen und in heiligen Kriegen bekämpfen. Sonst schreibt auch die Mythe jeder dieser drei Gottheiten verschiedene Kräfte und Thaten, und auch besondere, von ihnen abstammende Göttergeschlechter zu. Die Erste, Brama, hat, wie wir oben erwähnten, aus den Theilen ihres Leibes die Stammväter der verschiedenen Indischen Kasten gebildet. Die Zweite, Wischnu, ist zum Heil der Menschen — theils in menschlicher, theils in anderer Gestalt — zehnmal auf die Erde gekommen; sie hat den mächtigen Gott Indra gezeugt, und ihren Priestern die Macht verliehen, jeden Körper, worunter man sie vorstellen will, durch die Weihung in ihre wahre Person zu verwandeln. Schiwen, die dritte Gottheit, ist die räthselhafteste von Allen. Denn, wiewohl sie der Zerstörer heißt (vermuthlich nur deswegen, weil sie durch ihre höhere Macht alle andern überwältigt), so ist sie doch zugleich die alles erzeugende Kraft, und wird durch den Lingam vorgestellt. Auch die Sonne ist ihr Emblem, und es brennt ihr zur Ehre auf einem Indischen Berge ein ewiges Feuer. Sie hat, so wie Brama und Wischnu, viele andere Götter hervorgebracht, und unzählige Untergötter in ihren Diensten.

Charakteristisch in der indischen Religion ist endlich die Lehre

von der Seelenwanderung, wornach die Geister in ihren Aufenthalt in verschiedenen thierischen und menschlichen Körpern gereinigt, und auf diese Weise der Gottheit, von welcher sie ausgegangen, wieder näher gebracht werden. Dieselbe hat, theils weil sie dem gemeinen Verstande durch ihre Faßlichkeit sich empfiehlt, theils weil sie zur Scheu des Blutvergießens und überhaupt zur Sänftigung des Charakters führt, den Beifall mehrerer Philosophen des Alterthums und selbst der neuern Zeit erhalten, und ist wohl die Grundlage des in verschiedenen Gestalten über einen großen Theil von Asien und auch über Griechenland ausgebreiteten Emanationssystems gewesen.

Von den übergroßen und erblichen Vorrechten der Braminen — oder indischen Priester — haben wir schon oben geredet. Wir bemerken hier blos, daß außer den eigentlichen Priestern, deren Amt in Erklärung der heiligen Bücher und Besorgung des Gottesdienstes besteht, in Indien von jeher noch eine große Anzahl von Mönchen hause, deren schon die griechischen Schriftsteller erwähnten, und die zum Theil durch ihre strengen Bußübungen und ganz unsägliche Peinigung des Leibes die ascetische Heiligkeit der berühmtesten unter den christlichen Anachoreten übertreffen.

Wir kommen endlich zur Hebräischen Religion, welche als die reinste in der alten Welt, und als die Grundlage der weitherrschenden christlichen Lehre die Aufmerksamkeit des Welthistorikers vorzüglich auf sich zieht.

Wenn wir den hohen Vorzug der hebräischen Religionsbegriffe vor jenen aller alten Völker betrachten (denn nur von den Hebräern wissen wir, daß auch der Volksglaube einen einzigen, höchsten Gott, von geistiger Natur und also unfähig einer bildlichen Darstellung, Schöpfer und moralischen Weltregierer erkannt habe), wenn wir die ununterbrochene Fort-

pflanzung dieser Begriffe vom ersten Ursprung des Volks bis in seine letzten Zeiten bedenken, und die Kette wunderbarer Ereignisse überschauen, wodurch ihm die Selbstständigkeit und der unverfälschte Glaube der Väter erhalten ward, so dringt sich uns die Idee auf, daß, da die dem Menschengeschlecht gleich bei seinem Ursprung als sein kostbarstes Angebinde verliehenen religiösen Begriffe nothwendig im Laufe der Zeiten, bei der Zerstreuung und Verwilderung der Stämme, und bei den Bedrängnissen der noch ungebändigten Natur, und der schlecht organisirten Gesellschaft durch Gedankenlosigkeit, Leidenschaft und Trug mußten verunstaltet werden, die Vorsehung, als welche die Erziehung des Menschengeschlechtes nach Naturgesetzen geordnet, die Ereignisse dahin gelenkt habe, daß jene heiligen und ältesten Ueberlieferungen bei einem Stamme rein erhalten und fortgepflanzt würden, um aus demselben einst unter günstigern Umständen, und wenn die reifer gewordene Menschheit zu ihrer Wiederaufnahme geeigneter wäre, unter sie in vollendeter Gestalt erleuchtend, und veredelnd hervorzugehen. Daß die Verehrung Jehovah's in ihrer Reinheit erhalten, und mittelst derselben den Juden die Selbstständigkeit bewahrt würde, war der hohe Zweck der mosaischen Gesetze. Deswegen, und weil sie insgesammt im Namen Gottes ertheilt wurden, gehören sie alle auch die ihrem nähern Zwecke nach politisch und bürgerlich oder diätisch sind — zur Religionsverfassung der Hebräer. Die Lehrsätze waren wenige und Moses suchte, ohne Formeln, als welche leicht zu todten Lauten werden, ohne Bilder, weil es keine der Gottheit würdige gibt, blos durch Gebräuche, welche die geheimnißvolle Majestät eines unsichtbaren Gottes andeuteten, und in das Gemüth die Schauer der Anbetung gossen, durch Feste, welche die Erinnerung an die göttlichen für Israel gewirkten Wunder erhielten (und das

Gefühl der Nationalverbindung verstärkten), endlich durch eine Priesterkaste (was offenbar ägyptisch war), deren Vortheil mit der Herrschaft des Jehovahdienstes zusammenhing, die Erhaltung der alten Lehre in ihrer Reinheit, Würde und Kraft zu bewerkstelligen.

Es war natürlich, daß die Israeliten, so lange sie Nomaden blieben, ihren Gottesdienst in einem Gezelte (der Stiftshütte), worin das Gesetz in einem kostbaren Behältniß (der Bundeslade) bewahrt wurde, verrichteten. Als nachmals die Juden an feste Sitze gewöhnt und wohlhabend wurden, baute Salomo den berühmten Tempel, welcher in diesem Zeitraum (die schismatischen Bethäuser zu Dan und Bethel ausgenommen) auch der einzige blieb, und den Juden ein neues Band der Vereinigung war.

Ungeachtet mancher Abänderungen und spätern Zusätze zum Mosaischen Gesetz, ungeachtet der öftern Hinneigung der Juden zum Heidenthum, ungeachtet mannigfaltiger Umstaltungen der politischen Form, blieb gleichwohl die Grundlehre im Ganzen herrschend, und die babylonische Gefangenschaft erhöhte noch den Eifer ihrer Bekenner.

Moses, der die Majestät des höchsten Gottes so laut verkündete, und dessen moralische Gebote so dringend einschärfte, hat, und allerdings ist dieses schwer zu erklären, von der Unsterblichkeit der Seele geschwiegen. Der erst nach der babylonischen Gefangenschaft erscheinende Eifer für diese Lehre gründet sich nicht auf die Schrift, sondern blos auf Ueberlieferung. Ohne Zweifel steigt auch diese Ueberlieferung in das höchste Alter hinauf; denn es scheint die Erkenntniß eines allmächtigen Gottes und moralischen Gesetzgebers unverträglich mit dem kleinmüthigen Glauben der Vernichtung. Und sollte wohl den oftmals bedrängten Hebräern jene tröstende Aussicht verschlossen gewesen seyn, woran ihre ägyptischen

Tyrannen gewiß, und wahrscheinlich selbst die rohen Nachbarn Kanaans, sich erhoben?

Das Christenthum.

Das Fortschreiten der Philosophie und der Wissenschaften in Griechenland, so wie die Ueberhandnahme der Sittenlosigkeit und der Verbrechen in Rom untergrub die Altäre, und machte den Dienst der schwachen Götter zu einer leeren Form ohne Eindruck und Heiligkeit. Die Philosophen, jeder auf seine Weise, suchten in ihrer Vernunft die Beruhigung, welche die Hesiodschen Fabeln nicht geben konnten. Vielfach unter einander getheilt durch ihre selbstgeschaffenen Theorien, kamen sie doch alle überein, in Verachtung der Volksreligion, deren Sätze und Gebräuche sie gleichwohl, der öffentlichen Ordnung willen, im Aeußern befolgten.

Auch das Volk wurde allmälig an seinen Göttern irre, und wandte sich mißtrauisch von den Altären; es drang durch alle Klassen der Gesellschaft die geheime Meinung von der Ohnmacht der Götter. Der Trostlosigkeit solcher Gemüthsstimmungen zu entrinnen, versuchten die edlern Seelen den Aufschwung zur erhabenen Stoischen Lehre; gemeine Menschen stürzten sich in noch gröbern Aberglauben und vollendeten Unsinn. Der Gottesfunke der Religion, um nicht völlig zu erlöschen, bedurfte einer durchaus neuen Belebung.

Aber auch bei demjenigen Volk, welches den Keim der uralten Anbetung in reinerer Ueberlieferung bewahrte, war gleichzeitig das Bedürfniß einer neuen Gestaltung fühlbar worden. Moses Gesetz war allmälig veraltert. Unter ausländischer Oberherrschaft, und nach wiederhergestellter Selbstständigkeit, bei dem immer sich erweiternden Verkehr mit mächtigen und kultivirten Reichen, und der Anlegung jüdischer Kolonien im Ausland war eine Fortbewegung mit dem

allgemeinen Zeitgeist, und das Vertauschen der alten Einfalt mit gefährlicher Verfeinerung unvermeidlich. Zugleich bildeten sich feindselige Sekten unter den Juden, deren gegenseitige Erbitterung zum Mißverständniß oder zur Verunstaltung des Sinnes der alten Bücher und Ueberlieferungen führte. Auf den Samaritanern, welche noch immer auf Garizim ihren eigenen Tempel hatten, ruhte, als auf Irrgläubigen, der gemeinschaftliche Haß der ächten Juden. Diese wurden durch die widerstreitenden Lehren der Pharisäer (Pharis-him, Eiferer) und Saducäer (Zadikim, Gemäßigte) verwirrt. Denn die Saducäer (sie bestanden aus den Vornehmern und Reichern) hielten sich ausschließend an's geschriebene Gesetz, und dessen buchstäblichen Sinn, befolgten die Pflichten des Menschen und Bürgers, und übten humane Duldung, aber sie verwarfen die Unsterblichkeit der Seele, oder die Belohnungen und Strafen nach dem Tode, die Engel und Geister, die Vorherbestimmung und andere Lehren, welche die Pharisäer theils unter dem Ansehen der Tradition, theils als allegorische Deutung der Schrift, dem Buchstaben des Gesetzes hinzugefügt hatten. Verschiedenes davon stammte aus Morgenländischen Begriffen, mit welchen die Juden schon während der Babylonischen Gefangenschaft vertrauter geworden. Ueber solchen Neuerungen sowohl, als über der alten Lehre, am meisten über Ceremonien und Gebräuchen, hielten die Pharisäer, die wegen ihrer frommen Außenseite bei der Menge in Ansehen standen, mit der unnachgiebigsten Strenge, ohne alle Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse, und häufig statt des Kerns die Schale, statt des Geistes den Buchstaben festhaltend *).

---

*) Minder wichtig als diese beiden Hauptsekten waren die Essäer, eine Schaar mystischer Schwärmer, die in abgeschiedener Stille

Es näherte sich die Zeit, wo, der Voraussagung Moses und der Propheten gemäß, Israel ein Retter erscheinen würde. Das Volk, an irdischen Interessen hängend, begehrte einen zeitlichen Messias, welcher Davids Thron in vermehrtem Glanz wiederherstellen, und die Juden über alle Nationen der Erde erhöhen sollte. Im Sinne der Weissagungen lag, daß derselbe die alte, heilige Lehre in unverhüllter, vollendeter Gestalt, und nicht mehr für die Juden allein, sondern für die ganze, ihrer jetzt empfänglich gewordene, Welt verkünden würde.

Der Messias erschien. Fast vier tausend Jahre nach der Schöpfung (3983), und (wie gewöhnlich bestimmt wird) 753 nach Erbauung Roms, wurde zu Bethlehem in Judäa von einer Tochter des erniedrigten Hauses David, Jesus Christus geboren, der Heiland der Welt, der göttliche Lehrer der Menschen. Nachdem er in bescheidener Gestalt, aber in übermenschlicher Weisheit, Erhabenheit und moralischer Kraft unter den Sterblichen gewandelt, überließ er den Auserwählten unter seinen Jüngern die Fortführung des von ihm begründeten Werkes; und diese — an sich gemeine, einfältige Männer, aber durch den Geist des Meisters geleitet, — streuten den Saamen, woraus allmälig, in stillem Gedeihen und unbegränzter Fortsetzung, die schönsten Blüthen der Humanität, die herrlichsten Früchten der Erkenntniß und Tugend unter den Völkern der Erde hervorgehen sollten.

In ein Paar hundert Jahren war die christliche Religion von den Ufern des Ganges bis an's Atlantische Meer ausgebreitet; in den meisten Ländern völlig siegreich, in den andern wenigstens aufkeimend, und täglich festere Wurzeln

---

Selbstverläugnung und Abtödtung der Sinne übten, um Gott wohlgefälliger als andere Menschen zu werden.

schlagend. Eine Unermeßlichkeit der Folgen — an Zahl und Umfang — floß daraus hervor. Die Entstehung des Christenthums ist einer der Hauptringe, woran die ganze Kette aller nachfolgenden Bestimmungen der Menschen hängt.

Welches sind nun die Ursachen dieser wunderwürdigen Umwälzung? — Wodurch erhielt das Christenthum den Sieg in Ost und West, bei rohen, wie bei den verfeintesten Völkern, und wodurch seine unerschütterliche Begründung für alle Folgezeit? —

Ursachen seiner Ausbreitung.

I. Wer mag verkennen, daß die innere Vortrefflichkeit der Lehre, in Ansehung welcher mit den heidnischen Religionen gar keine Vergleichung statt findet, die erste und wichtigste dieser Ursachen sey? —

Zwar einige ihrer Vorzüge, zumal die Hauptlehre von einem einzigen und geistigen Gott, Urheber und moralischen Regierer der Welt, sind auch dem mosaischen Gesetz eigen. Aber viel reiner und bestimmter in solchen Ideen, viel erhabener und eindringlicher in moralischen Geboten und ihrer Sanktion ist das Evangelium. Die Aussicht auf Vergeltung jenseits des Grabes, von welcher Moses schwieg, ist hier in's hellste und tröstlichste Licht gestellt, die Vernichtungsgedanken sind aufgehoben, die kühnste Hoffnung der Vernunft durch positive Autorität befestigt, und den Ungerechtigkeiten des Schicksals ihre niederschlagende Kraft benommen. Zudem war Vieles in Moses Gesetz blos temporär und lokal, Vieles nur Ceremonie, zum Theil Hinweisung auf den künftigen Messias. Dieses Gerüstwerk wurde weggenommen durch Jesus, der nur die ewigen und allgemeinen Wahrheiten einschärfte, nur die Besserung

des Herzens gebot, und die Pflichten der reinsten Humanität *).

Zudem ist die christliche Religion allein geeignet, eine allgemeine zu werden. Ihre Lehre, welche keine lokalen Gottheiten, sondern einen allgemeinen Gott zur Verehrung aufstellt, keine Heilighaltung oder Vertilgung gewisser Pflanzen und Thiere, keine klimatische Diät vorschreibt, die Poligamie nicht gestattet, welche nicht Krieg befiehlt, nicht Triumphe, nicht Herrschaft verheißt, sondern die Gleichheit aller Menschen und Völker ausspricht, allgemeine Liebe, Frieden und Duldung predigt — sie allein kann, so wie die Vernunft selbst und die Humanität — Gemeineigenthum, allumschlingendes Band für die Menschen werden.

II. Diese göttliche Lehre wurde von den früheren Christen rein aufgefaßt, standhaft bekannt, und eifrigst durch Wort und That verkündet. Nicht nur in Behauptung ihres Gesetzes, gleich den Juden, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren, sondern zumal in Ausbreitung desselben zeigte sich der Eifer der Christen. Es schien Religionspflicht, allen Menschen mitzutheilen, was für Alle verkündet war. Jeder Bekehrte wurde auch Apostel der Lehre, in engern oder weitern Kreisen, je nach eines jeden Verhältniß oder Kraft. Viele aber (und noch bei den spätesten Missionarien ist solcher Eifer kenntlich) machten die allgemeine

---

*) Nur wenige sinnliche Religionshandlungen rühren in ihrer Einsetzung von Jesus her. Nicht minder einfach ist, was er vor den Aposteln und Jüngern, als Priestern seiner Kirche, anordnete. Da jedoch die reinsten Beweggründe bei der Menge selten die wirksamsten sind; so hat die spätere Vermehrung der Ceremonien und die Erhebung des Clerus, wiewohl das Christenthum durch beides verunstaltet ward, dennoch dessen weitere Ausbreitung befördert.

Verpflichtung sich zum besondern Lebensgeschäft, trugen das Evangelium zu fernen Völkern, nicht achtend Mühe und Gefahr, trotzend den Feindseligkeiten der Natur und der Menschen.

Auch wurde der Eindruck ihrer Lehre durch das Beispiel verstärkt. Die ersten Christen erbauten die Heiden durch das Schauspiel eines schuldlosen, tugendhaften Wandels unter allem Verderbniß der damaligen Welt. Die reinen Sitten der Christen, ihre Eintracht und gegenseitige Liebe, ihre Freigebigkeit (häufig wurde sogar eine völlige Gütergemeinschaft eingeführt), ihre stille, harmlose Weise, alle diese schönen Früchte der noch unverdorbenen Lehre, sprachen mit eindringlicher Stimme das Gemüth der bessern Menschen an, und bahnten den Weg zur Ueberzeugung.

Aber minder günstig wurde von den Obrigkeiten und den Kaisern die neue Lehre betrachtet; und es erregt unser gerechtes Befremden, die Grundsätze der Toleranz, welche sonst im römischen Reich mehr als in irgend einem andern und für alle Religionen galten, nur in Ansehung des Christenthums beseitigt, und die Bekenner desselben — nicht etwa blos von tyrannischen, sondern meist von den besten und einsichtsvollsten Kaisern — verfolgt zu sehen. Aber die verschiedenen Religionen, welche sich unter der römischen Herrschaft der Duldung erfreuten, übten solche Duldung auch gegenseitig aus, und beruhten mit der herrschenden Lehre auf demselben Grunde. Die Christen dagegen (und so auch die Juden, weswegen auf diesen ein ähnlicher Haß lag) hatten nicht nur eine eigene Gottesverehrung, sondern sie erklärten zugleich gegen alle übrigen, zumal gegen jene des herrschenden Volkes, eine beleidigende Verachtung, und einen wirklich feindseligen Abscheu. Ja, die Christen führten sogar durch Wort und That einen förmlichen Krieg gegen das Heidenthum. Zudem konnte der grelle Contrast, den ihre Lehre mit

den herrschenden Nationalbegriffen und Gebräuchen machte, nichts anders als mißfällig seyn. Ja, der Widerstreit des Christenthums mit denjenigen Grundsätzen, welche das Glück und die Herrschaft Roms vorzüglich befördert hatten, und noch fortwährend zu verbürgen schienen, rechtfertigte nicht nur dessen Unterdrückung vor dem Richterstuhl der Politik, sondern forderte sie.

Indessen fehlt viel, daß die gesunde Kritik eine so große Zahl von Martyrern annehmen könne, als gewöhnlich von beschränkten oder auch absichtlich übertreibenden Schriftstellern auf die Autorität eben so verwerflicher Zeugnisse angegeben wird.

Die erste angebliche Christenverfolgung ist jene des Wüthrichs Nero, von welcher jedoch gezweifelt wird, ob sie wirklich die Christen, oder eine andere, in der That verworfene, Jüdische Secte, welche gleichfalls den Namen der Galiläer führte, getroffen habe, und die sich übrigens auf eine kurze Zeit und auf den Umfang der Hauptstadt beschränkte. Die Verfolgung Domitians war eben so vorübergehend, und in Ansehung der Gründe zweifelhaft. Der edle Trajan ordnete ein regelmäßiges Verfahren gegen die Christen an, gegen welche, wie aus den Zweifeln des jüngern Plinius zu schließen ist, bis dahin noch kein allgemeines und bestimmtes Gesetz ergangen war. Die Verfügung Trajans zeigt eine durch Menschlichkeit gemilderte, wenn gleich aus Staatsursachen nicht gänzlich aufgegebene Strenge. Hadrian und die Antonine folgten seinen Grundsätzen. Aber Commodus, von seiner Beischläferin Marcia geleitet, war den Christen günstig. Severus, jedoch erst spät, schärfte die Verfolgung. Seiner Nachfolger Gesinnung war ungleich. Insbesondere liebten Alexander Severus und Philipp die Christen. Maximinus mißhandelte sie wie die übrigen Bürger. Aber

Decius, abermals ein lobenswürdiger Kaiser, erneuerte die Verfolgung. Dasselbe that Valerianus. Von Gallienus bis auf Diocletian genoß die Kirche einer fast ungestörten Ruhe. Auch dieser war anfangs den Christen hold. Aber der Cäsar Galerius, der sie persönlich haßte, und die Zudringlichkeit der heidnischen Eiferer, welche aus dem aufstrebenden Gedeihen des Christenthums Besorgnisse für ihre eigenen Altäre schöpften, vermochten den weisen Kaiser zu einer strengeren Verfolgung, als alle früheren (303). Doch wurde sie nicht im ganzen Reiche, zumal in den Provinzen des Constantius nicht, in Vollzug gesetzt, und Galerius selbst schenkte den Christen seine Gnade wieder. Nach einer abermaligen Verfolgung durch Maximinus Daza wurde endlich das Christenthum (313) durch das von Constantin und Licin gemeinschaftlich erlassene Mailändische Edikt in dieselben Rechte wie die heidnischen Religionen eingesetzt, und eine allgemeine Gewissensfreiheit verkündet.

Doch wie streng man sich immer die Verfolgungen denke, so bleibt gewiß, daß sie den Fortgang des Christenthums nicht nur nicht aufgehalten, sondern vielmehr ihn befördert haben. Jede Hinrichtung wirkte mehr als die beredteste Entwicklung der Lehre, und es ist mit Wahrheit gesagt worden, „daß das Blut der Martyrer der fruchtbarste Saame gewesen sey zur Vermehrung der Bekenner." Die einzige Verfolgung, die wahrhaft gefährlich hätte werden können, war jene des abtrünnigen Julian. Derselbe bediente sich des Schreckens und der Gewalt viel weniger als des Spottes und der Geringschätzung. Er legte es auf Untergrabung der Mauern an, die dem förmlichen Sturme trotzten. Doch auch diese Verfolgung beugte die Standhaftigkeit der Christen nicht.

III. Die damalige Weltlage und die ganze Folge

der Ereignisse begünstigten auf fast wunderbare Weise das Christenthum.

Die innere Baufälligkeit der veralteten römischen Religion unterstützte die Wirksamkeit des äußern Angriffs, und es wurde der Sieg des Christenthums erleichtert durch den Mangel an Eifer und Verbindung unter den römischen Priestern. (In Persien z. B., wo der Stand der Magier für die Erhaltung der alten Lehre stritt, machten die Christen unvergleichbar geringere Fortschritte.) Die ungeheure Ausdehnung des römischen Reiches, der wohlgeordnete Zusammenhang seiner Provinzen, und der durch die trefflichsten Anstalten beförderte gegenseitige Verkehr öffneten der christlichen Lehre ein unermeßliches Feld und die gebahntesten Wege zur Ausbreitung. Auch die Gleichförmigkeit der Sprache erleichterte die Mittheilung. Der Beredtsamkeit der Lehrer kam endlich noch der allgemeine Wunderglaube zu Hilfe, welcher von jeher in der heidnischen Welt geherrscht, und durch den schwankenden Gewissenszustand sowohl, als durch die bedrückte Lage der Völker noch an Stärke gewonnen hatte. Es kam die Meinung auf von der Wundergabe der christlichen Kirche und ihrer vorzüglichsten Glieder. Die Kirche selbst verschmähte nicht — besonders in spätern Zeiten — hiervon einen guten Gebrauch zur Ueberzeugung derjenigen zu machen, die nur für solche Gründe empfänglich waren, und kaum war ein günstigerer Schauplatz der Wunderthätigkeiten möglich, als die damalige, von Dämonen, Traumgesichten und Weissagungen beherrschte römische Welt.

Geräuschlos, aber schnell, vermehrte sich also die Zahl der Bekenner, und die Kirche war fest begründet, bevor sie die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog. Der Druck, den sie von jetzt an erfuhr, diente nur, den Eifer rege zu erhalten, und die allgemeine Bedrängniß der nachfolgenden

Zeiten gab ihm weitere Nahrung. Verschiedene Kaiser wurden durch besondere Umstände zu Gönnern des Christenthums gemacht, und die Verfolgungsedikte der Uebrigen bald durch Gutmüthigkeit, bald durch Sorglosigkeit der Kaiser selbst oder der Statthalter gemildert.

Endlich erwachte zwar der lange schlummernde Eifer der gekränkten und selbst durch Hohn zum Widerstand aufgeforderten Diener des Heidenthums. Sie traten in engere Verbindung, und rüsteten sich zum ernstlichen Kampf. Die Diocletianische Verfolgung war der Sturm, der aus so drohenden Wolken hervorbrach; aber die bereits erstarkte Kirche trotzte dem Sturm. Auch verfloßen nur 10 Jahre von dem strengen Nikomedischen Edikt bis zu jenem von Mailand. Später trat der kluge Constantinus völlig zum Christenthum über, und von dieser Zeit an war der Triumph des Christenthums, so wie der Fall der heidnischen Religion, entschieden; denn wiewohl die Grundsätze einer gleichen Duldung noch bis gegen Theodosius M. Regierung fortdauerten, so hatte doch durch die erklärte Gunst des Hofes, welche allmälig in frommen Eifer überging, die christliche Religion ein solches Uebergewicht unter dem Volke von Sclaven bekommen, daß das Heidenthum nicht lange mehr den ungleichen Kampf fortzusetzen vermochte.

Das letzte Ungewitter, welches unter Julian die Kirche bedrohte, ging schnell durch den erwünschten Tod dieses gefährlichen Gegners vorüber; und die Hoffnungen, welche die inneren Streitigkeiten der Christen den Heiden hätten geben können, wurden durch die kräftigen Maßregeln des Theodosius gegen die Ketzer vereitelt. Derselbe Fürst gab dem Heidenthum auch unmittelbar den tödtlichen Stoß.

Auch unter den auswärtigen Völkern wurde durch das Ansehen der Kaiser der christlichen Lehre Eingang ver-

schafft. Die barbarischen Miethtruppen nahmen willig die Gottesverehrung der Legionen an; und von jenen ging leicht die Bekehrung auf die verschwisterten Nationen über. Die Kaiser begünstigten das Missionsgeschäft auf alle Weise. Die Handelsverbindungen öffneten den christlichen Lehrern den Weg nach Aethiopien und Indien, und selbst der Persische Monarch ehrte, wenigstens in Friedenszeiten, die Fürsprache des Kaisers für dessen mittelasiatische Glaubensgenossen.

Christliche Kirche.

IV. In dem Maaße, als sich das Christenthum ausbreitete, bildete und consolidirte sich auch die innere Verfassung der Kirche, und es hat hinwieder die innige Verbindung der Christen unter einer wohlgeordneten Regierung ungemein viel zum Gedeihen ihrer Lehre beigetragen, und ihren Sieg befestigt.

Indessen läßt sich von den ältesten Zeiten nur sehr wenig Zuverlässiges sagen. Still und verborgen, so wie das Christenthum selbst, entwickelte sich auch die Verfassung der Kirche. Liebe und Eintracht unter den ersten Christengemeinden machten gesetzliche Ordnungen entbehrlich, und als bei der Ausbreitung der Gesellschaft das nähere Bedürfniß entstand, ihre innern Verhältnisse zu bestimmen, so leiteten natürliche Billigkeit, freie Verabredung, Gewohnheit und der Strom der allgemeinen Ereignisse diese Bestimmung. Aber erst im Lauf der Jahrhunderte erhob sich, nicht ohne vielfältigen Streit, und manchen Wechsel in den Formen und dem Geiste, das künstliche Gebäude der Hierarchie.

Aus den Schriften der Apostel und ältesten Väter geht hervor, daß Christus die eigentliche Kirchengewalt, und so auch die Abstufung derselben, nur ganz im Allgemeinen bestimmt, fast nur angedeutet, und mehr nur das Lehramt,

die Fortführung seines eigenen Werkes der Liebe und Humanität, seinen Jüngern überlassen habe. Dieselben pflanzten mehrere Gemeinden, worüber sie alle mit einander eine väterliche Aufsicht führten, ohne sich in bestimmte Sprengel zu theilen, und ohne Anspruch auf irgend eine mit der freisten Verbrüderung unverträgliche Gewalt. Die ältesten, die vertrautesten ihrer Zöglinge wurden gerne von den Gemeinden als die Nachfolger der Stifter im Amt der Lehrer und Aufseher angenommen. Doch jeder nur in seiner Gemeinde. Denn die allgemeine apostolische Würde erlosch mit den Aposteln selbst, und das Bedürfniß der einzelnen Gemeinden erheischte jetzt besondere Vorsteher. Ihre Benennung, *Πρεσβυτεροι* und *Επιςκοποι*, (welche beide Worte man mit wenig Unterscheidung brauchte) zeigt den natürlichen Grund ihres Ansehens, das Alter, welches zu ehren billig ist, und den geringen Umfang ihrer einfachen Verrichtungen an. Bei der wachsenden Größe der Gemeinden wurde die Vermehrung der Lehrer, und zum Behuf der Ordnung die höhere Aufsicht eines derselben über die andern nöthig. So wurde — noch im ersten Jahrhundert — der Unterschied zwischen Bischöfen und gemeinen Aeltesten eingeführt.

Aber gleichwie die christliche Lehre auf dem Grund der mosaischen beruht, also wurden allmälig auch für die Verfassung der Kirche das Modell aus dem Judenthum genommen. Der Bischof wurde dem Hohenpriester verglichen, die Aeltesten den Priestern, die Helfer den Leviten. Hierdurch schlich sich eine wesentliche Veränderung der Begriffe, und eine, den Römern und Griechen fremde, aber unter den Orientalen gewöhnliche Sonderung des Priesterstandes von jenem der Laien ein, und es wurde der Grund zu den stolzesten Ansprüchen des Clerus (der Geistlichkeit im Gegensatz des weltlichen Standes) gelegt.

Von solchem aufstrebenden Sinn kommen schon in den Zeiten der Verfolgung verschiedene Spuren vor; aber ganz unverhüllt erschien er kurz nach Erhebung des Christenthums auf den römischen Thron. Die Kaiser selbst vergaßen nicht nur ihre, von Augustus an, behaupteten, alten Rechte, in religiösen Dingen, sondern unterwarfen ihre eigene Person, ihre öffentlichen und Privathandlungen dem kirchlichen Tribunal, und liehen ihren Arm der Vollstreckung christlicher Verordnungen und Gesetze. Von dieser Zeit an machten der geistliche Stand überhaupt und die Bischöfe insbesondere einen raschen Fortgang in der geöffneten Bahn. Sie erhielten Privilegien und Immunitäten, Ehren und Reichthümer, Gerichtsbarkeit, in kirchlichen und Gewissensfachen (nach stets erweiterter Auslegung dieser Worte) das bestimmte Recht, das sie jedoch schon früher ausgeübt hatten, größere und kleinere Versammlungen (Koncilien) zu halten, und darauf Gesetze für ihren Stand und zumal — auf allgemeinen Koncilien, deren das Erste unter Constantinus M. zu Nicäa (325) saß — Aussprüche in Glaubenssachen zu erlassen.

Zugleich hörte unter den Bischöfen selbst die ehemalige Gleichheit auf. Nach dem Bilde der bürgerlichen Verwaltung, zumal nach der von Constantinus M. eingeführten Organisation, wurde auch die kirchliche Regierung eingerichtet und meistens schätzte man das Ansehen des Bischofs nach jenem des weltlichen Gewalthabers in derselben Stadt. Ueber den gemeinen Bischöfen erhoben sich nach und nach die Metropolitane, Primaten, Erzbischöfe, Exarchen, und Patriarchen. Die Würde der Letztern war der Gipfel der kirchlichen Hoheit. Die Bischöfe von Rom, Antiochien und Alexandrien, dann auch die von Constantinopel und Jerusalem behaupteten sich ausschließend auf demselben. Schon zeigten sich einige Spuren von den Ansprüchen, selbst

von Aussichten Roms auf noch höhern Rang. Aber für jetzt noch ohne bedeutende Einwirkung weder in die kirchliche, noch in die bürgerliche Geschichte.

Constantinus M. Christ.

Die Erhebung des Christenthums auf den Thron, während sie den Sieg dieser Religion im römischen Reich entschied, und mittelbar auch ihre Ausbreitung in den barbarischen Ländern beförderte, wirkte zugleich mit Macht auf alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse, und legte den Grund zu einer völlig veränderten Ordnung der Dinge. Der römische Staat in seiner Gründung und Ausbreitung war großentheils auf Religion gebaut, es waren die Glaubenssätze, so wie die Uebungen und Anstalten der Religion mit den bürgerlichen Angelegenheiten in vielfacher und gegenseitiger Beziehung, und darum auch die priesterlichen mit den bürgerlichen Gewalten unter allen Formen der Verfassung auf's innigste vereint gewesen. Jetzt aber wurde eine Religion herrschend, deren Zwecke mit jenen des Staates nichts gemein hatten, die — ihren wesentlichen Grundsätzen nach — den Blick vom Irdischen weg auf's Himmlische zog, und eben darum die Unterscheidung eines zweifachen Gemeinwesens, und die Sonderung der beiden Gewalten, der bürgerlichen und kirchlichen, nothwendig machte. Die noch ungeregelten Verhältnisse, ja die noch völlig unbestimmten Begriffe dieser zwei Gewalten brachten mannigfaltige Zerrüttung, allernächst Regierungsschwäche und Gewissenszwang hervor, und nicht ohne scheinbaren Grund mochten die Heiden klagen, daß bei dem Triumph des Christenthums der schützende Genius völlig von Rom gewichen, und daß mit den Göttern, deren Verehrung und deren Name so oft zum Siege begeistert hatte, auch der Sieg selbst von den römischen Fahnen geflohen sey.

Verfassung und Organisation des Reiches.

Wenn wir von diesem geeigneten Standpunkt einen Blick auf die frühere Kaisergeschichte zurückwerfen, so sehen wir, wie Augustus unter Beibehaltung der republikanischen Formen mit künstlicher Politik die Freiheit tödtete, und das Volk an die höchste Gewalt eines einzelnen gewöhnte; also daß Tiber es wagen durfte, durch Untertragung der Comitien in den bereits herabgewürdigten Senat, auch das Gerüste der alten Verfassung umzustürzen, und durch Erlassung des Majestätsgesetzes die Machtvollkommenheit des Imperators zu proklamiren; in deren Gemäßheit Er und die folgenden Cäsarn grausam und übermüthig alle Klassen des Volkes, alle Privat- und öffentlichen Rechte niedertraten, jedoch mehr durch einzelne Gewaltsübungen und in ihren nähern Umgebungen, als systematisch und im Ganzen; wobei auch immer noch so viele Denkmale, Erinnerungen, Namen aus den Zeiten der Freiheit — in den Ansprüchen des Senats, in den Privilegien römischer Bürger, in dem Wirkungskreis der Magistrate, in dem Ton der Regierung und den häuslichen Sitten der Herrscher — zurückblieben, daß gute Fürsten, wie Trajan oder Marc-Aurel fast nur als hochverehrte Häupter einer Republik erschienen, während die Tyrannei eines Domitian oder Commodus für gesetzwidrige und vorübergehende Bedrückung galt; bis Severus, die Grundsätze der militärischen Gewalt auf die bürgerliche Regierung anwendend, das, schon früher durch Aufhebung des Unterschiedes zwischen Provinzialen und Römern in den Zustand gleicher Erniedrigung versetzte Volk durch das volle Gewicht einer fest organisirten Soldatendespotie erdrückte, mit Hintansetzung aller aus der republikanischen Zeit

herrührenden Auszeichnung der Geburt, des Standes, der bürgerlichen und magistratischen Würde; worauf nach einigen schwachen Blicken vorübergehender Erleichterung, endlich Diocletianus und Constantinus zu den Schrecken der Imperatorischen Gewalt noch das imponirende Schaugepränge orientalischer Hofhaltung fügten, und das Gebäude der unumschränkten Alleinherrschaft durch Einführung einer wohlberechneten Hierarchie befestigten, welche die Erhabenheit des Regenten über das Volk durch die lange Stufenleiter der zwischen beiden angeordneten, vom Thron ausgehenden Würden anzeigte, und fühlbar machte, und die letzte Erinnerung an die persönliche Würde des Menschen und des Bürgers durch das künstliche System „zahmer, mit Gebräuchen überladener Knechtschaft“ tilgte.

Unter den besondern Regierungseinrichtungen, welche Constantin traf, verdient vorzugsweise die Eintheilung des Reichs in vier große Präfekturen Erwähnung.

Der Präfectus Prätorio, das Haupt der Leibwache, war schon unter den frühern Kaisern der wichtigste unter den kaiserlichen Dienern gewesen. Als aber demselben seit Severus Zeiten sammt der höchsten militärischen Macht auch die bürgerliche vertraut wurde, da war er, was der Großvezier eines Sultans, unstreitig der Erste nach dem Kaiser, und demselben so wie dem Volk fürchterlich. Denn die ungewisse Dauer des Amtes munterte zu so schnellerem Raube auf, und es bedurfte nur eines kühnen Schwertschlages, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Als Diocletian drei Reichskollegen neben sich erhoben, so wurden vier Präfecti Prätorio, und Constantin M. behielt diese Zahl auch als Alleinherrscher bei, aber mit der wesentlichen Veränderung, daß er ihnen alles militärische Kommando benahm, und sie bloß zu bürgerlichen Oberstatthaltern in

den ihm angeordneten vier großen Präfekturen des Reichs bestellte.

Gemäß dieser, von langdauernden Folgen, nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht, begleiteten Eintheilung waren 4 große Präfekturen, Orient, Illyricum, Gallien und Italien, deren jede in eine Anzahl Diöcesen, und diese weiter in Provinzen getheilt waren. Die Diöcesen Thrazien, Pontus, Asien, Aegypten und Orient (im engern Sinne) — mit ihren Hauptstädten Constantinopel, Cäsarea, Ephesus, Alexandrien und Antiochia — machten die erste Präfektur aus. Die zweite bestand aus den Diöcesen Macedonien (Hauptstadt Thessalonice) und Dacien *). Die dritte enthält drei Diöcesen, Gallien (Hauptstadt Trier), Spanien und Britanien, und eben so viel die vierte, nämlich Illyrien **) (Hauptstadt Sirmium), Afrika (Hauptstadt Karthago) und Italien mit der Hauptstadt Rom. Im Verhältnisse des Umfangs, oder nach andern Rücksichten, war dann jede Diöces weiter in 7—8 auch 12—14 Provinzen (das ganze Reich in 117) getheilt, deren Aufzählung jedoch für unsern Zweck zu weitläufig wäre.

---

*) Nicht das eigentliche Dacien zwischen der Donau und dem Krapak, sondern die nähern Süddonau-Länder, auf welche, nach dem Verluste Daciens, der Name übertragen worden.

**) „Illyrien" hatte eine gar sehr verschiedene Bedeutung. Ursprünglich verstand man darunter blos die Ostküste des Adriatischen Meeres, dann wurde Pannonien und Noricum dazu geschlagen (Diöces Illyrien). Das große Illyricum aber begriff überhaupt die Länder südlich an der Donau, oder genauer — als Präfektur — das Land von Hellas bis zur Donau, mit Ausnahme Thraciens und des eigentlichen Illyriens.

Die wichtige Sonderung der Civil- von den Militärgewalten, welche nun allgemein eingeführt wurde, war nicht nur der Sicherheit des Hofes und der Provinzen angemessen, sondern auch eine nothwendige Folge davon, daß die gewöhnlich rohen und unwissenden Generale — meistens von der niedrigsten, selbst barbarischen Herkunft, und nur durch die Stärke der Faust emporgekommen — zu den Geschäften einer regelmäßigen und künstlichen Administration nicht geeignet waren, als wozu man mannigfaltiger Kenntnisse insbesondere des juridischen Studiums, bedurfte. Die Rechtsschulen, vornehmlich jene zu Berytus, wurden die fruchtbaren Pflanzstätten der höhern und niedern Obrigkeiten durch das ganze Reich.

Der Haß des christlichen Constantinus gegen das heidnische Rom gab den nähern Anlaß zur Gründung einer neuen Hauptstadt des Reichs. Hierzu ward Byzanz auserſehen, eine alt berühmte, griechische Kolonie, deren glückliche Lage sie vor allen andern geschickt zur Residenz des Weltherrschers machte. Mit Eifer widmete sich Constantinus seiner neuen Gründung. Constantinopel sollte ein bleibendes Denkmal seines Ruhmes, eine würdige Nebenbuhlerin Roms — dessen Tochter, oder Neu-Rom es wohl auch genannt wurde — ein prächtiger, starker und volkreicher Sitz der Kaisermacht werden. In unglaublicher Schnelligkeit stiegen auch durch den Eifer des mächtigen Monarchen Häuser, Palläste und Tempel empor, und bedeckten die fünf zunächst am Meer gelegenen Berge; zwei andere wurden nach und nach in einem Zeitraum von hundert Jahren überbaut, und endlich noch weiter hinaus Vorstädte für die wachsende Volksmenge angelegt.

Die Hauptstadt eines Reiches, zumal eines despotischen, ist das Herz desselben, woher und wohin die besten Säfte

kommen und gehen, dessen Lage und Beschaffenheit also den wichtigsten Einfluß auf alle innern und äußern Verhältnisse der Organisation, der Macht, der Vertheidigung, des Wohlstandes, endlich des gegenseitigen Zusammenhanges der einzelnen Theile äußern. Durch die nothwendige Erschütterung, welche hiernach die Verlegung der Residenz von Rom nach Constantinopel dem alternden Reiche verursachte, litt jedoch meistens nur der Occident. Der Orient gewann; und während der ganzen Regierung von Constantinus war keine Abnahme der Macht sichtbar. Im Gegentheile schreckte oder beruhigte er durch Waffen und Bündnisse die verschiedenen, barbarischen Völker, als die Gothen und andere Teutsche, auch die Sarmaten, und sicherte, fast ein halbes Menschenalter hindurch, den innern und äußern Frieden des Reiches.

Im 13ten Jahr der Regierung, und im 64sten des Alters, 14 Jahre nachdem er durch Lucinius Sturz das ganze Reich vereinigt, starb der „Große“ Flavius Valerius Constantinus, gepriesen, vergöttert von der christlichen, verachtet und geschmäht von der heidnischen Partei (337).

Constantinus Haus. Julian der Abtrünnige.

Constantinus zahlreiche Familie hatte er selbst durch Hinrichtungen vermindert, doch überlebten ihn drei Söhne, mehrere Brüder, Schwestern und Neffen. Kaum waren nun des Kaisers Augen geschlossen; als gegen seine Seitenverwandten ein Aufruhr der Soldaten sich erhob, und der zuerst — aus dem Orient, der seine Provinz war — herbeigeeilte Constantius die Hinrichtung von zwei Oheimen, sieben Vettern, und mehreren entfernteren Angehörigen, auch Anhängern und Freunden derselben, befahl, nachdem er zuvor eidlich ihnen Sicherheit gelobet. Nur Gallus und Julian,

die beiden jüngsten Söhne von Constantinus M. zweitem Bruder, entgingen — mit Noth — dem allgemeinen Gemetzel; wir werden sie bald wieder auftreten sehen.

Den Raub der Erschlagenen riß meistens Constantius an sich; sonst erhielt bei der nun unter den drei Brüdern verabredeten Theilung des Reiches Constantin die Abendlande, Constantius den Orient, Constans Italien, Illyrien und Afrika. Doch sollte dem ältesten auch Constantinopel und der Vorzug des Ranges gehören. Aber in kurzer Frist wurde sichtbar, wie wenig diese im Purpur geborenen und erzogenen Prinzen desselben würdig waren. Während Constantius einen langwierigen, meist unglücklichen Krieg gegen die Perser führte, und in neun blutigen Schlachten die römischen Adler wichen, wurde das Abendland durch einheimische Fehde und Empörung zerrüttet. Constantin zog mit Heeresmacht gegen Constans; aber die Feldherren des Letztern schlugen seinen Angriff bei Aquileja zurück, und Constantin ward auf der Flucht getödtet (340). Constans riß des Getödteten Länder an sich. Aber es rebellirte gegen ihn in Gallien der General Magnetius (350), ließ ihn ermorden, und nahm den Purpur. In Illyrien rief das Heer den schwachen Veteranio zum Kaiser aus. Constantius, in solcher Gefahr, erhob seinen Vetter Gallus aus dem Gefängnisse zur Cäsarwürde, übertrug ihm die Verwaltung der Morgenlande, zog gegen die Empörer, und besiegte sie. Der sowohl aus Furchtsamkeit als aus natürlicher Anlage grausame Constantinus rächte die Empörung durch blutige Gerichte (353).

Indessen hatte Gallus zu Antiochien durch Schwelgerei, Uebermuth und Grausamkeit sich eben so verächtlich als verhaßt gemacht. Constantius, wiewohl von gleichem moralischem Unwerth, sah mißbilligend und voll Besorgniß den

frechen Mißbrauch von Gallus Gewalt, ließ den unbesonnenen durch List eingeschläferten Cäsar plötzlich in Verhaft nehmen, nach Pola schleppen, und nach dem Urtheil des Kämmerlings Eusebius, durch Henkershände wie einen gemeinen Missethäter sterben (354).

Auch Gallus Bruder, Julian, den allein noch übrigen Sprößling des Constantinischen Hauses, hatte jener begünstigte Eunuch dem Tode geweiht. Die Fürsprache der edelmüthigen Kaiserin Eusebia rettete ihn, und verschaffte ihm bald die Ernennung zum Cäsar, mit der Verwaltung der transalpinischen Länder.

Die Jugend dieses, seinen Verwandten so unähnlichen, Prinzen war unter beständigem Druck, Kränkung und Gefahr verlebt worden. Selbst Gallus Erhebung gab ihm nur eine unbedeutende Erleichterung, und sein Tod neue Gefahr. Unter den Bedrängnissen seiner Jugend hatte er meist in stiller Betrachtung oder in den Schriften der Weisen Trost gefunden. Nach Gallus Erhöhung genoß er etwas freiern Umgang mit Gelehrten und Philosophen, zu welchen seine Neigung ihn hinzog; und ein erwünschter Aufenthalt in Athen vollendete seine wissenschaftliche Bildung, ohne ihm jedoch zu den Geschäften des Krieges und des Staats die gehörige Vorbereitung zu geben. Sein Genie ersetzte diesen Mangel, und von der Schule weg zum Throne berufen, erschien er in sechsjähriger Verwaltung Galliens als einsichtsvoller, gerechter, väterlicher Regent, und als vortrefflicher Heerführer. Die Teutschen (zumal die Allemannen und Franken), welche mit Macht über den Ober- und Niederrhein gebrochen, 45 gallische Städte zerstört, und bis in's Innerste des Landes geschreckt hatten, wurden durch den jugendlichen Cäsar, den Fremdling in den Anfangsgründen des mechanischen Militärwesens, aber vertraut mit den wichtigsten Tugenden des

Feldherrn, unerschrocken angegriffen, durch Eifer, Wachsamkeit und Beharrlichkeit ermüdet, durch Genie und Tapferkeit überwunden, und fünfmal in's Innere ihrer eigenen Heimath verfolgt.

Der Glanz solcher Thaten, und ihr Preis, der laute Beifallsruf des römischen Volkes, erweckten Neid und Besorgniß in Constantius unedlem Gemüth. Julianus wurde aufgefordert, den Kern seiner Truppen, angeblich zur Rettung des Morgenlandes, abzusenden. Wohl erkannte er die wahre Absicht dieses Befehls, und welches Loos ihm solche Entwaffnung drohe. Auch die Truppen erkannten es, und erhoben deßhalb in Paris, Julianus gewöhnlichem Winteraufenthalt, Aufruhr wider Constantius. Nach der Erhitzung eines Trinkgelages rannten sie mit Fackeln und Schwertern vor den Pallast, mit dem verhängnißvollen Ruf: „Julianus Augustus!“ Vergebens war Weigerung, Bitten, Drohen. Die Wuth der Soldaten schien Julian keine andere Wahl als Thron oder Tod zu lassen. Also schickte er eine Gesandtschaft an Constantius, das Geschehene zu entschuldigen, und um Bestätigung seiner Würde zu bitten, unter Anbietung des billigsten Vergleiches. Constantius, voll Wuth, brach auf von Antiochien nach dem Abendland. Auch Julian, wie keine Hoffnung des Friedens blieb, zog gegen Illyricum. Aber der gelegene Tod seines Gegners befreite ihn von der Nothwendigkeit des Bürgerkrieges (361).

Das Heer, schon längstens der Herrschaft der Eunuchen müde, die Hauptstadt, das ganze Reich unterwarfen sich jetzt Julianus. Dieser vortreffliche Fürst, „der Stolz des römischen Reiches,“ wie ein geistvoller Schriftsteller sich ausdrückt, „aber durch seinen Abfall zum Heidenthum leider! das Scandal der Christenheit,“ hat so wie Constantinus M., jedoch mit gewechselter Rolle, von den Schriftstellern seiner Zeit

leidenschaftliches Lob und leidenschaftlichen Tadel erhalten. Aber die Lobredner Constantins, so wie Julians Feinde, gehörten zur siegenden Partei; ihre Stimme hat jene der andern weit übertönt, ja in den nachfolgenden Jahrhunderten ganz allein erschallt, bis endlich in neuen Zeiten Kritik und Philosophie die Zeugnisse gewogen, nicht länger nach Deklamation, sondern nach bewährten Thaten gerichtet, und den Charaktern ihre erste Gestalt wiedergegeben haben. Nach ihrem Ausspruch erscheint Julian als einer der edelsten und größten Kaiser, in Allem, was nicht auf Religion sich bezieht. Nur hier beging er den schweren Fehler — selbst politisch betrachtet, war es ein solcher — von der bereits siegreichen Fahne des christlichen Glaubens überzutreten zum veralteten Heidenthum, und jenen mit Eifer und Erbitterung — zwar nicht blutig, aber doch hart — zu bekämpfen. Doch liegt in der Jugendgeschichte und allen Verhältnissen Julians der Schlüssel zu jener sonst unbegreiflichen Verkehrtheit. Der Tyrann Constantius, der Eiferer für's Christenthum, hatte Julians Vater, Brüder, Verwandte gewürgt, Ihn selbst zum Kerker verdammt, und war beständig das Schreckbild seiner jugendlichen Phantasie gewesen. Durch eine natürliche Verknüpfung der Gefühle wurde leicht die Lehre selbst, so wie das Haupt ihrer Bekenner, der Gegenstand von Julians Haß; und da er von dem Christenthum nicht die reine Gestalt, sondern meist nur dessen Verderbniß sah, so gewöhnte er sich, jene Religion als die Quelle alles Unheils und des moralischen, so wie des politischen Verfalls zu betrachten. Dagegen waren die einzigen Freunde seiner reiferen Jugend, die geheimen Vertrauten seiner Gefühle wie seiner Sorgen, und in deren Mittheilung er sich von dem drückenden Zwang seiner Erziehung erholte — heidnische Philosophen und Priester gewesen. Diese — zumal in Athen, wo Julian den Studien

oblag — und in Verbindung mit den todten Lehrern, welche immerdar seine Freunde gewesen — fachten den Funken zur Flamme an, und erhöhten das aufgeregte Gefühl bis zur Schwärmerei, durch jene wohlberechneten Ceremonien der mysteriösen Einweihung, deren begeisternde Macht selbst ein Marc-Aurel empfunden. Auf solche Weise wurde die Vorliebe für das Heidenthum die herrschende Leidenschaft seiner Seele, gewann durch den Zwang der Verstellung, welche die Umstände geboten, noch größere Stärke, und als sie endlich hervortrat, so erhöhten die unklugen Reizungen, der allzuheftige Widerstand der Christen, sie zur verzehrenden Flamme.

Abgesehen von dieser unglücklichen Verirrung, mag Julian als Muster eines aufgeklärten und tugendhaften Fürsten und Menschen gelten. Allenthalben erkannte man in ihm den Zögling der Weisheit, welche allein der Trost seiner bedrängten Jugend gewesen, den Verehrer der Freiheit und des Rechtes, als welcher so lange unter dem Druck willkürlicher Gewalt geseufzet, den Freund aller Menschen, nachsichtig, bescheiden, gefühlvoll, liebend und liebenswürdig. Aber nicht lange gönnte das Schicksal dem römischen Reich diesen trefflichen Regenten. In dem Krieg gegen die Perser, nachdem er eines Feldherrn aus der schönsten Römerzeit würdig gestritten, nach anfangs glücklichem Erfolg, wurde er in den verhängnißvollen Ländern jenseits des Tigris zum Rückzug gezwungen, blieb in Noth und Gefahr immer sich selber gleich, empfing in der Schlacht eine tödtliche Wunde, und starb als Held und Weiser *).

---

*) 363. Nur 20 Monate währte seine Regierung, und er war erst 32 Jahre alt.

Geschichte bis Theodosius M. Anfang der Völkerwanderung.

Das Heer, welches eines Anführers bedurfte, ernannte jetzt den Obersten der Haustruppen, Jovianus, auf übereilte Weise zum Kaiser, einen schwachen, dem Vergnügen ergebenen, aber gutmüthigen Mann und eifrigen Christ. Um sich den Thron zu sichern, empfing er bereitwillig von Sapor das Gesetz des Friedens. Die fünf Provinzen jenseits des Tigris, welche Galerius gewonnen, die Festung Nisibis, welche dreimal der Persischen Macht getrotzt, nebst den wichtigen Plätzen Singara und Castra Maurorum, wurden abgetreten, und dann unter fortwährender Mühseligkeit und Hunger der klägliche Rückzug geendet. Doch noch vor seiner Ankunft in Constantinopel starb Jovian eines unversehenen Todes.

Die Armee ernannte jetzt den tapfern Valentinian I., einen Obersten der Garde, zum Kaiser (364). Er nahm gleich darauf seinen Bruder Valens zum Reichsgehilfen und Augustus an, überließ ihm den Orient und behielt für sich die drei übrigen Präfekturen.

Mit Mühe, und unter wechselnden Schicksalen, hielt Valentinian die Teutschen, insbesondere die Allemannen, zurück, schändete aber seinen Kriegsruhm durch Verrath und Grausamkeit. Er starb an den Folgen des Jachzorns (376). Seine Söhne Gratian und Valentinian II. folgten ihm.

Indessen hatte der elende Valens den Orient tyrannisirt, gegen die Perser mit Verlust, gegen die Gothen aber glücklich gestritten, und die ersten Schrecken der Völkerwanderung erblickt.

Denn um diese Zeit stürzten die Hiong-nu (Hunnen), welche durch Asiatische Revolutionen weit her von den Mun-

galischen Steppen bis an den Tanais und die Mäotische See getrieben worden, unwiderstehlich über Europa, und eröffneten durch ihren gewaltigen Stoß auf die Völker, welche vom Tanais bis zur Donau hausten, die lange Reihe umwälzender Züge und blutiger Zertrümmerung. Die damals weitherrschenden Gothen vermochten nicht den Hunnen zu stehen, und baten Valens, sie in sein Reich aufzunehmen als Unterthanen und Kriegsknechte (376). Valens erlaubte ihnen, über die Donau zu gehen, verlangte jedoch Geiseln und die Auslieferung der Waffen. Die römischen Befehlshaber, durch Geiz geblendet, ließen ihnen die Waffen gegen Bezahlung, und erlaubten sich gleichwohl gegen das nun furchtbare Volk die schamloseste Erpressung. Da empörten sich die Gothen, und ergoßen sich wie ein verheerender Strom über Thrazien und die angrenzenden Länder. Valens raffte ein Heer zusammen, und wagte, in den Gefilden von Hadrianopel, die Schlacht (378). Sie war blutig und von schrecklicher Entscheidung. Valens sah den Untergang seines Heeres und wurde getödtet. Schreckliche Verwüstung und von beiden Seiten unmenschliche Grausamkeit bezeichnen den folgenden Krieg. Bis gegen Constantinopel drang der wüthende Feind; aber sein ungelehrter Muth prallte ab von der Festigkeit der Mauern. Das flache Land erfuhr eine schonungslose Mißhandlung.

Theodosius der Grosse.

Endlich wurde Rettung durch Thedosius gebracht, einen früher durch die Ungunst des Hofes Verbannten, welchen jetzt in der Stunde der Noth der 19jährige Gratian, eingedenk seiner Talente, und seiner Tugend vertrauend, zum Mitkaiser und Augustus ernannte, und ihm mit dem Orient die Führung des Gothischen Kriegs (379) übertrug.

Theodosius entsprach der Erwartung, besiegte die Gothen durch behutsame Kriegsführung, beförderte ihre Uneinigkeit, rieb einen Theil durch den andern auf, und gab dem Ueberrest nach einem 4jährigen Krieg einen billigen Frieden (382). Der größte Theil der Nation erhielt Wohnsitze im römischen Gebiet, wo sie zwar als Unterthanen des Kaisers, aber doch nach eigener Sitte leben sollten; und aus ihrer Mitte wurde ein Heer von 40,000 Mann unter dem Namen Foederati zum beständigen Dienst des morgenländischen Reiches gebildet, welches durch besondere Begünstigungen ausgezeichnet, durch Verbindung der römischen Kriegskunst mit barbarischer Tapferkeit furchtbar, aber bald den Freunden so gefährlich als den Feinden war.

Auch die innere Verwaltung des Theodosius war kraftvoll und weise; doch den Beinamen des „Großen" hat ihm nicht solches Verdienst verschafft, sondern sein religiöser Eifer, wodurch er vollendete, was Constantinus begonnen, und sowohl den Triumph der Christen über die Heiden, als jenen der Orthodoxen über die Ketzer vollständig machte. Schon war das Heidenthum fast ganz von dem Hof, von den Schulen und Magistraturen und aus dem Lager gewichen; es hatte sich — Rom fast allein ausgenommen — in die Einsamkeit des Landes zurückgezogen, wo es sichtbar dahinwelkte. Aber Theodosius hielt für seine Pflicht, den unvermeidlichen Untergang einer abgelebten Religion durch strenge Gesetze zu beschleunigen. Der Senat mußte durch ein eigenes Dekret den Dienst der von ihm verehrten Götter verdammen. Die Priesterkollegien wurden abgeschafft, die Tempelschätze für den Fiskus eingezogen, die Götzenbilder meist vertilgt. Strenge kaiserliche Gesetze untersagten alle Opfer und heidnische Gebräuche; und wenn bei Vollstreckung derselben nur wenig Blut floß, so war solches keineswegs

die Folge der Mäßigung von Seiten der Herrscher, sondern der bereitwilligen Folgsamkeit der muthlosen Heiden. Selbst die leeren Tempelmauern entgingen der heiligen Wuth nicht. In allen Provinzen des Reichs wurden die Meisterwerke der edelsten Baukunst, die herrlichsten Zierden der Städte durch Schaaren von Fanatikern zerstört, und nicht selten die verzweiflungsvollen Vertheidiger der Tempel unter ihren rauchenden Trümmern begraben. Jetzt trieb der Schrecken die meisten Heiden in die christlichen Kirchen, und wenn sie gleich in Geheim die alte Abneigung bewahrten, so wuchs doch in ihren Kindern ein Geschlecht von aufrichtigen Christen heran. In einem Menschenalter nach Theodosius M. Tod, war im ganzen Umfang des Reiches auch die letzte Spur des Heidenthums verschwunden.

Einen gleichen Eifer, wie gegen das Heidenthum, bewies Theodosius gegen die Arianische Lehre, die seit mehreren Geschlechtern den Staat und die Kirche zerrüttete, aber auch nach ihm (wie die Geschichte des folgenden Zeitraums zeigen wird) zu zerrütten nicht aufhörte. Hierzu kam noch die erbaulichste Andacht und eine kindliche Ergebenheit gegen die Vorsteher der Kirche, welche er als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrte. Daher wurden die Tugenden des großen Theodosius mit aller Kraft der Beredsamkeit, so gut jene Zeit sie geben konnte, gepriesen, und selbst seine Fehler zu Tugenden gestempelt, wenigstens mit einem verhüllenden Schleier bedeckt. Indessen wird auch der profane Geschichtschreiber das Andenken eines Fürsten ehren, welcher mit ächten Herrschergaben viele Privattugenden verband, mäßig, sittsam, ein Freund der häuslichen Freuden, dankbar, gerecht, leutselig, durch das Glück unverderbt, und, soviel seine Erziehung und Verhältnisse erlaubten, selbst den Wissenschaften vertraut war. Intoleranz in religiösen Dingen, gefährliche

Unterwerfung unter den Willen der Geistlichkeit, Mißbrauch der bürgerlichen Macht zum Behuf kirchlicher Tyrannei, waren die allgemeinen Fehler seiner Zeit, worüber sich zu erheben, des großen Mannes freilich würdig ist, aber Ihm nicht gegeben war.

Eben so fromm und gutmüthig, aber minder kraftvoll und weise als Theodosius, war der junge Gratian. Durch unklug geäußerte Geringschätzung der Soldaten stürzte es sich in's Verderben. Maximus, ein tapferer, ehrsüchtiger Krieger, wurde von den Truppen in Britannien zum Kaiser ausgerufen, fiel in Gallien ein, und tödtete Gratian, den seine eigenen Leute treulos verließen (383).

Theodosius erkannte den starken Rebellen als Kaiser der transalpinischen Länder; doch sollten Italien, Afrika und Westillyrien Gratians Bruder, Valentinian II., bleiben. Aber die unerfahrene Jugend des Letztern war der Verwaltung eines Reiches nicht gewachsen, und sein Eifer für die Arianische Lehre machte ihn bei dem Volke verhaßt. Der wachsame und arglistige Maximus benutzte diese Umstände, überfiel den sorglosen Valentinian in Mailand, und wurde durch die eilige Flucht desselben ohne Schwertschlag Herr seiner Länder.

Jetzt ergriff Theodosius die Waffen, und war siegreich. Maximus wurde in Pannonien entscheidend geschlagen, in Aquileja von den Verfolgern ereilt und hingerichtet (388). Der Sieger, nachdem er die Ruhe der Provinzen durch weise Verordnungen gesichert, gab auf großmüthige Weise alle Länder des Maximus an Valentinian, zu dessen Schutz er das Schwert erhoben.

Aber Arbogast, ein Franke von Geburt, welcher in Roms Diensten sich zur Befehlshaberstelle über die Gallischen Heere geschwungen, tödtete den schwachen Prinzen, und

setzte — da die Römer eines Barbaren Herrschaft würden verschmäht haben — einen Geheimschreiber Eugenius auf den Thron, um in dessen Namen zu regieren (392).

Pflicht, Ehre und Politik riefen Theodosius von neuem zum Kampf. In der entscheidenden Schlacht schien der Himmel selbst durch Sturm und Ungewitter für den frommen Theodosius zu streiten. Nach der Niederlage und Zerstäubung ihres Heeres starben Eugenius und Arbogast, jener verzagt unter den Streichen der erzürnten Sieger, dieser männlich und durch seine eigene Faust (394).

So wurde die römische Welt vereinigt unter Theodosius Scepter, und zwar zum letztenmale. Auch freute sie sich nur einige Monate solchen Glückes. Theodosius, kaum 50 Jahre alt, wurde bald nach seinem Sieg durch eine Krankheit weggerafft, welche die Folge des mühevollen Feldzuges gewesen (395). Seinen Willen gemäß theilten seine Söhne Arcadius und Honorius das Reich. Jener erhielt das Morgenland, dieser das Abendland. Beide wurden nie mehr vereinigt.

Abendländisches Reich. Honorius bis Augustulus.

Nach Theodosius M. Tod brach der volle Strom der Völkerwanderung herein. Die alte Geschichte schließt sich hier; die mittlere beginnt, doch mögen wir noch als einen Anhang die kurze Erzählung vom Untergang des abendländischen Reiches geben.

Dasselbe erfuhr schon unter Honorius die härtesten Schläge. Dieser über alle Beschreibung erbärmliche Prinz, welchem der Vater den tapfern aber ränkevollen Vandalen, Stilicho, zum Vormund gesetzt, regierte oder schlief vielmehr zu Ravenna 28 Jahre, während welcher Zeit anfangs die gegenseitige Feindschaft Stilicho's und Rufinus (dieser Letzte war Arcadius Vormund) das Reich zerrüttete,

und dann durch die Züge der Barbaren dessen Zerstückung begann. Wir erzählen diese Züge in der Geschichte des Mittelalters.

Um das Herz des Reiches zu vertheidigen, rief Stilicho die Legionen von den transalpinischen Standquartieren zurück, und von allen Seiten stürzten die Barbaren über die entblößte Grenze, während in Britannien, Gallien und Afrika Gegenkaiser aufstanden. Als nun Stilicho, welcher früher die Gothen zurückgetrieben, von dem argwöhnischen Honorius hingerichtet worden, vermochte Keiner mehr Roms sinkende Majestät zu schützen. Alarich erschien dreimal vor Rom, und eroberte es endlich mit Sturm (410). Im eilfhundert und drei und sechzigsten Jahr nach ihrer Erbauung litt diese herrische Stadt die Wiedervergeltung für das Unheil, welches sie über die Welt gebracht. Das Schwert der Gothen wüthete unter der wehrlosen Volksmenge; öffentliche und Privatreichthümer und die Schätze der Kunst gingen durch Plünderung oder Zertrümmerung unter; ein verworfener Pöbel und rachlustige Sclaven benutzten die Verwirrung zu tausendfältigem Frevel.

Alarich starb, und Adolph, sein Schwager, führte die Gothen nach Gallien. Hier in Südgallien, und bald auch in Hispanien, bildete sich das große Westgothische Reich. Nördlich an ihnen setzten sich — jedoch etwas später — die Franken fest. In einigen Winkeln der Länder erhielten sich noch durch mehrere Geschlechtsalter die Trümmer oder der Name der römischen Herrschaft. Afrika ging gleich unter der folgenden Regierung verloren.

Denn als nach Honorius Tod (423) der morgenländische Kaiser Theodosius II., welcher gegründeten Anspruch auf die Erbschaft hatte, gleichwohl Honorius unmündigen Neffen Valentinian III., unter der Vormundschaft seiner

Mutter Placidia, zum Kaiser des Abendlandes ernannt hatte; so beschleunigte Valentinian durch Laster und Trägheit das Verderben des Reiches. Bonifacius, Comes von Afrika, wurde durch schändliche Hinterlist seines Rivalen, des Feldherrn Aetius, welcher den Hof von Ravenna beherrschte, zu dem unglücklichen Schritte vermocht, die Vandalen aus Spanien zu seinem Schutze nach Afrika zu rufen. Sie kamen unter dem trotzigen Genserich, aber nicht als Freunde, sondern als Eroberer, denen Bonifacius, nach entdecktem Betrug des Aetius, sich vergebens mit dem Muth der Verzweiflung entgegenstellte (429). Er sah den schrecklichen Ruin, den unwiederbringlichen Verlust des schönen Landes, führte die Trümmer des Heeres nach Italien zurück, fand jedoch Gnade bei Placidia, und wurde von Aetius im Zweikampf getödtet. Damals überschwemmte der Hunnen-König, Attila, die Länder vom schwarzen Meer bis zur Marne. Blut und Verwüstung bezeichneten seine Bahn. Es war geschehen um das Abendland, wenn nicht Aetius, mit der verbundenen Kriegsmacht der Römer und Teutschen, den glorreichen Sieg in den Catalaunischen Feldern erfochten hätte (451). Attila's Einfall in Italien im folgenden Jahr war ein vorübergehendes Gewitter. Zum Lohn jener Großthat wurde Aetius von Valentinian eigenhändig ermordet (454). Bald darauf fiel Valentinian durch das Racheschwert des Senators Petronius Maximus, dessen Weib dieser geschändet (455).

Der Mörder bestieg den Thron, und das Ehebett Valentinians; aber Eudoxia rächte ihren Gemahl. Sie rief den Vandalenkönig Genserich aus Afrika herüber. Derselbe kam, plünderte, mißhandelte Rom viel grausamer, als früher Alarich gethan, und schleppte unsägliche Beute von dannen.

Maximus ward auf der Flucht von seinen eigenen Leuten erschlagen.

Nach ihm usurpirte der General Avitus ein Jahr lang den Purpur, und verlor ihn (456) durch die Empörung des Feldherrn Ricimer, eines Mannes von großen Gaben, aber barbarischer (Suevischer) Abkunft, welcher von jetzt an 16 Jahre lang das römische Reich beherrschte, wiewohl er nach einander den Kaiser-Titel an Julius Majorianus, Libius, Severus, Anthemius und Olybrius gab. Keiner von diesen, selbst der vortreffliche Majorianus nicht, durfte es wagen, selbstständig zu regieren. Der Zorn des Feldherrn war das Signal ihres Todes.

Olybrius überlebte Ricimern um ein Jahr, und hatte Glycerius zum Nachfolger (473). Derselbe wurde abgesetzt von Julius Nepos, und dieser von dem Feldherrn Orestes, welcher seinen eigenen Sohn Romulus (Momyllus) Augustulus zum Kaiser erklärte (475). Aber die eigentliche Macht war bei dem Heer der Bundesgenossen, einem vermischten barbarischen Haufen von Herulern, Scyrren, Turcilingern, Rugiern und Alanen, welche nach Attila's Tod in römische Dienste getreten, und durch das Gefühl ihrer Stärke aufgemuntert, begierig waren, das Beispiel ihrer transalpinischen Brüder durch Besitznahme des Landes nachzuahmen. Sie forderten von Orestes das Drittheil der Ländereien Italiens, und griffen zu den Waffen, als er solches verweigerte. Der kühne Odoaker, ein Abenteurer, ungewisser Abkunft, aber von großen Talenten, wurde ihr Anführer, schlug und tödtete Orestes, und bemächtigte sich, jedoch ohne den Kaisertitel, der Herrschaft Italiens (476). Augustulus, durch seine Jugend und Unschädlichkeit, fand Gnade bei dem großmüthigen Sieger, und erhielt eine Pension. Der letzte Nachfolger

des großen Cäsar starb vergessen im Privatstand. Das abendländische Kaiserthum erlosch.

Geschichte der Teutschen.

Aelteste Geschichte.

Ueber den Ursprung und die ersten Schicksale der Teutschen, über ihren und ihres Landes Zustand zur Zeit ihres Auftretens in der Geschichte und durch den ganzen vorliegenden Zeitraum, sind, außer einigen schwankenden Sagen und verwirrten Monumenten, keine einheimischen Quellen übrig. Selbst jene Denkmale — als Spuren von Verschanzungen, Mauerwerk rc. — rühren mehr von Römern als von Teutschen her, und ohne die römischen und griechischen Schriftsteller würde ein undurchdringliches Dunkel auf der Urgeschichte unseres Volkes ruh'n.

Jenseits (in Ansehung Roms) der Donau und des Rheins in weite Fernen, welche die mangelhafte Erdkunde jener Zeit in Norden durch das Eismeer, in Osten durch die Heimath der Sarmaten auf zweifelhafte Weise begrenzte, dehnte sich das große, freie germanische Land. Nach solcher Bestimmung waren die Scanzischen (Scandinavischen) Inseln — denn für Inseln hielt man auch Schweden und Norwegen — und nach Osten das Land bis jenseits der Weichsel und an die Karpathen, unter Teutschland begriffen. Ja noch weiter, über Dacien weg, durch das Scythenland bis an den Don, hat man in größern oder kleinern Massen den germanischen Volksstamm gefunden. Doch dürfte, was von teutscher Raçe südlich am Krapack und längs der untern Donau erscheint, von späterer Einwanderung her-

rühren. Sarmatische (Slavische) Stämme treffen wir, so wie das Dunkel von den nordöstlichen Gegenden weicht, schon diesseits der Weichsel an, und der nördliche Theil der großen Scandinavischen Halbinsel ist ein altes Erbe des Finnischen Stammes.

Vergebens forschten wir nach dem Ursprung, nach den ältesten Sitzen des so weit verbreiteten germanischen Volkes. Aus der Erde ging der Gott „Teut" hervor, und zeugte „Mann," den Stammvater der Teutschen; so erzählt die bildliche Sage. Eingeborene ihrer Heimath waren die Germanier, eine selbstständige, unvermischte Menschenraçe, so weit die Erinnerungen der Geschlechter reichen. Trotz ihrer Zerstreuung, und vor Entstehung irgend eines politischen Landes, stellen sie sich dem Beobachter als eine Nation dar, durch eine merkwürdige Uebereinstimmung charakteristischer Züge — nicht nur in Sitten und Lebensweise, als welche durch ähnliches Klima und ähnlichen Kulturstand mochten bestimmt werden — sondern in den genetischen Charakteren der Körpergestalt und der Sprache; durch die Natur — leider nicht durch Eintracht; — ein Brudergeschlecht *).

Wir reden hier blos vom eigentlichen Teutschland, diesseits Scandinaviens und der Weichsel, und werfen nur einen allgemeinen Blick auf das bunte Gemisch vereinzelter Horden, welche allda sich herumtreiben, und meistens erst später, da sie unter einander in bleibende Verbindungen traten, die Gestalt von Völkern annehmen. Tacitus theilt

*) Von der Benennung Germanen — welche die Römer von den Teutschen brauchen — gibt es verschiedene Ableitungen. Wahrscheinlich ist sie eines mit Wehrmannen oder Waffenmänner, einem Ehrennamen, mit welchem die Teutschen groß thaten. Der Name Tuisken, Tuiskonen und Teutonen, ist von historischen und mythischen Personen abgeleitet.

die Germanier in Ingävonen, Istävonen und Hermionen. Die Ersten wohnten in Nordwesten, die Zweiten längs des Rheins, die Letzten im innern Teutschland. Aber Plinius führt noch die Bastarner in Südosten, und die Vindiler in Nordosten als Hauptnationen auf.

Zu welcher von diesen Völkerklassen alle einzelne Stämme gehört haben, darüber herrscht bei den Gelehrten mannigfaltiger Streit. Aber so viel ist erkennbar, daß nicht nur zwischen den Stämmen, sondern auch zwischen den Hauptnationen (wenn es erlaubt ist, eine Menge nicht politisch, sondern nur geographisch verbundener Stämme eine Nation zu nennen,) eine beständige Eifersucht und Zwietracht herrschte, welche sich, insbesondere zwischen den Völkern Nord- und Südteutschlands, schon frühe gegenseitig blicken ließ, und eine Hauptursache fast alles über Germanien gekommenen Unheils wurde.

Unter den einzelnen teutschen Völkerschaften *) bemerken wir:

Die Nördlichen Friesen (die Nachbarn der Bataver), die wilden Bructerer (an der Ems), östlich an ihnen die dürftigen aber freiheitliebenden Chaucen, die mächtigen Sikambrer (um die Lippe und Sieg), die tapfern Catten (Hessen) und Herrmannsvolk die Cherusker (im Braunschweigischen) werden oft genannt. Aber über alle berühmt

*) Die auf das linke Rheinufer übergegangenen Teutschen gehören nicht mehr zum freien Teutschland, und sind in dem Strom der gallischen und römischen Geschichte begriffen. Doch wollen wir aus ihnen die Tribocсer im Elsaß, die Vangionen um Mainz, die Trevirer im Trierischen weiter unten die Tungrer (im Lüttichischen), die wichtigen Bataver, und die tapfern Nervier (bei Cambray) nennen. Die Ubier (bei Cölln) kamen erst später herüber.

wurde der Name der Sueven. Die meisten Völker zwischen der Elbe und der Weichsel, und weit nach Süden hinab, gehörten zum Suevischen Bund. Die Semnonen (in der Lausiz und Brandenburg) wurden darunter als die edelsten geachtet. Die Longobarden (die westlichen Nachbarn der Semnonen), die Angeln, die Fosi, die sich nachmals unter den Sachsen verloren, (bis gegen die Weser hausend), die Völker der Cimbrischen Halbinsel, die Rugier (in Pommern), neben ihnen die Heruler, selbst die Vandalen (eine Menge verbundener Stämme an der Ostsee), die Burgunder (in Westpreußen), und viele andere werden für Sueven gehalten. Lange, geflochtene Haarzöpfe, mehr aber ein glänzender Kriegsruhm, zeichnete die Sueven aus. Später blieb der Name der Sueven vorzugsweise den in's südliche Teutschland vom Lech bis zum Rhein (Schwaben) eingewanderten Stämmen. Die Allemanen, welche vom dritten Jahrhundert an vorkommen, waren meistentheils Sueven. Noch merken wir die Hermenduren (zwischen der Saale und Elbe), die Markomannen (das suevische Grenzvolk, anfangs am Rhein, dann in Böhmen) und die Guaden (in Mähren und Oestreich) an. Der mächtigen Gothen, welche aus dem südlichen Schweden sollen gekommen seyn, dann des großen Bundes der Franken am Rhein, und anderer später auftretender Völker oder Völker-Vereine werden wir zu gehöriger Zeit gedenken.

Von der Cimbrischen und Teutonischen Wanderung (113 v. Chr.), der ältesten bestimmten Erscheinung der Teutschen bis auf Cäsars Zeiten, hatten die Römer mit jenen nur geringen Verkehr.

Aber Cäsar gerieth mit Ariovist, einem Suevischen Heerführer, in Krieg. Derselbe hatte sich in gallischen Ländern durch List und Waffen mächtig gemacht. Cäsar schlug

Ariovist, trieb ihn über den Rhein, und that zwei Einfälle über diesen Strom in das eigentliche Teutschland, doch ohne Erfolg.

Durch die Eroberung Galliens erhielt Rom auf einer weiten Grenze die Teutschen zu Nachbarn. Die cis-rhenanischen Stämme lernten gehorchen; aber jenseits in wilderer Natur hausten trotzigere Menschen. Und der große Strom mochte nicht die Herrschbegier der Römer und nicht die Raublust der Teutschen hemmen. Von jetzt an war fast unabgebrochener Krieg.

Durch Eroberung Vendeliciens und Noricums, unter Augustus, stießen die Römer auch an der Donau mit den Teutschen zusammen. Doch waren die nördlichen Donauufer dünne bevölkert; nur vom Rhein drohte Gefahr. Ein stehendes Heer, Festungen und Linien schienen nöthig zur Deckung Galliens.

Aber August's heldenmüthiger Stiefsohn, Drusus, gedachte durch Eroberung Teutschlands des Kriegs Quelle zu zerstören. Mit großer Macht und mit Benützung aller Hilfsmittel römischer Kriegskunst und Politik, unterstützt von Teutschen selbst gegen Teutsche, that Drusus vier Feldzüge in Germanien. Er drang bis an die Elbe, doch ohne bleibenden Erfolg, und starb auf zweifelhafte Weise (3975). Viele Städte auf beiden Rheinseiten erwuchsen aus den Lagerplätzen und Castellen des Drusus.

Tiberius, sein Bruder, verstärkte die Wirkung der Waffen durch Unterhandlung und Arglist. Viele Stämme unterwarfen oder verbanden sich mit ihm.

Aber Marbod, Heerführer der Markomannen, war nach Böhmen gezogen, woraus er die Bojer vertrieb. Seine wachsende Macht drohte Rom. Da zog Tiber von Pannonien aus mit 12 Legionen gegen ihn, und schloß

wieder Friede, weil in den Donauländer ein gefährlicher Aufstand brannte.

Herrmann, der Cherusker-Fürst.

Zwischen dem Rhein und der Weser führte jetzt den Oberbefehl Quinctilius Varus. Die Teutschen schienen gedemüthigt durch die Waffen; jetzt sollten sie auch bürgerlichen Gehorsam und Römersitten lernen, auf daß der Römer Herrschaft sich befestige. Mit Staunen und Unwillen sahen die Teutschen die Ruthen, die Beile — Merkmale verworfener Knechtschaft nach ihren Begriffen — sahen die Formen der gekünstelten Rechtspflege, die Macht der Chikane, fühlten die Schmach des aufgedrungenen fremden Gesetzes, und den ungewohnten Druck willkürlicher Steuern.

Da fachte der Cherusker-Fürst Arminius (Herrmann, vielleicht Heermann, Herzog) den geheimen Brand zur Flamme an, und führte seine, in der Stille gesammelten Streitschaaren gegen den überlisteten Feind. In trügliche Sicherheit eingewiegt, künstlich gelockt in weglose, wildverwachsene Wälder, vernahm Varus plötzlich und auf allen Seiten schreckliches Schlachtgeschrei. Nach mehrtägigem blutigem Kampfe im Teutoburgischen Forste, durch Mühe, Hunger und Wunden erschöpft, fiel, nachdem Varus und mehrere der Vornehmsten sich selbst getödtet, der Ueberrest der Römer in dumpfer Betäubung unter den Streichen eines erbarmungslosen Feindes. Viele wurden den Göttern geschlachtet, einige als Knechte verkauft, eigener und geraubter Reichthum fiel den Siegern heim. Das große Heer war zernichtet, Teutschlands Freiheit erkämpft *).

*) J. Chr. 9. Kein Monument bezeichnet die Stelle der unsterblichen Schlacht. Unsere Gelehrten suchen sie in verschiedenen Provinzen Westphalens.

Rom fürchtete noch größeres Unheil und that Gelübde, wie in Zeiten dringender Gefahr. Aber die Teutschen verfolgten ihren Sieg nicht. Einheimischer Hader unter den Teutschen, besonders zwischen Herrmann und Segest, dessen Tochter jener entführt hatte, lähmte ihre Kraft gegen den äußern Feind.

Nachdem Tiber den Thron bestiegen, führte sein Neffe, Drusus edler Sohn, Germanicus, den teutschen Krieg mit gleichem Ruhm wie sein Vater, und doch im Ganzen ohne Erfolg. Im offenen Feld standen die Teutschen ihm nicht. Viermal drang er tief in Germanien; die Natur des Landes und die darnach wohl berechnete Kriegsmanier der Teutschen zwangen ihn immer wieder zum Rückzug. Doch schlug Germanicus die Catten, die Marsen, und den edlen Herrmann, fing dessen Gattin, die hochherzige Thusnelde, und führte sie zu Rom im Triumph auf.

Allmälig verlor Rom die Hoffnung zur Bezwingung Teutschlands. Es schien genug, die eigenen Grenzen zu decken; und man hätte auch dieses nicht vermocht, wäre nicht die Zwietracht der Teutschen gewesen. Marbod, mit der verbundenen Macht der Guaden, Hermanduren, Semnonen, Longobarden u. A. kriegte gegen Herrmann, welchem die Cherusker und viele Völker Nordteutschlands folgten. Zwar siegte Herrmann, aber häuslicher Verrath tödtete ihn. Mit ihm erlosch der Ruhm der Cherusker. Auch das Markomannische Reich verlor nach Marbod's Sturz seine Kräfte, und wurde durch innern Krieg, so wie durch römische Ränke zerrüttet.

Dafür erhoben sich andere Völker, zumal gegen den Rhein und drängten die Römer. Kaiser Claudius zog seine Truppen auf das linke Rheinufer zurück, und die

Teutschen schöpften neuen Muth aus diesem Eingeständniß der Schwäche.

Batavischer und Markomannischer Krieg.

Bald nachher, als während der Bürgerkriege, nach Nero's Tod, Cl. Civilis, Anführer der Bataver, Aufruhr gegen Roms drückende Herrschaft erhob (69), und sein anfängliches Glück viele gallische Völker zu gleichem Abfall brachte, benützten die Teutschen solche Gelegenheit des Ruhmes und der Beute. Vespasianus Legat, der vortreffliche Petilius Cerealis, hemmte das Glück der Bataver und ihrer Bundesgenossen: doch erlitt auch Er große Unfälle, und schloß endlich Friede, wie es scheint, auf billige Bedingungen.

Seit dieser Zeit vermehrten sich die Angriffe der Teutschen aufs römische Gebiet. Immer wachsam und voll Haß gegen Rom, waren sie meistens mit dessen Feinden verbunden. So standen sie dem Dacischen Decebalus bei, schlugen Domitian (85), und erpreßten sich Jahrgelder. Kräftige Kaiser, wie Trajan, hielten sie in Schranken. Derselbe drang sogar wieder über den Rhein, aber schon zu seiner Zeit bemerken die römischen Schriftsteller, daß das Heil des Reiches nur auf der innern Zwietracht der Barbaren ruhe.

Dagegen erkannten diese Barbaren jetzt den Vortheil größerer Vereine, und die erste Probe davon war der Markomannische Krieg (166). Alle Völker vom Oberrhein bis nach Illyrien standen in Waffen bei diesem schrecklichen Krieg. Auch Sarmatische Nationen nahmen Theil daran, und es war die ganze Standhaftigkeit des heldenmüthigen Marc-Aurel nöthig, um nach langem und zweifelhaftem Kampf endlich, und zwar mehr durch Unterhandlung als durch Waffen, das Ungewitter zu beschwören. Jenseits

der Donau behielten die Römer einige Plätze. Unrühmlicher endete Commodus den wieder ausgebrochenen Kampf. Er wich hinter die Donau zurück, und kaufte den Frieden.

Teutsche Hauptvölker.

Von Caracalla bis zum Untergang des Reiches war fast unaufhörlicher Krieg zwischen Rom und den Teutschen. Die Schauplätze, die Schicksale wechselten; Waffenstillstände, einzelne Verträge wurden geschlossen: aber allgemeiner Friede war fast nie. Teutschland war einem wilden, überall austretenden Strome gleich. Welche Dämme man gegen ihn aufführe, er reißt sie nieder, und wird er an einer Stelle gehemmt, so wirft er sich furchtbarer auf die andere.

Aber neue Völker treten jetzt allmälig auf, an die Stelle derjenigen, die in den ersten Zeiten erschienen: theils wirklich neue, d. h. solche, welche rückwärts in Norden und Nordosten gewohnt hatten, und jetzt an die südlichen Grenzen rückten, theils im Grund die alten Stämme, nur unter neuen Namen in größere Bündnisse vereint. Unter diesen treten die Allemanen und Franken voran, unter jenen die Gothen, mit den Gepiden, die Heruler, Vandalen, Burgunder und Sachsen. Es wäre eine undankbare Mühe, alle Einfälle dieser Barbaren in die römischen Länder und das unaufhörliche Schlachtgetümmel ordentlich verzeichnen zu wollen. Wir haben in der Geschichte der Kaiser gesehen, welche aus ihnen vorzüglich glücklich, oder vorzüglich unglücklich gegen die Teutschen gestritten; an die Folge ihrer Namen reiht sich auch von selbst die chronologische Ordnung der teutschen Kriege. Von der Zeit aber da aus Raubzügen Eroberungsplane werden, und die Trümmer des dahin stürzenden Reiches in den bleibenden Besitz der Barbaren kommen, fängt die besondere Geschichte

dieser Völker an, welche wir dem Gemälde des Mittelalters vorbehalten.

Verfassung der Teutschen.

Die Teutschen dieses Zeitraums hatten, so wie die reinste Theorie es verlangt, wirklich nicht mehr von ihrer natürlichen Freiheit und Gleichheit aufgeopfert, als unumgänglich zur Erreichung des geselligen Zweckes nach ihrem damaligen Kulturstand nöthig war. Jedes Familienhaupt, jeder in der Versammlung der Gemeinde mit Schild und Speer begabte Jüngling (Mann, Wehr) war über seine Person, seine Familienglieder und sein Besitzthum unumschränkter, selbstständiger Herr und Gebieter. Aber zwischen den Mannen eines jenen Bezirks (Markgenossenschaft, Gau) bestand eine Vereinigung zur gemeinschaftlichen Nutzung, und zur Vertheidigung desselben. Das Eigenthum auf Grund und Boden war der Gemeinde, nicht der Einzelnen (wenigstens bei den Sueven, anders bei den Sachsen). Diese erhielten jährlich, nach Verhältniß ihrer Familienzahl, ein gewisses Maaß von Ländereien angewiesen. Die Hauptnutzung war Viehzucht, nicht Ackerbau; Privateigenthum nur über bewegliche Sachen (Vieh, Waffen, einfaches Geräthe, etwa auch fahrbare Hütten) *) vorhanden. Die Vertheidigung solchen Privateigenthums, so auch die Rache für Privatbeleidung, blieb den Einzelnen oder ihren Verwandten überlassen; vor die Gemeinde kamen nur allgemeine Sachen.

So wie die Familienhäupter gegen die Markgenossenschaft, also verhielten sich die Markgenossenschaften

*) Auch die festeren Hütten waren aus schlechten Materialien in der dürftigsten Gestalt errichtet, und wurden nach Laune und Zufall vereinzelt oder in regelloser Zerstreuung aufgeschlagen.

eines ganzen Landes zur Nation. Jede war für sich frei und selbstständig und unumschränkt, aber mit den übrigen zur Gemeinschaft der höhern Nationalanliegen, vorzüglich der Vertheidigung, verbunden. Hieraus entstanden die Mannien und die Heermannie, d. h. der Kriegsverein der Nation.

Aber was war es, das bei aller Freiheit der Glieder, bei der vollen Selbstständigkeit der Einzelnen wie der Gemeinden, die Markgenossenschaften und die Nationen zusammenhielt, daß sie wahre Gemeinwesen blieben, und nicht in wilde Anarchie sich auflösten? — Der Adel war es, die Priester, und vor allem die Sitten.

I. Der Adel. Bei der eifersüchtigsten Freiheitsliebe, und einer fast ganz rohen Lebensweise hatten doch die ältesten Teutschen schon einen Adel unter sich, der durch Ehre und Einfluß hervorglänzte. Wahrscheinlich war derselbe durch das natürliche Uebergewicht des Reichthums entstanden. Jedenfalls gab es einen Adel, der aber, ohne eigentliche Gewalt, nur mehr Achtung und Zutrauen als die Gemeinen besaß; daher aus seiner Mitte fortwährend die Anführer erwählt, und den Adeligen überhaupt; da sie nach solchen Verhältnissen zur Behandlung der Geschäfte vorzüglich geeignet schienen, auch meist die Schlichtung der kleinern Angelegenheiten, um deretwillen es nicht Noth that, die Gemeinde zu versammeln, so wie die Vorbereitung der größern überlassen wurde. Das Maaß solches Einflusses war jedoch nach Umständen verschieden, auch war der Adel nicht streng und nicht allgemein erblich. Edle Geschlechter mochten zu gemeinen herabsinken, wenn sie geraume Zeit keine tüchtigen Anführer zeugten, und einem gemeinen Tapfern mochte das Zutrauen des Volkes die Anführerstelle und hierdurch den Adel geben. Viele Nationen, zumal jene von suevischer

Abkunft, hatten Fürsten (Fürst, der Erste, Vorderste), welche den Gerichten des Gaues vorstanden, und bei Volksversammlungen den Vortrag machten. Jene Gerichte, in welchen die Gesellen des Fürsten (comites), oder auch die Alten saßen (man will von diesen Alten, „Gauen," die Grafen ableiten), hatten anfangs nur wenig zu verhandeln. Ueber Verbrechen gegen die Nation, oder die man wegen ihrer Schwere als solche betrachtete, richteten die Volksversammlungen; Privatbeleidigungen rächten die Betheiligten. Aber dem Mißbrauch der Selbstrache oder ihrem Uebermaaß vorzubeugen, kam auf, daß die Obrigkeit dem Beleidiger ein Strafgeld diktirte, welches nicht ausgeschlagen werden durfte, und zwischen dem Beleidigten und dem Gericht getheilt ward.

Wo bei einem Volk Fürsten waren, da hatten sie meist auch die Anführung im Kriege, vorzüglich in Nationalkriegen, d. h. solchen, die nach dem Beschluß des ganzen Volkes und daher auch durch die gesammte waffenfähige Mannschaft desselben geführt wurden. Wo keine Fürsten waren, da wählte man die Heerführer aus dem Adel. Bei größern Nationen schien, wer an der Spitze der Heermannie stand, des Titels König in den Augen der Römer nicht unwürdig. Aber die meisten Angriffskriege wurden nicht in der Heermannie, sondern in dem Geleit (oder Gefolge, Comitatus) geführt. Eine Zahl unternehmender Krieger wählte sich einen Häuptling, der sie in irgend einem Zuge, welchen sie unter sich selbst ohne Theilnahme der Nation beschlossen hatten, anführen sollte; oder einzelne Häupter — sie waren meistens Edle, bisweilen auch Gemeine — bewogen eine größere oder kleinere Menge, sich unter ihre Anführung zu einem kriegerischen Unternehmen zu begeben, behielten sie wohl auch fortwährend, selbst in Friedenszeiten, für dergleichen Zwecke beisammen, und lohnten ihnen durch

Geschenke oder einen Antheil der Beute. Wenn solch' ein Führer durch Talent oder Glück sich auszeichnete, mochte er leicht unter der kriegslustigen Jugend seines Volkes oder auch fremder Völker ein mächtiges Heer sammeln, und selbst den Römern furchtbar seyn. Ariovist, der Sueve, war höchst wahrscheinlich blos der Anführer eines Geleites. Treue und Folgsamkeit gegen solche Anführer galt für eine — in der Uebernahme zwar freie, aber nach derselben sehr heilige — Pflicht.

II. Die Priester. Der Teutsche — in den ältesten Zeiten schon religiös — erkannte die Priester als die Ersten des Volkes. Sie geboten Ordnung und Stille bei den allgemeinen Versammlungen, sie beschworen die Ungewitter einheimischer Fehden, sie gaben den Gerichten das Ansehen, sprachen den furchtbaren Kirchenbann aus, und vollstreckten die im Namen Gottes gefällten Bluturtheile (da einem blos menschlichen Ausspruch der Teutsche getrotzt hätte); sie leiteten selbst die Kriegshäupter, ertheilten ihnen durch die Salbung ein heiliges Ansehen, und führten an der Spitze der Heermannie die Fahne der Gottheit. Die Druiden, deren grauenvolles Priesterthum uns Cäsar schildert, waren wohl nur unter den Celten, nicht unter den Teutschen hausend. Beide aber hatten Priesterinnen, denen der Volksglaube besondere Heiligkeit und übernatürliche Gaben lieh. Auch die Barden, die Sänger der Andacht und des Kriegs, waren Priester; ihre Lieder erweckten das Heldenfeuer, begeisterten für Freiheit und Vaterland.

Das Religionssystem der Teutschen (oder überhaupt der nordischen Nationen, denn die Grundzüge desselben scheinen bis in den tiefsten Norden und zum Theil in Westen dieselben gewesen zu seyn) trägt, so weit es uns bei dem auf ihm ruhenden Dunkel erkennbar ist, die allgemei-

nen Charaktere des Fetischmus, der Menschenvergötterung, und im geringern Maaß auch der Bilderverehrung an sich. Ebenso hat es Feste, Opfer und Orakel, endlich auch die Annahme böser Gottheiten mit andern Religionen gemein. Die oberste Gottheit, Alfadur, scheint, eben weil sie zu erhaben für roh sinnliche Menschen ist, weniger Verehrung als die untergeordneten Götter und Göttinnen, vorzüglich als die Götter im Heldenhimmel, erhalten zu haben. Aus dem Namen der Asen, den jene Heldengötter, mit Wodan oder Odin ihrem Oberhaupt, führen, hat man geschlossen, daß es asiatische Heroen seyen, welche Muthmaßung wir auf ihrem Werthe beruhen lassen. Wichtiger ist für uns die Bemerkung, daß auch die Teutschen an der dem Menschen zum kostbarsten Erbtheil gegebenen Hoffnung der Unsterblichkeit sich aufgerichtet, jedoch ihre Idee vom künftigen Leben, wie allenthalben nach ihrem Leben hienieden gemodelt haben.

Sitten der Teutschen.

III. Die Sitten. Die Teutschen lebten in unverderbter Natureinfalt, und bedurften darum weder künstlicher Einrichtungen, noch geschriebener Gesetze. Kaum kannten sie noch — zumal die suevischen Stämme — Privateigenthum auf Grund und Boden; der Ackerbau war höchst dürftig; aus den Erträgnissen der Jagd und der Viehzucht wurden die wenigen Bedürfnisse ohne Mühe befriedigt; an Raum zur unstäten, zwangslosen Lebensweise, auch wo sie Ländereien austheilten, zu mehr als voller Befriedigung aller Familien, fehlte es in ihrem weiten Lande nicht. Sie waren ohne Industrie, ohne Gold und Silber (außer was durch den kleinen Verkehr an den Grenzen herein kam, folglich ohne Handel, und hatten nach allem dem einen langen Codex über „Mein

und Dein“ nicht nöthig. Die Schlichtung der aus so einfachen Verhältnissen etwa entstehenden Zwiste mochte der natürlichen Billigkeit ungelehrter Richter, ja wohl der Parteien selbst, überlassen bleiben.

In Ansehung der übrigen, persönlichen, vorzüglich häuslichen Verhältnisse galten die Sitten statt der Gesetze. Der Teutsche war König in seinem Hause, aber er mißbrauchte seine Herrschaft nicht. Der erwachsene Sohn wurde selbstständig, aber die Natur lehrte ihn kindliche Treue. Die Frau war das Eigenthum des Mannes (mitunter hatte er sie gekauft oder geraubt), dennoch ehrte er sie — was Barbaren selten thun — horchte sogar ihrem Rath, strebte nach ihrem Beifall, und hielt die Treue. Das Weib vergalt ihm mit keuscher Liebe und hohem — vielleicht etwas zu männlichem — Sinn. Es waren Strafen auf den Ehebruch gesetzt, aber selten gab es Fälle der Anwendung. Vielweiberei erlaubten sich nur die Vornehmern, und dieß mehr der Familienverbindung als der Lust willen. Der Naturtrieb wurde nicht vor der Zeit erweckt; darum erhielt sich die Kraft, und vererbte sich. Die Knechte — meist waren es kriegsgefangene Feinde, oft auch durch Vertrag Leibeigene — erfuhren eine milde Behandlung, und lebten fast wie die Herren; nur war auf die Tödtung des Knechts geringere Strafe, als auf jene eines Freien gesetzt.

Auch außer seinem Hause, gegen die Markgenossen und gegen Fremde, war der Teutsche wohlwollend und rechtlich. Gastfreundschaft, Treue und Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Alter, der Tugend, der Würde, zierten seinen Charakter.

Endlich, so los die bürgerliche Vereinigung der Teutschen war, mit vollem Herzen hingen sie an der gemeinen Sache. Bei der unbeschränkten Freiheit der Stimmengebung

faßten sie meistens einmüthige Beschlüsse, und fürs Vaterland und die Freiheit gaben sie willig das Leben hin.

Freilich hat solcher niedere Kulturstand auch seine unvermeidliche Schattenseite. Wie viele Anlagen, wie viele Kräfte bleiben unentwickelt oder unbenützt, wo nur die allgemeinsten Bedürfnisse die Thätigkeit aufregen, und das Reich der Ideen dem Geiste verschlossen ist! — Der Teutsche verträumte den größten Theil seiner Tage in freudenloser Unthätigkeit; aber wiewohl er die Arbeit scheute, die ihm knechtisch dünkte, so konnte er doch bei dem Gefühl seiner Kraft in träger Ruhe keine Befriedigung finden. Die Leere auszufüllen, die ihm lästig war, ergab er sich mit Leidenschaft dem Trunk und dem Spiel *).

Aus gleicher Quelle floß die Neigung zur Jagd und zum Krieg. Jene war nicht minder Zeitvertreib als Nahrungszweig, und dieser mochte für die edelste Jagd gelten. Vorzüglich als Aufregung der Thätigkeit wurde der Krieg geliebt. Aber es kam noch dazu das Verlangen nach Ruhm, nach Beute, nach Rache, wodurch die Neigung zum Krieg zur herrschenden Leidenschaft des Teutschen ward. Der Teutsche, sonst so rechtlich in den gemeinen Handlungen des Lebens und im Frieden, hielt alles für Sein, wessen er durch die Stärke der Faust jenseits seiner Gau- oder Landgrenzen sich habhaft machen könne. Er glaubte, wer keinen Feind erschlagen, sey

*) Ihr Getränke war Bier. Die Römer führten ihnen Wein zu: und so leidenschaftlich begehrten die Teutschen darnach, daß Domitianus verbot, in den Rheinlanden Wein zu pflanzen, weil er die Teutschen zu Einfällen reizte. Die Sucht der Glücksspiele (aber auch die Rechtlichkeit) drückte sich durch den Zug aus, daß der die Freiheit über alles liebende Teutsche doch oft in der Leidenschaft seine eigene Person auf einen Würfel setzte, und wenn er verlor, geduldig ein Knecht ward.

nicht der Freiheit werth. Daher, wenn auch die Nation nicht Krieg führte, fast unabläßig in Geleiten oder in Privatfehden, auswärts oder im Lande gekämpft wurde. Die Waffen machten den Stolz, die Freude, die stete Begleitung der Teutschen aus. Bei den Volksversammlungen, wie bei den Trinkgelagen, erschien er bewaffnet, seine Tänze waren Waffentänze, und als todt bekam er die Waffen mit in's Grab. Doch führten die meisten Krieger blos unbehilfliche Spieße, Streitärte und dünne Pfeile. Ein schlechter Schild war ihre Vertheidigungswaffe. Die Vornehmsten hatten Helm und Küraß, die Gemeinen ein fliegendes Kriegsgewand. Und diese halb nackten und nur halb bewaffneten Barbaren, ohne Kriegszucht und Taktik, schlugen die Legionen, die Sieger der Welt.

Geschichte Asiens.

Parther.

Da ein Theil der Geschichte Asiens schon in der römischen Geschichte enthalten, ein anderer aber unwichtig oder dunkel ist, so bleibt uns für jetzt blos die Ergänzung der Parthischen und Persischen Geschichte und ein Blick auf Sina übrig.

Ungeachtet die Parther nach der Niederlage des Crassus den Orient geschreckt; zum Theil verwüstet; ungeachtet sie noch während des Triumvirats glücklich gegen die Römer gestritten hatten, so wurden sie doch durch den imponirenden Anblick der unter Augustus vereinigten Macht, mehr noch durch innere Zerrüttung und Aufruhr, bewogen, den Frieden zu suchen. Phraates IV. gab darum die Fahnen des Crassus an Augustus zurück, und begnügte sich mit der Grenze. Die glorreichen Tage Parthiens waren vorüber. Die Kriege

gegen Rom begannen abermals, und dauerten, jedoch abgebrochen, fort. Armenien war meistens der Zankapfel; Rom behauptete seine Ueberlegenheit.

Später brachte Trajan Parthien dem Untergang nahe. Mit den Waffen in der Hand drang er den gebeugten Parthern einen König nach seinem Willen auf, und behielt die Länder bis an den Tigris für sich. Nach seinem Tod huldigten die Parther dem alten König wieder, welchen Trajan vertrieben, und Hadrians Mäßigung bestimmte abermals den Euphrat zur Grenze. Dennoch erholte das Reich sich nicht. Die Grundmängel der Verfassung und die Ausartung der herrschenden Familie verhinderten es. Parthien war seiner Auflösung nahe, aber eine unerwartete Revolution gab ihm Kraft und Furchtbarkeit wieder.

Mittleres Persisches Reich.

Unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus erhob gegen Artabanus IV. der Perser Ardschir Babecan (Artaxerxes) die Fahne des Aufruhrs; entsprossen aus der Hefe des Pöbels, und im Ehebruch erzeugt nach Einigen, nach Andern ein ächter Nachkomme des alten Persischen Königsstammes. Er selbst, als das Glück seine Empörung begünstiget, und ihn durch den Gewinnst einer dreitägigen Schlacht, worin Artabanus fiel, auf den Thron gesetzt hatte (226), nahm den Stolz und die Sprache, auch den Titel des „Königs der Könige" an, und erklärte sich für berufen, die Religion und das Reich des Cyrus in ihrer alten Herrlichkeit zu erneuen. Fünfthalbhundert Jahre gebot sein Stamm die (Sassaniden) über Mittelasien, bis auf die Zeiten der Arabischen Herrschaft.

Artaxerxes, ungeachtet die Satrapen und der zahlreiche Adel, und dessen herrisches Verhältniß zum leibeigenen

Volke, blieben (im Grunde eine polnische Verfassung), erdrückte doch mit starker Hand den Geist der Empörung, so wie die einzelnen Reste der griechischen Freiheit, und tilgte durch Wiederherstellung von Zoroasters Lehre den Saamen gefährlicher Parteiung.

Und mit der ganzen Macht seines großen neubegeisterten Volkes stürzte jetzt Artaxerxes über die Römer. Eine stolze Gesandtschaft hatte zuvor in übermüthigem Ton die Rückgabe aller Länder gefordert, welche einstens in Asien und Afrika zu Darius Reich gehörte. Alexander Severus, bei solcher Gefahr, rückte mit drei Heeren gegen die Perser. Der Krieg war blutig, beiderseits verlustvoll, doch ohne Entscheidung.

Artaxerxes, der Stifter, der kraftvolle Beherrscher und weise Gesetzgeber des (mittlern) Perserreiches, starb nach zwölfjähriger Regierung (238).

Sein Sohn Sapor I. unterwarf sich Armenien, auf dessen Thron eine Nebenlinie des Arsacidischen Hauses saß, und schreckte den ganzen römischen Orient. Valerianus zog gegen ihn, wurde umzingelt und gefangen (260). Das stolze Antiochien mit vielen andern Städten erfuhr eine schreckliche Verheerung; viele blühende Länder wurden zur Wüste gemacht. Aber des Palmyrenischen Odenatus Tapferkeit und Glück nöthigten Sapor, zurück über den Euphrat zu gehen.

Ueberhaupt war die Persische Kriegsmacht mehr zur Ueberschwemmung der Länder als zu deren Behauptung geschickt. Die Perser verstanden die Belagerungskunst und jene der Befestigung nicht, und hatten keine regelmäßige Taktik. Ein großer Troß erschwerte die Bewegungen so wie die Verpflegung der Heere, und in Gebirgsgegenden vermochten sie gar nichts gegen die abendländischen Völker.

Die Ueberlegenheit der römischen Waffen wurde vorzüglich in dem Kriege Diocletians sichtbar. Armenien, welches den von Rom geschützten Arsacidischen Flüchtling Tiridates als König aufgenommen, zog die Rache des Perserkönigs auf sich, und, nach Wiedereroberung des Landes, drohte Narses den Beschützern des Rebellen. Diocletian sandte den feurigen Galerius mit einem starken Heer nach Mesopotamien. Im ersten Feldzug stritt dieser unglücklich, im zweiten glücklich wider die Perser. Der gebeugte Narses bat um Frieden, und erhielt ihn gegen Abtretung von Mesopotamien und von fünf Provinzen jenseits des Tigris, worunter das merkwürdige Gebirgsland Carduene. Tiridates bekam Armenien, unter römischer Hoheit (297).

Vierzig Jahre währte dieser für Rom so glorreiche Friede. Aber Sapor II. übte Vergeltung. Zwei und siebzig Jahre dauerte das Leben und die Regierung dieses als König geborenen Prinzen (308 bis 380). Sobald er das männliche Alter erreicht hatte, schlug er mit starkem Arm seine und des Staates Feinde nieder, und eröffnete gleich nach Constantinus M. Tod den Krieg gegen das römische Reich. Er drang in Mesopotamien, und schlug in neun blutigen Schlachten die Heere des Constantinus. Fast durch die ganze Regierung des Constantinus dauerte der Krieg mit Rom, nur einigemal durch kurzen Stillstand unterbrochen, wozu nicht die Macht des Kaisers, sondern die Einfälle der Scythischen Horden den König nöthigten. Wie glücklich Sapor den erneuerten Krieg gegen Julian geführt, und wie Jovian die von Galerius gewonnenen Provinzen sammt den wichtigsten Grenzfestungen zum Preis des Friedens gegeben, ist oben in der römischen Geschichte erzählt (363). Es

war ein schwerer Preis, doch erhielt Vorderasien dadurch Ruhe auf längere Zeit.

Indien und Sina.

Indien und Sina blieben durch diesen ganzen Zeitraum, und noch viel länger, in ihrer schon früher geschilderten Gestalt. In Sina finden wir zwar eine Folge verschiedener Dynastien. Aber wer möchte sein Gedächtniß mit den Dynastien Tong-Shebu, Ta-Tsin, Hehu-Tsin, Han, (Si-Han und Tong-Han, die westlichen und östlichen Hahn), Goeh, U, Tsin, Song u. s. w. belasten? —

Doch wollen wir des mächtigen Tschi-Hoang-Ti, Stifters der Linie Hehu-Tsin (3736) gedenken. Derselbe vereinte das vor ihm vielgetheilte Sina von neuem zu einem Reich, beherrschte es viele Jahre lang, vollendete die große Mauer, und hatte ein ächtes Despoten-Talent. Die heiligen Bücher der Sinesen, welche Sachen enthalten mochten, die seiner Usurpation ungünstig schienen, ließ er alle verbrennen, und verfolgte ihre frommen Vertheidiger mit blutiger Strenge.

Schon der Enkel Tschi-Hoang-Ti's verlor die übel errungene Herrschaft, und im Aufruhr das Leben. Sina zerfiel abermals in kleinere Reiche, aber Liehu-Pang (3776), ein Räuber, dann Feldherr, endlich Kaiser und „Himmelssohn“, vereinte sie wieder, und stiftete die mächtige und länger dauernde Dynastie Han. Der politische Einfluß Sina's wurde unter derselben in Westen erweitert. Später kommen wieder drei streitende Reiche (Tschenkue), noch später ein südliches und ein nördliches vor. Ueber das letzte herrschten seit dem Ende des vierten Jahrhunderts Tartarische oder Mongolische Eroberer, welche von der Nähe des See's Baikal ausgegangen.

Mittelalter.

Geschichte von der groszen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien und zur Reformation.

Einleitung.

Charakter des Mittelalters und seiner einzelnen Perioden.

Die wundervollen Bilder einer dämmernden Zeit, die hohen Gestalten aus Griechenland und Rom, und endlich die verglimmenden Lebensfunken einer alternden Welt sind uns jetzt entschwunden. — Ein anderes Geschlecht, ein anderer Schauplatz, ein anderer Ton des Wirkens und des Leidens erscheint. Hier, aus den dunkeln Wäldern der Mitternacht, und dort, aus der Abgeschiedenheit der Arabischen Wüste, ergießen sich bisher ungekannte, oder thatlos schlummernde Völker, wie einbrechende Meeresfluten, über die Römische Welt. Die längst morsche Grundfeste derselben erbebt, und mit betäubendem Geprassel stürzt der in allen Fugen erschütterte Bau zusammen. Was in Jahrtausenden der menschliche Geist geschaffen, die Mühe der Geschlechter groß gezogen, die nie schlummernde Erfahrung vervollkommnet, befestigt hatte — alle Denkmale der Kraft, des Genies, der Tugend der alten Welt — alles zerfällt in traurige Trümmer. Aber nicht unverdient und bei dem unheilbaren innern Verderben, auch kaum des Bedauerns werth! Alles Schöne und Große war längstens hingegeben oder geschändet, jeder Keim eines edleren Lebens erstickt. Das Menschengeschlecht — vorgestellt

durch den an Zahl und Bildung weitaus wichtigsten Theil desselben — war eine verächtliche Heerde worden, unwiderruflich an ihren Treiber veräußert, ein willenloses Eigenthum des Herrn; nur physischen Genuß begehrend, ohne Sinn für Menschengut und Menschenwerth. Sie, die, so schändlich herabgefallen von der alten Tugend und Herrlichkeit, im Angesicht der Götter- und Heldenbilder unerröthend im Staube krochen, die Freiheit wie ein Mährchen der Vorwelt verachteten, nichts Besseres als die Knechtschaft weder hofften, noch selbst begehrten — wie hätten sie jemals sich wieder erheben mögen? — Dieses Geschlecht war unheilbar verderbt; Hoffnung, wenn nicht eine Sündfluth hereinbrach, und es gänzlich vertilgte, konnte nur aus der gewaltsamen Aufrüttlung und allgemeinen Erfrischung wieder aufblühen. Von solchem Standpunkte betrachtet, erscheinen uns die Barbarenschwärme in ihren verwüstenden und umstürzenden Zügen als die Führer von Nemesis Schwert, als die scharfen Werkzeuge einer schmerzhaften, doch allein noch übrigen Heilung. —

Was aber mögen wir nun erwarten von ihnen? Etwa, daß sie, nach erfüllter Zerstörung, alsogleich ein neues und tadelloses Gebäude aufführten, daß sie über dem bluttriefenden, durch Verbrechen und Sclaverei geschändeten Erdkreis unverweilt das Reich des Friedens, der Freiheit und des Rechtes gründeten?? Einer solchen Vermuthung wäre der allgemeine Gang der Natur, und insbesondere die Natur des Menschen, entgegen. In langsamer Annäherung, welche wohl einzelne Unterbrechung oder Beschleunigung, aber keinen plötzlichen Sprung von einem Aeußersten auf's andere zuläßt, werden die Zwecke der Natur — der moralischen wie der physischen — erreicht; und je edler die Geschöpfe sind, desto später reifen sie zur Vollendung. Ungeschwächt durch die

Lüste, unangesteckt von der Verderbniß der römischen Welt, in voller, jugendlicher Kraft und fast ursprünglicher Naturgestalt erscheinen die strafenden Völker! — aber auch unerleuchtet durch die Wissenschaft und unbelehrt durch die Erfahrungen eines ihnen fremden Geschlechts. Ihr schwerer Tritt zermalmt ohne Unterschied der Weisheit und der Tugend Denkmale, wie jene der Thorheit und des Verbrechens. Mit wilder Lust, oder gedankenlos, wandeln sie über den Trümmern, nicht achtend aller Schätze des klassischen Bodens, und unangesprochen von den lehrreichsten Bildern einer ungekannten Vergangenheit. Aus sich selbst müssen sie nun die schlafenden Keime der Humanität entwickeln, eine eigene Bahn zur Kultur sich brechen, da die alten Pfade, wo einstens das vertilgte Geschlecht — wohl lange mit Glück und erst am End' abirrend — gewandelt hatte, unter Ruinen begraben waren. Aber bis sie nur das Bedürfniß, den Wunsch eines bessern Zustandes fühlten, mochten Jahrhunderte vergehen, und indessen der Rost der Barbarei noch dichter und härter werden. Glücklich, wenn sie wenigstens die Kraft bewahrten, die unter günstigeren Verhältnissen zum neuen und schweren Bau könnte verwendet werden: glücklich, wenn einzelne Lichtfunken aus der schönen Vorwelt zurück in die Nacht ihrer Arbeit fielen; wenn sie zur Förderung, Festigung und Verschönerung ihres Baues einzelne wohlerhaltene Grundmauern und Säulen unter den lange verachteten Trümmern des Alten fanden und benützten. Solches werden wir auch, doch mehr im Abendland, als im Morgenland, und erst nach vielen Geschlechtaltern, ja erst gegen das Ende der mittlern Zeiten sehen, da, während in Asien die früher, aber unvollkommen und einseitig, erblühte Arabische Kultur abermal und auf immer in Barbarei und Entartung erstarb, in Europa durch die schöne Vereinbarung Germanischer

Kraft mit Italischer Anmuth, so wie durch den verbundenen Reichthum des eigenen Genies und der wiederaufgegrabenen Schätze der klassischen Welt eine neue, im Beginnen herrliche und vielversprechende, aber gleichwohl (wie die Geschichte der allerneuesten Zeit darlegen wird) in ihren spätern Früchten abermals unbefriedigende Periode der Gesittung begründet ward.

Mit diesem Ueberblick offenbart sich uns sowohl der allgemeine Charakter des gesammten Mittelalters als der besondere der einzelnen Zeiträume, in die es natürlich zerfällt. Im ersten Zeitraum bricht im Gebiet der wandernden Völker die Nacht der Barbarei herein; aber es unterhalten wenigstens auf klassischem Boden, die gebrochenen Lichtstrahlen der untergegangenen Sonne noch einen dämmernden Schein; während das unter den nördlichen Barbaren sich ausbreitende Christenthum (in Verbindung mit ihrer edlen, jugendlichen Kraft) dieselben vor völliger Verwilderung sichert, und schöne Blüthen der Humanität, durch die Nacht der folgenden Jahrhunderte, rettend auf glücklichere Zeiten bringt. Sonst sehen wir nichts als Zerstörung, Völker auf Völker in betäubend schneller Folge über die Bühne rauschend, Reiche, plötzlich entstehend und verschwindend, wie Bilder im Zauberspiegel; nichts Stätes, nichts Beharrliches, worauf der Blick mit Ruhe weile. Die Welt, Europa zumal, hat keinen Schwerpunkt mehr; alles fällt durcheinander in regellosem Getümmel. Endlich vertobt der Sturm; die schwellende Macht des Fränkischen Reiches wird für Europa der neue politische Schwerpunkt (wie schon früher das arabische Chalifat für Asien geworden), und die zu gleicher Zeit sich festsetzenden Verhältnisse des bereits vielfältig verunstalteten Christenthums, zumal der Hierarchie, verbunden mit der ausgebreiteten Herrschaft des Lehenwesens, gebieten den großen

Bewegungen Stillstand, und geben fast dem ganzen Abendland eine gleichförmige, über 300 Jahre dauernde Gestalt. Von Karl M. bis zu den Kreuzzügen (welche die 2te Periode des Mittelalters schließen) dauerte dieser, im Allgemeinen klägliche, Zustand, den man die consolidirte Barbarei, die ganz finstere Nacht heißen kann, bis, bald nach dem Beginnen jener heiligen Kriege, die ersten Spuren der erwachenden Dämmerung sichtbar werden, und nach Beendigung der Kreuzzüge (in der dritten Periode des Mittelalters), während in Asien alles in bleibenden Schlaf versinkt, die freundlich aufsteigende Morgenröthe Europa einen neuen und heiteren Tag — wiewohl trüglich — verkündet.

Viele sind, denen diese Charakteristik des Mittelalters unrichtig — oder auch als veralteter Gemeinplatz — erscheinen wird. Denn allzulange und vielfältig schon ist die Barbarei der mittlern Zeiten geschildert und beklagt worden, als daß Neuerungssucht und Paradoxenliebe hier nicht Stoff oder doch Reiz zum Lobe fänden. Auch sind noch zwei besondere Gründe wirksam, welche die Entstehung und willkommene Aufnahme von Ideen über das Mittelalter, die allen bisherigen gerade entgegen sind, in unseren Tagen begünstigen: der in der neuesten Litteratur herrschende Geist der Poesie, welcher eine parteiische Vorliebe für das an poetischen Ansichten so reiche Mittelalter erzeugte, und das, wohl gerechte, Mißvergnügen über die Entartung und die Noth unserer eigenen Zeit *).

*) Noch eines sehr wirksamen Grundes gedenkt der treffliche Daunou (Essai sur les garanties individuelles): „Le moyen age est l'age de fer du genre humain; c'est l'age d'or des oppresseurs . . . . aussi voyons nous les regards des oppresseurs se reporter sans cesse vers une époque si redoutable."

Doch mag vielleicht zur Vermittlung zwischen den Lobrednern und Tadlern des Mittelalters beitragen, wenn man zuvörderst über den Begriff des Wortes „Barbarei" sich verständigt.

Wenn ein Volk dem Zustand der Wildheit sich entzogen, aber jenen der höhern Civilisation noch nicht erreicht hat; oder wenn ein civilisirtes zurückgesunken, doch zur völligen Wildheit noch nicht gekommen ist, so nennt man ihren Zustand, der also ein mittlerer, oder ein Uebergang zum Höhern oder Niederern ist — Barbarei. Im Fall des Zurücksinkens ist der Zustand traurig, und fast trostlos; sein Charakter ist Verderbniß und Schwäche, er endet sich entweder in Auflösung oder in Todesschlummer. Eine politische Revolution, eine Erfrischung des verdorbenen Blutes durch fremde Eroberung, mag allein wieder neues Leben und neue Hoffnung geben. Alsdann ist der Fall dem ersten gleich, wo ein der Wildheit entwachsenes Volk nur erst zur Barbarei gelangte.

Diesem Zustand der Halbkultur sind nun freilich mancherlei Reize und Vorzüge eigen, welche jenem der höhern Civilisation meistens abgehen; ein kräftigeres und freieres Leben, Stolz und Kühnheit, Wahrheit, Innigkeit, gewaltige Leidenschaften und heroische Charaktere. Die Betrachtung von dem allem wirkt um so erhebender auf unser Gemüth, wenn wir als dessen Gegenbild die gewöhnliche Erschlaffung, Feigheit, knechtische Dahingebung und moralische Verderbtheit hoch civilisirter Völker aufstellen. Aber wo die feinere Gesittung solche Auswüchse zeigt, da ist eine klägliche, allein, wenn auch bis jetzt noch selten vermiedene, doch vermeidbare — Abweichung vom rechten Pfade eingetreten. Es ist nicht unmöglich, auch im verfeinertsten Zustand der Gesellschaft, die edelsten Tugenden der Halbkultur beizubehalten; aber die-

ser bleiben immerdar und nothwendig die Vorzüge und Tugenden der höhern Gesittung fremd.

Der Ausdruck „Barbarei,“ als Bezeichnung des Charakters von Völkern oder Zeiträumen, enthält, nach dem Gesagten, nichts weniger, als ein völlig verwerfendes Urtheil, und ist mit billiger Lobpreisung sowohl, als mit gerechtem Tadel vereinbar. Daß aber dieser Ausdruck zur Bezeichnung des Mittelalters passe, geht wohl schon aus der flüchtigsten Uebersicht derjenigen — in der Rohheit und Unwissenheit gegründeten — Mängel hervor, welche auch die entschiedensten Lobredner jener Zeit in derselben erkennen müssen, wiewohl sie — mit mehr oder weniger Kunst — selbst diese Mängel als Vorzüge oder Tugenden darzustellen gesucht haben.

Als solche Gebrechen — deren nähere Schilderung die folgenden Geschichten enthalten werden — wollen wir nur vorläufig einige der hervorstechendsten nennen: eine schlecht geregelte politische Verfassung, zwischen Anarchie und Tyrannei hin und her schwankend, einerseits die Masse des Volkes bis zur Leibeigenschaft niederdrückend, und anderseits in den Befehdungen das natürliche Faustrecht sanktionirend, eine eben so schlechte bürgerliche Ordnung, gerichtliche Zweikämpfe, Ordalien, Vehmgerichte; der Verstand der Menschen, an wissenschaftlichen Kenntnissen verarmt, und fast ohne Hilfsmittel, sie von neuem zu erwerben, gefesselt durch Aberglauben, und bei dem mindesten Aufstreben zur Freiheit durch den Bannstrahl niedergedonnert; die Hierarchie — mitunter zwar eine heilsame Schranke der Adels- und Fürsten-Tyrannei — doch immer ein gefährliches Hilfsmittel, und eine Herrschaft, die, je nach den Fällen oder dem Mißbrauch, nach ihrem Kampf oder ihrer Vereinbarung mit der bürgerlichen Macht, das öffentliche Elend oder die allge-

meine Sklaverei noch erhöhen oder vollenden mochte. Zu allem dem endlich die Rohheit der Lebensweise, das Entbehren der meisten feinern Genüsse, keine Industrie, wenig Geselligkeit, wenig Verkehr zwischen den Menschen und Völkern — wenn dieß nicht Züge der Barbarei sind; was sollen wir denn so nennen??

Erster Zeitraum.

(Vierter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Erneuerung des abendländischen Reiches, oder von Theodosius M. Tod bis Karl M.

(Jahr Christi 395 bis 800.)

I.
Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Am Anfang des Zeitraums erfüllt der Römische Name noch den größten Theil der historischen Welt. Aber das unermeßliche Reich ist jetzt in zwei Hälften, das Abendländische und das Morgenländische Kaiserthum, zerfallen, von welchen jenes durch einheimische Krankheit und äußere Stürme einem schnellen Untergang entgegen geführt wird, dieses, nach einem fast wunderbaren Verhängniß, sein, meist kümmerliches, Daseyn noch viele Jahrhunderte lang fortsetzt. In Osten steht glänzend und den Römern furchtbar der

Persische Thron; in Norden ziehen, gleich drohenden Gewitterwolken, die vielgetheilten und vielnamigen Schwärme der Germanier, Sarmaten und Scythen herum, erfüllen durch ihren gleichzeitigen Stoß das längst über Rom liegende Verhängniß, und ändern plötzlich die Gestalt der Welt.

Denn schon vor Ablauf des ersten Jahrhunderts lag der Thron der Cäsaren darnieder; über Rom und Italien — nachdem sie wiederholte Plünderungen von den Westgothen und Vandalen (Italien auch von den Hunnen) erfahren, streckte der Heruler Odoaker, und nach ihm Theodorich der Ostgothe, den fremden Herrscherstab. Von allen Provinzen des abendländischen Kaiserthums hatten barbarische Nationen Besitz genommen: die Vandalen von Afrika, Alanen, Sueven und Westgothen von Spanien, die letztern zugleich von Südgallien, die Burgunder von den Ländern der Saone, die Allemannen von jenen des Oberrheins, die Franken von Nord- und Ostgallien, die Angeln und Sachsen von Britannien, die Rugier und Heruler von Norikum und dessen Umgegenden, die Herren Italiens endlich, die Ostgothen, zugleich von den Rhätischen und einigen Illyrischen Ländern. Auch das morgenländische Reich hatte seine meisten Europäischen Provinzen von Barbaren verwüsten sehen; einige der nördlichen gingen gänzlich verloren. Alle Stämme der Gothen, vor ihren westlichen Zügen, durchplünderten die Donau- und die Hämus-Länder; (ihre Geschlechtsverwandten, die Gepiden, setzten sich später in Pannonien fest). Nach ihnen kamen die schrecklichen Hunnen, deren Erscheinung in Europa das Hauptsignal dieser großen Bewegungen gewesen, und welche vor sich her und mit sich eine ganze Flut von Völkerschaften bis an die Loire und an den Po trieben;

den Hunnen folgten die wilden Bulgaren, Avaren, Ugern, Chazaren u. a. m.

Diese Völkerzüge dauerten fort im sechsten christlichen Jahrhundert (oder dem zweiten der vorliegenden Periode), und hören im 7ten und 8ten nicht auf. Neue Schwärme rückten nach, drängten und verdrängten die ältern, oder wurden von ihnen verdrängt. Die vorhin genannten Hirtenvölker Asiens, dann die Slaven in vielfacher Abtheilung und unermeßlicher Verbreitung, auch neue Germanische Stämme, oder welche früher unbedeutend gewesen, setzten sich fest in den ehemals Römischen, oder auch in den Alt-Teutschen und Sarmatischen Ländern. Die Reiche der Sachsen, Friesen, Thüringer, Baiern entstanden oder wurden näher bestimmt, die Longobarden rissen die Herrschaft Oberitaliens an sich; Wendische und Slavische, Türkische und Tartarische Stämme zogen, bunt unter einander gemischt und gegen einander feindselig, herum, in den weiten Ländern zwischen dem schwarzen und Baltischen Meer.

Aber die meisten der zuerst gestifteten, und selbst viele der spätern, auf den Trümmern von jenen gebauten Reiche, gingen wieder zu Grund in dieser wechselvollen Zeit. Von mehreren Völkern verlor sich sogar der Name, von andern hörte wenigstens die Selbstständigkeit auf, der Grenzveränderungen waren unzählige. Das Hunnische Reich, so gewaltig unter Attila, dem Würger der Völker, gewesen, verschwand gleich nach des Wütherichs Tod (454). Nur Hunnisches Raubgesindel hauste fortan noch um den Mäotischen Sumpf. Von demselben bis an die Baierische Grenze tummelten sich die folgenden Jahrhunderte hindurch die oben genannten Tartarischen und Kalmükischen Horden,

nördlich von ihnen die unstäten Slavischen Stämme in unbestimmte Fernen. Die Sueven und Alanen in Spanien erlagen den Westgothen. Die Vandalen waren freiwillig über die Meerenge gezogen; aber das Afrikanische Reich des fürchterlichen Genserich stürzte schon im ersten Drittheil des sechsten Jahrhunderts unter den Streichen Belisars zusammen. Bald darauf, und auf gleiche Weise, fiel unter den nächsten Nachfolgern des großen Theodorich der Ostgothische Thron, den derselbe gebaut, und wenige Jahre später entrissen die Langobarden den Byzantinern Oberitalien, den schönsten Theil der Gothischen Beute, wieder. Dieselben Longobarden hatten die Reiche der Gepiden und Heruler schon früher zerstört. Sie selbst erlagen am Ende dieses Zeitraums den übermächtigen Franken. Glück, Tapferkeit und Verbrechen erhoben diese letzte Nation zur gewaltigsten in Europa. Was Chlodwig, der Stifter des fränkischen Reiches (denn seine Vorfahren waren politisch unbedeutend) mit Kraft gegründet, und seine nächsten Nachfolger — weniger talentvoll, aber gleich gewissenlos — erweitert hatten, das wurde unter den spätern, ganz unfähigen, Königen durch das Genie der Großhofmeister, und nachmals Selbstherrscher, aus Pipins Geschlecht zur Vollendung gebracht. Den Ueberrest der römischen Herrschaft in Gallien hatte schon Chlodwig getilgt, die Allemannen überwunden, die Westgothen aus Südgallien verdrängt, nach allen Weltgegenden glücklich gestritten. Nach ihm wurden allmälig die Burgundionen, die Thüringer, die Friesen, die Baiern, selbst ein Theil der Sachsen unterjocht oder abhängig gemacht, die Langobarden gedemüthigt, und zuletzt verschlungen, und so in der Mitte Europa's ein Reich gebildet, welches demselben zum Schwerpunkt oder zur Grundsäule einer neuen politischen Ordnung dienen mochte. Doch

solcher Gipfel der Macht und des Ruhmes wurde erst von Karl dem Großen erstiegen, dessen Regierung den Uebergang zur folgenden Periode bildet.

Konstantinopel hatte durch die Festigkeit seiner Lage und andere glückliche Umstände den Hauptstrom der Völkerwanderung von sich abgelenkt. Im zweiten Viertheil dieses Zeitraums, unter Justinian M. schien durch Belisars und Narses Genie die Heldenglorie Roms von neuem zu erblühen. Aber es war ein schnell vorübereilender Schimmer. Die alten Ursachen des Verfalles blieben: Despotismus, Entartung, innere Auflösung. Wenig Geschichten sind der Byzantinischen an Scheußlichkeit zu vergleichen. Unwerth oder Laster der Kaiser, Uebermuth der Priester und Soldaten, Charakterlosigkeit, Ueppigkeit, Verdorbenheit des Volkes füllen abwechselnd ihre Blätter mit Scenen der Schande und des Verbrechens. Daher, wiewohl noch die schönsten Länder von drei Welttheilen dem byzantinischen Scepter gehorchten, von Geschlecht zu Geschlecht die Schwäche fühlbarer, der Untergang unvermeidlicher wurde. Es war mehr die Gunst äußerer Umstände als innere Kraft, welche so lange Zeit noch das Daseyn des Oströmischen Kaiserstaates fristete.

Indessen schien im 7ten Jahrhundert (dem dritten dieses Zeitraums) das Verhängniß ihm näher zu rücken. Denn es erhob sich gegen dasselbe aus Süden ein Sturm von unerhörter Furchtbarkeit und plötzlicher Gewalt, weltumkehrend wie die nordische Völkerwanderung, und um so unwiderstehlicher, da er ungewarnt und ungeahnet losgebrochen. Zur Zeit, als das Persische und das Römische Reich den langwierigsten und wechselvollsten Kampf aus gemeinschaftlicher Ermattung schloßen, und durch Wiederannahme der alten Grenze, welche schon vor 700 Jahren die Parthische von der Römischen Herrschaft geschieden, den Beweis ihrer gegen-

seitigen Unbezwinglichkeit ablegten; da stürzte, auf die Stimme eines Bürgers von Mekka, eine Schaar von Fanatikern aus den Arabischen Wüsten hervor, griff beide Weltreiche, denen bisher die Saracenischen Horden entweder als Raubgesindel verächtlich oder als Miethlinge dienstbar gewesen, in einem und demselben Augenblick mit der Allgewalt der Begeisterung an, warf das eine gänzlich nieder, und entriß dem andern die schönsten, reichsten, bestverwahrten Länder, nach Konstantinopel selbst den Hauptsitz der Macht.

Aber das Persische Reich, wie furchtbar es unter den beiden Koshru's gewesen, lag dennoch krank an Altersschwäche — welche in despotischen Staaten immer frühzeitig eintritt — und an der Erschöpfung, welche der, anfangs glorreiche, nachmals verderbliche Krieg gegen den Kaiser Heraklius bewirket; innere Gährungen, Zwiespalt und Meuterei beschleunigten den Ruin. Der letzte König, Jezdegerd II., wiewohl er schuldlos den Thron bestiegen, verlor, nach des gereiften Schicksals Schluß, in drei Schlachten — wie einst Darius gegen Alexander — das Reich gegen die Arabischen Feldherren.

Auch das Byzantinische Reich, an welchem, sichtbarer noch als an dem Persischen, das Alter nagte, vermochte nicht mit dem jugendlich aufstrebenden Volke Mohammeds einen gleichen Kampf zu bestehen. Selbst die Siege des Heraklius — da sie die letzten Kräfte des Staates kosteten — bahnten den Weg zum Verderben. Kaum war in den von ihm wiedereroberten Provinzen zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer das Perser- und Römerblut aufgetrocknet; da fielen dieselben Provinzen, es fiel noch weiter das herrliche Aegypten, und ganz Nordafrika, auch Rhodus, Cypern, ein Theil Armeniens und Kleinasiens in der Moslems Gewalt. Das ganze Reich würden sie erobert ha-

ben, wenn nicht die Festigkeit der Hauptstadt, das Griechische Feuer, und eigener Zwiespalt ihren Fortgang gehemmt hätten. Das Byzantinische Reich, nachdem es unter Heraklius Haus ein volles Jahrhundert unglücklich gewesen, wurde im darauf folgenden, achten Jahrhundert von der Familie Leo's des Isauriers beherrscht, und erholte sich durch deren Kraft und Einsicht. Aber der leidige Streit über die Bilderverehrung, welchen alle Prinzen dieses Hauses mit mehr Leidenschaft als Weisheit führten, verursachte den Verlust des wichtigen Exarchats, und beschleunigte den allgemeinen Verfall.

Nicht nur das Persische Reich, und die schönsten Provinzen des Byzantinischen wurden von den Arabern verschlungen; auch jenseits der Grenzen beider dehnten diese ihre Herrschaft aus. Die Bucharei, Turkestan, Manarennahar und andere Länder in Osten, die Pyrenäische Halbinsel in Westen, Nubien, und weitere Strecken der Afrikanischen Ostküste, endlich auch Sicilien und verschiedene Küstenländer des Mittelalters wurden ihre Beute. Sie drangen bis in die Mitte von Frankreich, wo aber Karl Martell's Schwert ihre weitere Fortschritte hemmte. Die Verhältnisse Arabiens und der übrigen Welt erklären diesen reißend schnellen Gang der Eroberung. Abgesondert von allen andern Völkern durch schwer zu durchbrechende Naturgrenzen, hatte Arabien Jahrtausende lang ein isolirtes und freies Daseyn fortgeführt. Unbekannt, aber unertödtet schlummerten dort die vom Verhängniß vorbereiteten Kräfte, die nur eines Anstoßes bedurften, um mit wunderbarer Wirkung sich zu entfalten. Der Funke des religiösen Enthusiasmus, durch einen genievollen Mann hervorgerufen, fiel in die entzündbaren Gemüther der Wüstenbewohner. Bald war das weite Arabien von einer Flamme lodernd, welche, da sie auch jenseits der

Wüste mancherlei Brennstoff, und bei der verderbten Beschaffenheit der religiösen und politischen Verhältnisse des Auslandes, nur wenig Widerstand fand, schnell um sich griff, und den ganzen Erdball zu bedrohen schien.

Aber im Maaße der Ausbreitung verminderte sich die Energie des Arabischen Reiches. Der Thron der Chalifen, der zuerst in würdevoller Einfachheit zu Medinah stand, wurde bald in dem prächtigen Damaskus und dann in dem neuerbauten, überherrlichen Bagdad aufgeschlagen. Die Beherrscher der Gläubigen, da eine halbe Welt ihrem Wink gehorchte, hatten keinen Grund weiter, nach Mehrerem zu streben; Behauptung des Besitzes und Genuß schien nun die Hauptsache. Der religiöse und kriegerische Enthusiasmus lebte wohl noch einige Zeit in ihren Feldherren und Streitern fort; sie selbst ergaben sich allmälig der feineren und weichlicheren Sitte — einige Bessere auch der edlen Sorge für die Künste des Friedens. Dazu kam die einheimische Zwietracht der Saracenen, die erbliche Feindschaft zwischen den Anhängern und Gegnern Omars und Ali's, die Unterdrückung von Mohammeds Enkeln durch das Haus Ommajah, die spätere Rache, welche an diesem die Abassiden nahmen, und, durch die Flucht eines Ommajahdischen Prinzen nach Spanien, die Zerspaltung des Weltreichs in die zwei feindseligen Chalifate von Bagdad und Cordova. Die getheilte, oder gegen sich selbst gerichtete Kraft mochte jetzt nach Außen nimmer so gewaltig seyn: aber erst im folgenden Zeitraum begann die Hauptzerrüttung; und den streitenden Dynastien blieb — wie tödtlich sie unter einander sich anfeindeten — doch, mit wenigen Ausnahmen, der Haß gegen die Christenheit gemein.

Kultur. Ueberhaupt.

Dem allgemeinen Charaktergemälde des Zeitraums setzen wir noch einige Hauptzüge bei. Die Welt bleibt — wiewohl ungleich — getheilt zwischen Römischer Entartung und nordischer Barbarei. Nicht nur die Menschen, auch die Länder tragen den Stempel solcher Zeit. Die Denkmale der Kunst und des Fleißes, die Spuren der Wohlhabenheit und des Geschmackes verschwinden; die festen Wohnungen zusammengedrängter Geschlechter, die Mütter der Geselligkeit und höherer Menschenbildung, die Städte, sinken in Staub. In Attila's weitem Reich war nicht eine Stadt: halb Europa diente zu Weideplätzen, zu Lagerstätten unstäter Kalmükischer Horden.

Minder verwüstend als die Asiatischen waren die Germanischen Stämme. Nur die Vandalen haben den schaudervollen Ruhm der Hunnen durch ähnliche Zerstörungswuth erreicht. Andere Völker, vor Allen die Langobarden, freuten sich: nach ausgetobtem Siegesrausch, der friedlichen Künste ihrer Besiegten: und auch in der Heimath waren einige Stämme, zumal unter den Sachsen, dem Ackerbau geneigt. Dasselbe und in noch höherem Grade fand bei mehreren Wendischen Völkern statt, bei welchen wir elbst Spuren des Kunstfleißes finden. Jenseits der Wenden herrschte völlige Barbarei.

Im Ganzen ist Europa, nach dem Untergang des Abendländischen Reiches, in dem Zustand der Wildheit und Verödung. Brandstätten, Trümmerhaufen, weitere Einöden bezeichnen den Weg der Völkerströmung und das Unheil der Zeit. Der Pflug und die Werkzeuge des Gewerbfleißes sind fast allenthalben nur in der zitternden Hand von wehrlosen

Besiegten, deren Zustand theils wirkliche Sclaverei, theils ähnlich derselben durch eigenmächtigen Druck und Verachtung ist. Die herrschenden Nationen liegen dem Krieg, der Jagd, höchstens einiger Viehzucht ob. Rohe Sitte, freche Gewalt treten an die Stelle Römischer, zahmer Verfeinerung, Verdorbenheit und Schwäche.

Fast gleich ausgedehnt, doch minder zerstörend als die von Norden gekommenen, waren die Saracenischen Züge. Selbst im Zeitpunkt des frisch entglühten Fanatismus ehrten die Araber die wesentlichen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, schonten der Städte, begünstigten Ackerbau und Industrie. Später, als ihre wilde religiöse Schwärmerei nachgelassen, wurden sie die Väter einer, die europäische, Jahrhunderte hindurch, anerkannt und weit überstrahlenden Kultur.

Sitten.

Das Sittenverderbniß Roms dauerte fort, wiewohl seine Pracht durch die barbarischen Plünderungen kläglichst beschränkt ward. In Konstantinopel vermehrte sich dieselbe durch den dort koncentrirten Reichthum und durch den mit Verächtlichkeit steigenden Stolz des Hofes. Aber die Laster des Luxus und der Korruption wurden allmälig, durch das Sinken des guten Geschmacks, und durch die wachsende Zahl der Barbaren im Kaiserreich, mit jenen der Roheit gepaart. Die moralische Nichtswürdigkeit erreichte ihre Vollendung.

Die rohe Einfalt der teutschen Sitten — in Neigungen, Lebensweise, bürgerlicher und Familien-Ordnung sich aussprechend — blieb auch in den neuen Wohnsitzen an den Eroberern und Herrschern kenntlich. Zwar die Genüsse vermehrten sich durch die reiche Kriegsbeute und den Besitz der

Macht; aber derselbe barbarische Geschmack, wie vordem in den heimathlichen Wäldern, thronte jetzt in den Römischen Lustgärten und Palläſten. Auch auf die Provinzialen, wiewohl unter diesen noch durch einige Geschlechtalter die Liebe der Gesittung fortlebte, ging allmälig die Rohheit der Sieger über: Gallien, Hispanien, ein großer Theil Italiens versanken in nordische Barbarei. Dagegen konnte die Reinheit der Alt-Germanischen Sitte, die Treue und Wahrheit im Gemüth, der einfältig fromme Sinn, die Unverdorbenheit der ganzen Natur unter den neuen Verhältnissen der Eroberung, des Reichthums, der regellosen Herrschaft sich nicht erhalten. Die Leidenschaften wurden entfesselt. Ehrgeiz, Habsucht, Hang zu sinnlichen Genüssen legten die Schaam ab; fortgesetzter Mißbrauch der Gewalt tödtete das Gefühl des Rechts; der Freiheitsstolz — der wahre Adel der Seele, ging unter mit der Freiheit selbst; die Nation theilte sich in trotzige Tyrannen und demüthige Knechte.

Daher finden wir in den Geschichten dieser Zeit nicht nur jene schaudervollen Scenen, welche die gewöhnlichen Folgen der Kriegswuth unter barbarischen Horden sind, nicht nur — auch in einheimischen Zänkereien, selbst im Familienkreis und unter den Edelsten der Nation — die häßlichsten Aeußerungen einer fast thierischen Wildheit; sondern wir werden auch fast ohne Unterlaß durch den Anblick jener verworfenen und teuflischen Laster — als der Tücke, des Verraths, des Meineids — empört, welche sonst die traurigen Auswüchse der Civilisation heißen, aber in der Vereinbarung mit Rohheit und Aberglauben noch frecher und scheußlicher sind.

Freilich trifft nicht alle Völker dies Urtheil gleich. Die Teutschen, die in der Heimath blieben, bewahrten treuer die alte Sitte. Auch unter den erobernden Stämmen erwarben Einige — wie die Ostgothen, noch mehr die Langobar-

den, deren Gemüth die Wildheit nicht hatte, welche ihr Aeußeres zu verrathen schien — den Ruhm der Menschlichkeit und selbst liberaler Gesinnung. Auch die Westgothen — nur daß bei diesen der Aberglaube seine düstere Herrschaft übte — verläugneten nicht völlig die Alt-Germanische, edle Weise. Aber durchaus schlecht wurden die Franken, und da sie zum herrschenden Volk sich aufschwangen, so ging von ihnen das Verderbniß auch auf die Andern über.

Völkerverkehr und Handel.

So wie die Wellen der Völkerwanderung über den Ländern zusammenschlugen, so gingen mit den übrigen Einrichtungen und Künsten der Gesittung und des Friedens auch Völkerverkehr und Handel unter; nicht nur als natürliche Folge der unaufhörlichen Kriege, sondern wegen des Charakters und der Verhältnisse der Sieger. Dieselben kannten nicht, und verachteten in ihrer Rohheit die Segnungen der Civilisation, den Gewinn des stillen Fleißes, die Wohlthaten des die Genüsse vervielfältigenden, völkervereinenden Handels. Gewalt war ihre einzige Kunst, Raub ihre Erwerbquelle, und — bei der gleichen Gesinnung aller mit- und nachströmenden Völker — das Schwert die einzige Bürgschaft des Besitzes. Also zerrissen plötzlich die alten Bande des gegenseitigen Vertrauens, des freundlich nähernden Bedürfnisses: und abermals wurden die Worte „Fremder“ und „Feind“ gleichbedeutend. Auch der einheimische Verkehr stockte. Waffengetös verscheuchte, Sclaverei erdrückte die bürgerliche Industrie. Die Ausartung der Allodial-Verfassung sowohl als die Anarchie des Feudal-Systems lösten die Völker in eine Menge kleiner, nach Selbstständigkeit strebender, unter einander feindseliger Herrschaften auf; die öffentliche Sicherheit, die Be-

dingung des friedlichen Verkehrs entfloh; es begann die eiserne Zeit des isolirenden Faustrechts.

Doch nicht leicht wird die Gesittung, wo sie einmal tiefe Wurzeln geschlagen, wieder völlig ausgerottet. Welche Städte durch ihre Lage am Meer oder an großen Strömen begünstigt, und durch Volkszahl oder Besitzungen stark genug waren, um einige Selbstständigkeit unter der allgemeinen Zertrümmerung zu behaupten, dieselben setzten wenigstens einen Theil der ererbten bürgerlichen Gewerbe fort, und trieben etwas Handel — mühsam und kümmerlich — auf den von Barbarei umlagerten, doch noch unvergessenen und nicht ganz vertilgten Bahnen. Die Städte am Rhein, einige am Atlantischen und am Mittelmeer, vorzüglich aber die Italischen Städte, waren hierin vor Andern glücklich.

Im Morgenlande verfiel der Handel weit minder. Konstantinopel, durch seinen Reichthum und seine Schwelgerei, gab ihm Leben in einem weiten Kreise; ja, es wurde die erste Handelsstadt der Welt, als Alexandrien, welches früher solchen Rang behauptete, in die Hände der Saracenen gefallen war.

Eine große Umwälzung in den Handelsverhältnissen wurde durch die Eroberungen der Saracenen bewirkt. Der Inner- und Südasiatische Handel kam fast ganz in ihre Hände. Auch mit der Afrikanischen Ostküste bis weit in Süden und mit einigen wichtigen innern Ländern dieses großen Welttheils trieben sie lebhaften Verkehr. Doch erst im folgenden Zeitraum erreichte der Handel, wie überhaupt die Gesittung der Araber, solche Ausbreitung und festgegründetes Gedeihen.

Kunst und Wissenschaft.

In Bezug auf Kunst und Wissenschaft war der Einbruch der Barbaren in's Römische Reich das Signal einer

allgemeinen Verwilderung. Nur in wenigen Ländern — wie im Orient, zumal in Konstantinopel, dessen Mauern den Wogen der Völkerwanderung trotzten, und in Italien, dessen milder Himmel selbst die Barbaren sänftigte, auch in einigen auserlesenen Gegenden Spaniens und Galliens blieb ein dürftiger Rest des Geschmacks und der Wissenschaft. Ueberall sonst, mit Ausnahme der am Ende des Zeitraums erblühenden Arabischen Kultur, war, oder ward vollendete Barbarei und Nacht.

In diesen wenigen Worten liegt die Summe des vorliegenden Gegenstandes, so weit er den Welthistoriker interessirt. Ein leeres Blatt bezeichnet am getreusten den Zustand der Kunst und Wissenschaft bei barbarischen Völkern. Aber auch da, wo nur knechtisches Fortüben der ererbten Kunst, demüthiges Wiederholen überlieferter Formeln ist, wo fast alle Künstler und Gelehrte den gemeinsamen Stempel derselben Mittelmäßigkeit (größtentheils auch völliger Werthlosigkeit) tragen, und kaum Einer durch wahre Genialität, oder eine merkwürdige Individualität sich auszeichnet — da begnügt sich die Weltgeschichte mit solcher allgemeinen Charakteristik. —

Das fünfte Jahrhundert indessen hat, außer einer bedeutenden Anzahl kirchlicher Schriftsteller, noch mehrere achtungswerthe (zwar nicht fortschreitende, jedoch das Alte bewahrende) Lehrer der Real-Wissenschaften, zumal in Alexandrien, hervorgebracht. Die Geschichte dagegen, ein Paar historische Dichter von Verdienst abgerechnet, ist äußerst dürftig.

Doch begann gegen das Ende des 5ten Jahrhunderts, und dauerte durch die Hälfte des sechsten fort, die — vergleichungsweis — glückliche Periode von Theodorichs und Justinianus M. Regierung. Der Ostgothische König —

wiewohl selbst ungelehrt, und bei seiner eigenen Nation die kriegerische Barbarei aus Grundsätzen begünstigend — war der Römischen Kunst und Wissenschaft liberaler Gönner, und erweckte — so viel vermag die Gunst der Könige — noch einige edle Talente. Sein vortrefflicher Minister, Cassiodorus, und Liberius, desselben Kollege waren Zierden ihrer Zeit. Beide genossen fortwährend Theodorichs Gnade. Aber Boethius, der tugendhafte Weise, durch Geburt und Ehrenstellen, Talent, Wissenschaft und Patriotismus gleich ausgezeichnet, starb als Märtyrer der Freiheitsliebe.

Justinians Regierung, durch Siege und Gesetzgebung verherrlicht, wurde auch durch Künste geziert. Die Baumeister, Anthemius von Tralles, und der Milesier Isidorus dienten durch ihr ausgezeichnetes Talent der Eitelkeit des Kaisers, welcher überall in seinem weiten Reich eine unzählbare Menge von Gebäuden, zur Pracht, zur Andacht, zum bürgerlichen und Kriegsgebrauch aufführen ließ. Der Sophientempel in Konstantinopel ist unter demselben am meisten gepriesen worden; doch hätte er in Perikles oder Augustus Zeit nur mäßigen Beifall erhalten. Auch die Real-Wissenschaften wurden unter Justinian nicht ohne Erfolg betrieben.

Justinian hieß die heidnischen Philosophen schweigen: aber ihre Hauptlehrer, Plato und Aristoteles, herrschten fort auch in den christlichen Schulen. Das Ansehen des Stagiriten wurde durch Johann Philoponus (im 7ten Jahrhundert) mächtig erhoben; noch mehr durch Johann von Damaskus (im 8ten), welcher sein Lehrgebäude der Theologie auf die Peripathetische Weisheit gründete, und hierdurch der Scholastischen Philosophie das Daseyn gab. Auch Isidor und Beda im Abendlande waren Freunde des Stagiriten.

Im 7ten Jahrhundert litt die Kunst durch den Fanatismus der Araber, im 8ten durch jenen der christlichen Bilderstürmer mannigfaltigen Verlust. Die politischen Erschütterungen, welche durch beide veranlaßt wurden, setzten diese klägliche Wirkung auch auf die Wissenschaft fort. Weiter hin herrschte Feudal-Tyrannei und eisernes Faustrecht. Die Musen, hier durch Kriegslärm, dort durch fanatisches Geschrei, überall durch Sclaverei und Noth verscheucht, flohen aus der christlichen Welt, im Reich der Chalifen eine Freistätte suchend.

II.

Speciellere Geschichte.

Geschichte der Völkerwanderung.

Einleitung.

Hochasien und seine Bevölkerung.

In den Blättern der Geschichte ist wohl keine Umwälzung verzeichnet, welche an Ausdehnung, Charakter und Folgen so wichtig und imponirend wäre, als die große nordische Völkerwanderung. Sie gab dem historisch merkwürdigsten — ja damals fast allein bekannten — Theile der Welt eine allgemeine Erschütterung, und mehr als der Hälfte desselben eine völlige Umstaltung. Neue Menschen, neue Sitten, Verfassungen, Gesetze, Angelegenheiten und Verhältnisse, neue Staaten und Sprachen, neue Charaktere und Namen erscheinen plötzlich, und alles Alte verschwindet. Eine neue Ord-

nung der Dinge, fast ohne Zusammenhang mit der alten, und Schöpferin der spätesten Zukunft, erhebt und begründet sich, nicht nur für den Schauplatz der Wanderungen, sondern für die ganze Welt; da sie die Geschichte derjenigen Völker bestimmt, welche später an die Spitze des Menschengeschlechts sich schwingen, und durch Waffen, Geist und Handel über den Erdkreis gebieten.

Gleichwohl ist diese große Völkerwanderung mehr nur durch ihre Ausdehnung und ihre bleibenden Wirkungen als durch einen eigenen Ursprung und Charakter von vielen andern verschieden, welche ihr vorangingen und folgten; und die Ursachen dieser Verschiedenheit haben wir nicht bei den wandernden Horden selbst, sondern in den allgemeinen Zeitumständen und den Verhältnissen der überströmten Länder zu suchen.

Das Römische Reich, mit den mannigfaltigsten und herrlichsten Schätzen der Natur, der Kunst erfüllt, war hierdurch und durch die von Geschlecht zu Geschlecht mit dem innern Verderbniß zunehmende Schwäche, schon seit Jahrhunderten ein lockender Gegenstand für die vielen, längs seiner unermeßlichen Grenzen hausenden Barbaren gewesen. Die Kaisergeschichte enthält von den dadurch veranlaßten Einfällen mannigfaltige Beispiele. Zwar gelang es den Teutschen noch nicht, Wohnsitze in den Römischen Ländern zu nehmen; sie mußten sich auf flüchtige Raubunternehmungen beschränken, oder sie wurden durch die Ueberzahl der herbeieilenden Legionen erdrückt; aber an den Grenzen selbst erschienen fast in jedem Jahrhundert wieder neue Völker, von welchen früher nichts war gehört worden, und welche aus fernen Gegenden des Aufgangs oder der Mitternacht sich herangewälzt hatten. Auf solchen Zügen wurden die ältern Einwohner entweder verdrängt, oder den neuen Ankömmlin-

gen einverleibt, und Germanien mit den umgebenden Ländern blieb ein getümmelvoller Schauplatz von Volkswanderungen, deren Richtung zwar mitunter sich durchkreuzte, dem Hauptstrom nach aber von Nord und Osten gegen die Römischen Grenzen ging.

Von Geschlecht zu Geschlecht wurden diese Grenzen schwächer; es war unausbleiblich, daß die oft zerrissenen Dämme zuletzt gänzlich einbrächen, und die wilde Flut über die innern Länder sich ergösse. Der ganze Süden war reich und schwach, der Norden stark und arm; jener mußte die Beute von diesem werden.

Aber diese große Umwälzung wurde beschleunigt und vollständig gemacht durch einen, im verhängnißvollsten Zeitpunkt gekommenen, gewaltigen Stoß aus Asien auf die wogenden Völkermassen Europens. Und so wie ein schon hoch gehender Fluß, wenn plötzlich in denselben ein wild anschwellender Bergstrom sich ergießt, auf einmal über alle einstürzenden Ufer und unaufhaltsam bricht: also stürzten sich die längst rührigen und mühsam eingedämmten Völker Germaniens, als der Hunnische Strom daher brauste, allgemein und allgewaltig über das Römische Reich.

Wir wollen einen Blick werfen auf jene geheimnißvolle Steppe, das große Vorrathshaus von Völkern, wo unversiegbar die Quellen springen von länderverwüstender, weltumkehrender Strömung.

Von der Nähe der Kaspischen See bis zum Morgenländischen, und in fast gleicher Entfernung vom Indischen und vom Eismeer, erhebt sich ein mächtiger Erdbuckel, unermeßlich lang und breit, überlaufen von mannigfaltig sich kreuzenden Gebirgen, die Grundmasse der ganzen Asiatischen Erde. Von einzelnen Bergjochen und Bergketten wissen wir theils ältere, theils neuere Benennungen (doch meist das

Letzte, weil die alte Erdkunde nicht weit über die Grenze dieses Hochlandes reichte); auch einige Wege durch die ungeheure Steppe haben Handelsgeist, Religionseifer, kühne Neugierde und Zufall einzelnen Reisenden oder auch größeren Karavanen und Gesandtschaften gebahnt: gleichwohl ist weder der Umfang und die eigentliche Gestalt des ganzen Erdbuckels, noch die Lage, Höhe, Richtung und Verkettung der einzelnen Hauptjoche bestimmt. Aber diese Unerforschtheit — fast Unerforschlichkeit — ist eben der imponirendste Charakter der Steppe, und die Erklärung, warum in ihrem weiten Bezirk die wilde Freiheit ewig herrscht, und die zahme Ebene umher unablässig mit Verwüstung bedroht. Auch mögen wir aus den gewaltigen Strömen, welche von dem Hochlande herab nach allen Weltgegenden sich ergießen, dessen Umfang schätzen, aus der Lage und Richtung der entgegengesetzten Quellen auf seinen allgemeinsten Umriß schließen, und selbst die Hauptpartien des großen Gebirgs durch genaue Vergleichung und Verbindung der verschiedenen Nachrichten auffinden.

Der Oxus und Jaxartes (h. z. T. Amur und Sir Daria), jener als vielbefahrener Kanal des Nordischen Handels, dieser als Grenze zwischen Iran und Turan merkwürdig, in Westen; der mächtige Oby, mit seinem gleich starken Gefährten, dem Irtisch, der Jenisey, der König der Flüsse im alten Kontinent, mit den brausenden Gewässern der Selinga, Angara und des wundervollen Sees Baikal, uud hierauf die wenig geringere Lena in Norden; der Onon und Kerlon — vereinigt Amur genannt — Tungunsiens großer Fluß, und die Chinesischen Hauptströme, der Hoang-ho und Yanse-kian in Osten; endlich in Süden die drei Hauptflüsse der hintern Indischen Halbinsel, der Menam Kom, der Menam und der Ira-

batti, eben so viele in Vorder-Indien, der vielarmige Indus, der heilige Ganges und sein Bruder, der gleich starke Burramputre, alle diese großen Ströme und unzählige kleine entfließen dem Asiatischen Hochland. Wie ungeheuer muß das Gebiet seyn, das eine solche Wassermasse erzeugt? und welcher Wechsel von Höhen und Thalgründen, welche mannigfaltige Richtung und Verschlungenheit der Bergreihen und Steppen läßt in solch einem Raum sich denken? Auch inländische Flüsse, die in der Steppe versiegen, oder in Steppenseen sich münden, enthält Hochasien. Sein Flächenraum muß weit über 100,000 Quadratmeilen betragen.

Zwei Hauptheile — durch Lage, Beschaffenheit und Bewohner von einander gesondert — lassen sich in diesem Hochland unterscheiden; das Gebiet des Mustag, und jenes des Altai. Das erste führt meistens den Namen der Tartarei, das zweite der Mungalei.

Der Mustag, der Imaus der Alten nach Rennel, thront zwischen der großen und kleinen Bucharei, und sendet starke Arme nach allen Richtungen bis in die weitesten Fernen aus, und steht in Osten und Nordosten durch den rauhen Mussart mit dem Bogdo-oola und Altai, demnach der Mungalischen Bergregion, in Zusammenhang.

Von derselben scheint der große Bogdo, welcher zwischen den Quellen des Irtisch und der Selinga seine wolkennahen Scheitel hebt, der Hauptstock zu seyn. In zwei mächtigen Ketten geht von ihm in Nordosten der metallreiche Altai, in Südosten aber der Kangai aus. Der erste sendet seine Arme nach den äußersten Enden Sibiriens; der zweite läuft nördlich über China hinweg, bis nach Corea und Japan. Auch mit den Ketten des Mustag und des fernern Ural im Südwest und Nordwest steht der Bogdo mittelst des Mussart und der Alakberge in Verbindung.

Im Ganzen ist das Mungalische dem Tartarischen Hochlande in Nordosten gelegen. Quer durch beide Regionen aber, und gleichfalls in nordöstlicher Richtung, von den Quellen des Ganges bis zum Gebiet des Amur zieht sich — in vielen Stellen über hundert Meilen breit, und in der gesammten Ausdehnung an 30,000 Quadratmeilen haltend — die hohe, kalte, wasserlose Wüste Gobi oder Shamo hin, nur hier und da mit dürftigem Gras — an vielen Stellen mit flechtenartig aufsprießendem Salz, an andern mit immergrünen Kali-Pflanzen bedeckt — überhaupt eine grobsandige und steinichte Bergfläche, von welcher man nordwestlich auf einigen, von der Natur selbst gebahnten Straßen, in allmäliger Senkung nach vielen Tagreisen zur Sibirischen Grenze gelangt, südöstlich aber auf schnellerer Abdachung durch immerwährende Wildniß bis zur großen Mauer und nach China herabsteigt. Nördlich an diesem Reiche, fast bis zu den Ufern des Amur und bis an die Nähe des Oceans, zieht sich von der großen Wüste aus eine breite, unwirthbare — meist mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgsreihe, doch schon keine Steppe mehr, sondern eine Abwechslung von Höhen, Thalgründen und Flächen, wo die wilden Dauri und die unstäten, weitverbreiteten Tungusen hausen, und wo das Vaterland der Mantschu, der letzten Eroberer von China, ist.

Wenn wir die Bergreihen, welche wir nannten, und die Ströme, welche denselben entspringen, in ihrem ganzen Laufe verfolgen, so gelangen wir an die äußersten Enden Asiens, in Nord und Süd. Für jetzt aber haben wir blos die hohen Steppenländer im Auge, von den östlichen Ufern des Jaxartes bis zu den Niederungen des Amur, und die zusammengedrängten Gebirgsmassen von der Sinesischen und Indischen bis zur Sibirischen Grenze.

Die natürliche Beschaffenheit dieses rauhen Berg- und

Steppenlandes hat für dessen Bewohner gebieterisch, und wohl unwiderruflich, Lebensweise, Verfassung und selbst Charakter bestimmt; und wenn wir dasjenige, was schon Herodot von den alten Scythen berichtet, mit den Erzählungen der Chinesischen Annalisten von Hirtenvölkern der Wüste, so wie mit den Zeugnissen Römischer und Byzantinischer Schriftsteller von der Völkerwanderung, mit den abendländischen und morgenländischen Trauergeschichten von Türkischen, Mongolischen und Tartarischen Zügen, mit den Schilderungen der Europäischen Reisenden, welche im Mittelalter Hochasien durchwanderten, endlich mit den gründlichen, meist an Ort und Stelle unternommenen Forschungen neuer Gelehrten vergleichen: so erkennen wir die wunderwürdigste Gleichförmigkeit des Zustandes und der Sitten unter zahllosen Völkern eines unermeßlichen Raumes und einer durch Jahrtausende laufenden Zeit.

Alle Rauhigkeit, die unter einem nördlichen Himmel der ungebändigte Naturzustand des Menschen erzeugen mag, ist und war von jeher der Charakter der Scythischen Horden. Dem Ackerbau fremd, theils durch die Beschaffenheit des Landes, theils durch Abneigung, bleiben sie in ihren unwirthbaren Steppen für Nahrung und Kleidung auf die einfachen Erzeugnisse der Viehzucht und der Jagd beschränkt. Beide Beschäftigungen, zumal in unfruchtbarem Lande, entfernen von allen Künsten wie von allen Bequemlichkeiten der Civilisation. Mit Mangel und Mühseligkeit vertraut, und an Blutvergießen durch unaufhörliche Tödtung zahmer und wilder Thiere gewohnt, erwirbt der nordische Nomade eine, mit seinem Klima harmonirende Härte des Körpers wie der Seele. Unbekannt mit feinern oder sanftern Empfindungen, den wilden Affekten seine ganze Kraft hingebend, ist kein anderer wie Er geschickt und geneigt zur Gewaltthat und zum

Krieg, dessen Vorbild und Schule, Jagd und Wanderung, sein tägliches Geschäft, sein Vergnügen, ja fast die Summe seines Lebens sind. Der Besitz des Pferdes vermehrt die Furchtbarkeit dieser kriegerischen Horden, und bringt die, in ihren eigenen Wildnissen Unangreifbaren, mit überraschender Schnelligkeit nach den fernsten Fluren eines unvorbereiteten oder weichlichen Feindes.

So tapfere Männer, und welche die Segnungen der bürgerlichen Gesellschaft verschmähen, scheinen sicher auch vor den Gefahren derselben, und geeignet zur vollständigen Behauptung der Freiheit. Indessen sind doch die Tartaren vielfältig Sclaven gewesen; und die Freiheit so wenig als die Despotie hat fest bei ihnen wurzeln, oder zu einem anerkannten Recht sich erheben mögen.

Zwar die Freiheit ist dem Menschen von Natur gegeben, doch ist sie als solche nur eine thierische Freiheit. Jene, welche wahrhaft menschlich ist, sie, das kostbarste und edelste der Güter, wird ihm nur im Zustand der Veredlung, nicht in jenem der tiefsten Rohheit zu Theil. Der Gewaltthätige wird leicht Raub der Gewalt, der Ungerechte ist selbst dem Unrecht preis, der Herrschsüchtige muß gehorchen, der Dumme wird zur Beugung des starken Nackens beschwatzt. Die Sclaverei der Tartaren ist nicht minder lehrreich, als der Germanier Freiheit.

Die Urverfassung unseres Geschlechtes, die patriarchalische, herrscht für und für unter den vielnamigen Völkern der Steppe. Aber nicht in der schönen Gestalt, worin wir sie im grauen Alterthum und zum Theil noch heute bei einigen sanftern, natürlich guten oder durch Verhältnisse humaneren Nomaden erblicken, sondern in der Ausartung, welche die Folge rauher Sitte ist, und einer naturwidrigen Uebertreibung. Der Stammesälteste, oder wer sonst nach

hergebrachtem Familien-Erbrecht das Haupt der Horde wird, soll, dem Begriff seiner Würde nach, die Glieder derselben als Familienglieder mit väterlichem, nicht mit herrischem Ansehen in Krieg und Frieden führen, richten, in Ordnung halten. Aber die allgemeine Ungeschlachtheit der Glieder leitet auch das Haupt zu wilder Gewaltthat oder tyrannischer Willkür; die Geschäfte der Wanderungen, noch mehr des Krieges, welchen Raubsucht, Hunger, Rache und Stolz unter den Horden unabläßig entzünden, erheischen einen strengen Oberbefehl, und die Schicksale des Krieges unterwerfen zwanzig, fünfzig, hundert Horden einem glücklichen Anführer. Derselbe ist der Besiegten, nicht nach dem Familienrecht, sondern nach dem des Krieges, Herr. Aber die siegende Horde macht mit jenen jetzt eine größere Vereinigung aus; und es werden alle zusammen von der gegenseitig übertragenen, demnach gedoppelten, väterlichen und herrischen Gewalt unterdrückt. Wenn dann die schwellende Fluth in die südlichen Länder sich ergießt, weichliche Völker, von jeher der Sultans-Regierung gewohnt, eine Beute der nördlichen Hirten werden: alsdann sieht der übermächtige Chan sich als den Erben der unbedingten Herrschaft der von ihm gestürzten Thronen an, wird auch von den niedergetretenen Völkern als solcher betrachtet, und legt durch den dienstbaren Arm der Besiegten seinen ältern, siegreichen Unterthanen das gleiche Sclavenjoch auf. So oft die Tartaren als Eroberer auszogen, so oft — und nichts konnte wohl gerechter seyn — sind sie Knechte geworden. Doch bleibt noch einige Zeit wenigstens die Erinnerung derselben, und eine äußere Form der Freiheit in den Kurultai's oder großen Reichstagen übrig, auf welchen, nach der heimathlichen Sitte, der Chan, seine Prinzen und die Mursa's (oder Stammeshäupter) mit ihrem kriegerischen Gefolge erscheinen, und gemeinschaftlich

über die großen National-Angelegenheiten sich berathen. Selbst die Welteroberer aus des großen Dschengis Hause hielten noch solche Kurultai's, ja es wurden mehrere Groß-chans auf denselben gewählt. Später arteten sie wohl bei der Konsolidirung des Despotismus in leeres Hofgepränge aus; und die südlich angesiedelten Stämme versanken in die allgemeine Dahingebung und Schwäche der Besiegten. Aber diese Annahme von fremden Sitten, meistens auch von fremder Religion, führte allmälig eine Scheidewand zwischen ihnen und ihren daheim gebliebenen Brüdern auf, und es erwachte dann gewöhnlich um so energischer der Geist der Freiheit in Norden wieder. Die Stämme der Wüste warfen das Joch der von ihr ausgegangenen, aber weichlich gewordenen Monarchen ab, und man sah das alte, feindselige Verhältniß von Iran und Turan wieder.

Ungeachtet der im Ganzen fast gleichförmigen Beschaffenheit des Asiatischen Hochlandes, und der hiernach auch unter dessen Bewohnern herrschenden Aehnlichkeit, in Sitten, Lebensweise und rein klimatischen Zügen, können wir gleichwohl eine Sonderung derselben in zwei Hauptstämme oder Raçen, nach gewissen abstechenden Verschiedenheiten und genetischen Charakteren, deutlich erkennen. Der eine ist der Tartarische, der andere der Mongolische Stamm.

Der Tartarische Stamm (wohl auch der Kaukasische genannt, weil er am Kaukasus in vorzüglicher Ausbildung erscheint, und von dort aus in viele südliche und westliche Länder ging) hat zu Charakteren einen regelmäßigen, fast runden Schädelbau, ein ovales Gesicht, ein schönes Verhältniß der Züge, eine weiße, jedoch leicht braun werdende Hautfarbe mit frischem Incarnat, und dunkles Haar. Der Hauptsitz dieser Tartaren ist vom Kaspischen Meer bis zum Gebirg Altai, in den Arabischen Ländern, und in der großen und

kleinen Bucharei. Aber sie haben sich noch in viele Länder nach allen Weltgegenden ausgebreitet. Nördlich und westlich am Kaspischen Meer, am Jaik, an der Wolga, in der Krim und Kuban, in verschiedenen Gegenden Siberiens (doch hier in bunter Vermischung mit Mongolischen, Kalmuckischen und Finnischen Stämmen) in einem großen Theil Persiens u. s. f. hausen Tartaren; und die weit verbreiteten Türken, mit deren Namen Turuk die Tartaren sich selbst benennen, sind ihre Geschlechtsverwandten. Man glaubt, daß auch die Tibetaner und Japaner zu dieser Raçe gehören. Die Tartaren scheinen nicht ursprünglich für Kultur und geistige Bildung geneigt, wie zumal die Bucharen (freilich weit weniger die Türken) zeigen; und selbst unter den nomadischen Stämmen, besonders denjenigen, welche dem Russischen Scepter gehorchen, trifft man bisweilen einige Anfänge der Civilisation, und wenigstens vergleichungsweis sanftere Sitten.

Dagegen sind die Mongolen und Kalmucken um so hartnäckigere Barbaren, und gleich häßlich an Leib und Seele. Die von ihnen so benannte Mungalische Bergregion ist ihr Hauptsitz; und wenn auch die Tungusen, mit den Lamuten, Dauren und Mantschuren, und die Korjäkischen Stämme mit den Tschuktschen und Kamtschadalen, zu ihrer Raçe gehören, so haben sie fast den ganzen Nordost von Asien erfüllt; so wie höchst wahrscheinlich in Südosten die Sinesen und Koreaner von ihnen stammen.

Die Mongolen oder Mungln, welche eigends solchen Namen führen, theilen sich in die gelben oder Scharra- und die Kalkas-Mungln, wovon die letzten südlich an den ersten hausen. Die Kalmucken aber, welche bei Vielen für einen eigenen, von den Mongolischen getrennten Haupt-

Stamm gelten, und westlich an den eigentlichen Mungln wohnen, werden in die Torgauten, Soongaren, Choschoten u. a. unterschieden. Auch leitet man von ihnen die Samojedischen und Finnischen Völkerschaften ab.

Die Mungalische, und vorzugsweise die Kalmuckische Raçe charakterisirt sich durch eine kleine Statur, einen untersetzten, sehr muskulösen Körperbau, gelblichte Hautfarbe, schwarzes, steifes und dünnes Haar, einen fast viereckigen Schädel und häßliche — man möchte sagen nur halbvollendete — Gesichtszüge. Ihre Augen sind klein, die Nase eingedrückt und weit offen, das ganze Gesicht flach, breit und beinahe bartlos. Wohl kommen, bei der weiten Verbreitung dieses Stammes, klimatische Nuançen vor, aber die Hauptcharaktere bleiben kenntlich.

Es ist wohl begreiflich, daß unter diesen zahlreichen Völkern Hochasiens, und weiter hin nach Nord und Süd, ein vielfacher Wechsel der Herrschaft und der Unterwerfung, des Untergangs und Wiederauflebens seit unfürdenklichen Zeiten werde gewesen seyn. Aber wenn auch die deutlichsten Nachrichten darüber vor uns lägen, so müßte die Aufzählung solcher — nach einförmigen Gründen und einförmigen Wirkungen — ewig wiederkehrenden Revolutionen ein mühsames, wohl auch trockenes und wenig fruchtbringendes Geschäft seyn.

Ohne daher den Chinesischen Annalisten (oder ihrem fleißigen Kompilator de Guignes) die sterilen Geschichten von den Völkern des östlichen Hochasiens, als von den To-pa, den Geugen, den Sien-pi — den Goni, Yen u. a. nachzuerzählen, (es waren ohnehin meist dieselben Stämme, die nur je nach dem Namen der herrschenden Horden oder Dynastien, die Benennung änderten) wollen wir unsern Blick allein auf die furchtbaren Hiong-nu richten, deren frühe Macht und lang gedauerte Herrschaft in Osten nicht minder

wichtig ist, als die spätern Thaten ihrer — wahrscheinlichen — Nachkommen, der Hunnen, es in Westen wurden.

Die Hiong-nu.

Zwölfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, etwa ein Menschenalter vor Troja's Fall, ward die Macht der Hiong-nu gegründet. In dem Mungalischen Hochland, in dem Theile der Wüste Kobi, von welchem herab man nach China steigt, standen ihre Gezelte; frühe bedrohten sie „die Wilden des Berges,“ von daher die Sinesische Grenze. Doch erst im dritten Jahrhundert vor Christus, kam der Name Hiong-nu auf (früher wechselten ihre Benennungen nach den Dynastien), und wird ihre Geschichte zusammenhängend. Gegen sie ward die große Mauer gebaut. Tschi-Hoang-ti, der Gewaltherrscher, um Hannibals Zeit, vollendete dieselbe. Aber vergebens! Die Tanjou's — also hießen die erblichen Oberhäupter der Hiong-nu — überstiegen zu wiederholten Malen das schlecht vertheidigte Bollwerk, und erschütterten das innerlich kranke Reich. Ueber den größten Theil Hochasiens, von der Nähe des östlichen Oceans bis zum Irtisch, von der Sinesischen bis zur Sibirischen Grenze, hatten die Hiong-nu ihre schwellende Macht ausgebreitet. In dem Heere der Tanjou's waren über zweimal hunderttausend Reiter. Jetzt, unter dem Vatermörder Me-te, überwältigten die Hiong-nu durch ihre wilde Tapferkeit die wohl geübten, wohlbewaffneten und kriegsgelehrten Chinesischen Heere, erzwangen sich Jahrgelder, und den schimpflichen Tribut von auserlesenen Mädchen des Landes. Die Kaiser von China gaben ihre eigenen Töchter den Umarmungen der Tanjou's preis, und erkauften hierdurch gleichwohl die Ruhe nicht.

Auf den Zeitpunkt der höchsten Macht und Glorie —

wohl auch des allzusichern Selbstvertrauens — der Hiong=nu, folgte in kurzer Frist Verwirrung und Noth. Die Sinesen, durch die Waffen der Barbaren überwunden, erhoben sich wieder durch ihrer Feinde Zwietracht und durch eigene, schlaue Politik. Dieselbe Dynastie der Han, welche so große Demüthigungen von den Hiong=nu erlitten, rächte, nach blutigen und wechselnden Kriegsscenen, die alte Schmach durch einige glänzende Siege, und gab der Macht der Feinde China's durch Aufwiegelung der von denselben unterjochten Horden einen entscheidenden Stoß.

Eine kurze Periode des Wiederauflebens erneuerte die Schrecken des Namens Hiong=nu. Aber innere Spaltung vollendete den Ruin. Die Frage, ob Punu oder Pe Tanjou seyn solle, wurde der Anlaß dazu, denn der Letztere, als der Nebenbuhler ihn drängte, unterwarf sich mit den südlichen Horden, welche ihm anhingen, dem Chinesischen Kaiser (nach Chr. 48). Jetzt mußten auch die nördlichen Hiong=nu den Zwist der Herrscher mit dem Verlust der Unabhängigkeit büßen, und ihr Heil von des Kaisers Gnade erwarten.

Aber unversöhnlich blieben die Chinesen. Nach kurzem Stillstand brachen sie abermals in die Wildnisse, den Vertilgungskrieg gegen die Hiong=nu zu führen. Die Sien-pi — der alten Unbilden eingedenk, die sie von denselben erfahren — und von den Chinesen aufgehetzt — benutzten den Zeitpunkt einer entscheidenden Niederlage, welche diese den Feinden beigebracht, und vollendeten den Untergang des dreizehnhundertjährigen Reiches (nach Christus 93).

In dem Hauptsitz des alten Tanjouats herrschten jetzt die Sien=pi; unter ihnen, mit Aufopferung der Freiheit und des Namens, blieb ein Theil der Hiong=nu — doch wohl der kleinste — zurück, und wurde eines mit den Siegern durch

Vermischung des Blutes. Ein anderer Schwarm zog nach Süden zu den längst abgefallenen Brüdern, welche unter Chinesischer Hoheit lebten. Aber die tapfersten und trotzigsten Stämme des nördlichen Reiches hatten, bei dem unausweichlichen Einsturz desselben, den muthigen Entschluß gefaßt, in dem entfernten Abendland eine, den Waffen und der Herrschaft ihrer Feinde unzugängliche Freistätte aufzusuchen. Unermeßliche Steppenländer lagen vor ihnen; sie schlugen ihr Lager, wo sie Weide und Jagd fanden. Gegen zweihundert Jahre folgte der Blick der Chinesen den Wanderungen der Hiong-nu; doch ungewisser, je weiter sie sich entfernten; endlich verschwanden sie jenseits des Imaus völlig aus ihrem Gesicht.

Die Vergleichung der chinesischen Berichte mit einigen Winken abendländischer Geschichtschreiber und Geographen erleichtert uns das Verständniß beider, und einige sehr natürlich sich darbietende Muthmaßungen verknüpfen die erlöschende Geschichte der Hiong-nu mit der, ein Jahrhundert später anhebenden Geschichte der Hunnen.

Nach langem Umherirren ließ ihre Hauptschaar sich zwischen dem Jaik und der Wolga, in dem Lande Yuen-Pan (wo heute die Baschkiren hausen, und südlich bis gegen Astrakan) nieder. Der Name Groß-Hungarien, welchen noch im dreizehnten Jahrhundert diese Gegenden führten, ist ein Denkmal ihres Aufenthalts daselbst.

Aber die unversöhnlichen Sien-pi ließen nicht ab von Anfeindung der Hiong-nu, drängten diese vom Land der Iguren und vom Ili zurück bis gegen den Jaik, zumal da sie selbst durch die in der Mitte des dritten Jahrhunderts (um 226) emporgekommenen To-pa von Osten gegen Westen getrieben wurden. Auch die Scheu-schen (Geugener) durch einen Räuber, Moko, gestiftet, durch einen andern

Räuber, Tulun, über ganz Hochasien groß, bedrängten die Hiong-nu. Europa wußte nichts von diesen großen Bewegungen, deren wachsender Strom bald nachher von Tanais bis zum atlantischen Meer über die Länder brauste.

Die Hunnen. Anfang der Völkerwanderung.

Die Hunnen — unter diesem Namen erscheinen sie jetzt bei den römischen Geschichtschreibern — entschlossen sich, die Wolga zu übersetzen (374). Ihr Stoß auf die Völker diesseits dieses Stromes und des Tanais brachte den längst vorbereiteten Sturm zum Ausbruch.

An den westlichen Ufern der Wolga bis zum Tanais, und weit hin nach Nord und Süd, weideten die Alanen. Ueber dieselben fielen die Hunnen mit unwiderstehlicher Gewalt, schlugen sie in einer entscheidenden Schlacht, und zerstäubten oder vereinigten mit ihrer eigenen Nation die furchtbaren und weit verbreiteten Stämme. Der nächste Schritt brachte sie über den Don nach Europa.

Daselbst herrschte, vom Tanais bis zur Donau, und vom Euxin bis zu den Baltischen Gestaden, die große Nation der Gothen. Seit langer, jedoch unbestimmter Zeit, war sie in die zwei Hauptstämme der Ostgothen (Greuthunger) und der Westgothen (Therviger) getheilt. Der Ostgothen König war damals der große Hermanrich, aus dem Heroen-Geschlecht der Amaler. Vom Dnieper bis zur Donau gebot den Westgothen — vielleicht abhängig von Hermanrich — Athanarich, der Balte.

Plötzlich erscholl jetzt die Kunde von der feindlichen Annäherung bisher unbekannter, scheußlicher Horden. Von den Schneegebirgen Asiens herab wälzte sich verheerend, unwiderstehlig die zahllose Schaar. Vom Menschen hätten sie kaum die Gestalt; breite Fleischklumpen statt des Gesichts, bartlos,

mit kleinen, tiefliegenden Augen, platten Nasen, niedriger Statur; überhaupt zweifüßigen Bestien, oder auch halbgeformten Blöcken ähnlich, und an Gemüth und Sitten nicht minder häßlich als am Körper; aber behend, auf Rossen wie einherfliegend, mordlustig, nie fehlend im Schuß. Die Gefangenen opferten sie ihren Göttern. Fliehende Alanen, bald auch zitternde Gothen, verkündeten solche Schrecken. Schaudervolle Sagen vermehrten dieselben. Die bösen Geister der Wüste hätten in schändlicher Vermischung mit den Scythischen Unholdinnen sie erzeugt.

Der Greis Hermanrich, als diese Gefahr einbrach, verzweifelte an der Möglichkeit, das Ungewitter zu beschwören, und gab sich den Tod. Sein Nachfolger, Withimer, blieb in der Schlacht. Die Ostgothen ergaben sich den Hunnen. Nur ein kleiner Theil floh gegen den Dniester. Hinter denselben Fluß hatten auch die Westgothen unter Athanarich sich zurückgezogen; aber die Hunnen setzten ihnen nach, und schlugen sie. Der größte Theil der Nation floh jetzt in der ängstlichsten Bestürzung bis an die Donau, deren breiter Strom ihm die noch einzig mögliche Schutzwehr gegen die Barbaren schien.

Aber jenseits der Donau herrschten die Römer; ohne deren Bewilligung mochte sie nicht übersetzt werden. Die Gothen faßten den Entschluß, solche Bewilligung vom Kaiser Valens zu erbitten (376), und eröffneten hierdurch die zweite Hauptscene der Völkerwanderung. Ein Blick auf die frühere Geschichte der Gothen mag deren Darstellung vorangehen.

Gothen. (Ostgothen und Westgothen). Alarich.

Schon seit den Zeiten des Caracalla (um 215) tönte der Name der Gothen von den Euxinischen Ländern her.

Sie bedrohten Dacien, erpreßten sich Jahrgelder, und wagten selbst über die Donau nach Mösien, Thracien, Macedonien, ja über's Meer nach Kleinasien und Griechenland verheerende Kriegszüge.

Nicht minder furchtbar waren die Gothen den barbarischen Völkern. Die Vandalen, die Markomannen, Guaden, fühlten die Schwere ihres Arms, und wurden ihnen steuerbar mit Gut und Blut. Die Sarmatischen Völker bis gegen Livland und Esthland wurden von Hermanrich bezwungen (um 350). Demselben dienten viele Scythische Stämme um Sold.

Von wannen dieses mächtige Volk der Gothen gekommen, welches seine Abstammung und Urgeschichte sey, darüber herrschen zwei verschiedene Hauptmeinungen. Schriftsteller von Rang zählen sie zum großen Thracischen Volksstamm, und halten sie für einerlei mit den Geten, die wir schon zu Herodot's Zeit am südlichen Ufer des Ister, später aber am nördlichen finden. Nach der andern Meinung haben die Gothen in Scandinavien, zumal in den südlichen Theilen von Schweden, gewohnt, und sind von da in dunkler Vorzeit über das Baltische (Codanische, Gothanische) Meer an die Pommerschen und Preußischen Küsten gekommen.

Jornandes Erzählung von den drei Schiffen, welche die ganze Auswanderung in sich enthalten — das eine die Ostgothen, das andere die Westgothen *), und das dritte die Gepiden — mag freilich ein Märchen seyn; so wie die,

*) Erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts unterscheiden wir deutlich die Ostro- und die Visi- (Ost- und West-) Gothen. Dem Jornandes zufolge wäre solche Eintheilung und Lage schon aus Scandinavien herrührend gewesen, und hätte bei allen Wanderungen der Gothen fortgedauert.

in noch ältere Zeiten zurückgehenden Sagen von Odin oder Wodan, dem großen Gesetzgeber Scandinaviens, mehr der Mythe als der Geschichte anzugehören scheinen.

Mit einiger Bestimmtheit erkennen wir von dem Anfang unserer Zeitrechnung bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts die Gothen um die Weichselmündung und längs der Preußischen Gestade. Westlich an ihnen, um die Oder, hausten die Vandalen mit den zu ihnen gehörigen Stämmen der Burgunder, Heruler, Langobarden u. a. Aber im Grunde mögen — die Uebereinstimmungen in vielen Charakteren der Gestalt, Sitten und Sprachen weisen darauf hin — Vandalen und Gothen ursprünglich ein Volk seyn.

Um die Zeit des Markomannischen Bundes, oder wenig später, scheint die allgemeine Bewegung begonnen zu haben, welche die ganze Gothische Nation allmälig von den Baltischen an die Euxinischen Gestade brachte.

Auch die Gothen verschmähten den friedlichen Anbau der eroberten Länder, und lebten fort nach gewohnter barbarischer Sitte. Aber von den übrigen Germaniern unterschieden sie sich durch erbliche Häupter; (die Nachkommen des Amala, des berühmtesten Anführers auf ihrer südlichen Wanderung und Sprößlings der Ansen, der Halbgötter seiner Nation, geboten den Ostgothen; das Haus der Balten, der Kühnen (*Balta* oder *Bold*) regierte die Westgothen demnach durch eine festere politische Vereinigung (jedoch unbeschadet der Freiheit), auch durch früheres Erwachen einiger Kultur, welches wohl begünstiget ward durch die frühere Annahme des Christenthums. Gefangene Priester, die sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts aus Kleinasien mit sich führten, streuten den Samen desselben aus, welcher bald zu schönen Früchten reifte.

Mit dem Hereinbrechen der Hunnen beginnt eine neue Periode der gothischen Geschichte.

Zu Antiochia erschien unversehns vor Kaiser Valens eine Gothische Gesandtschaft mit der demüthigen Bitte, ihrer bedrängten Nation den Uebergang über die Donau zu erlauben, und sie in die römischen Provinzen als Unterthanen des Reiches und Vertheidiger von dessen Grenzen aufzunehmen. Valens, durch die unmittelbaren Vortheile der Gewährung angereizt, ertheilte sie; doch unter der doppelten Bedingung, daß die edelste Jugend der Gothen, als Geißeln der Treue, in's Innere der römischen Provinzen zur zweckmäßigen Erziehung sollte abgeführt, und die Waffen der Mannschaft vor dem Uebergang sollten ausgeliefert werden. Das erste geschah; aber die Westgothen wußten von dem Geiz oder der Wollust der römischen Befehlshaber die Beibehaltung der Waffen zu erhandeln, und so wurde eine furchtbare — nach ererbter Gesinnung feindliche — Heeresmacht mit Mühe und Eifer über den breiten Strom des Ister in das römische Land versetzt. Ueber eine Million Menschen betrug die Auswanderung; der Bewaffneten waren zweimal hundert tausend.

Die Minister des Valens waren unsinnig genug, den Grimm dieser gewaltigen Schaaren durch unverschämte und vertragswidrige Preiserhöhung aller Lebensbedürfnisse zu reizen, und endlich, durch empörenden Verrath, die Häupter der Westgothen, Alavivus und Fritigern, zur Selbstvertheidigung zu zwingen. Also entbrannte der Krieg, dessen Schrecken schon in der Alten Geschichte erzählt wurden, und daher jetzt nur zu berühren sind.

Schon vor dem Ausbruch des Kampfes hatten auch Alatheus und Saphrax, die Führer der Ostgothen, eigenmächtig und gegen die ausdrückliche Verweigerung des Kaisers, die schlecht bewachte Donau übersetzt, und endlich zog der

weise und tapfere Fritigern, welchem die Nation die oberste Kriegsführung vertraut hatte, von jenseits der Donau noch verschiedene barbarische Stämme, selbst einige Hunnische Horden zu seiner Verstärkung herbei. Unerhörte Verwüstungen und gegenseitige Grausamkeiten bezeichneten den Krieg, und vermehrten sich nach der Schlacht bei Hadrianopel (378, am 9ten August). Erst der große Theodosius endete, nach vierjähriger, musterhafter Kriegsführung, begünstigt durch des trefflichen Fritigerns Tod und dessen Folge, einheimischen Zwiespalt der Gothen, die Drangsale des Reiches durch einen Frieden (382), welcher den Gothen Wohnsitze im Reich — und zwar den Westgothen in Thracien und Mösien, einem Haufen Ostgothen aber in Kleinasien — unter der Verbindlichkeit des Gehorsams und der Kriegsdienste, jedoch mit Beibehaltung ihrer eigenen Gesetze, Sitten und erblichen Stammeshäupter, welche blos die königliche Würde nicht führen durften, anwies.

Das Verhältniß dieser im Reich angesiedelten Gothen war demnach völlig verschieden von jenem der übrigen barbarischen Kolonien, welche früher dahin versetzt oder aufgenommen worden. Die Gothen blieben ein eigenes Volk für sich, zusammen wohnend und im Genuß einer nur wenig beschränkten Selbstständigkeit. Die Ernennung ihrer Oberbefehlshaber war fast die einzige dem Kaiser zustehende Gewaltsübung; seine Herrschaft im Uebrigen blos dem Namen nach vorhanden. Die Gothen selbst aber erwarben sich einen mächtigen und gefährlichen Einfluß in alle öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, und mochten bei geringem Anlaß oder Aufreizung die Ruhe, ja selbst das Daseyn des Kaiserthums bedrohen. Das Reich erhielt sich gegen so vielfache Bedrängniß weniger durch eigene Kraft, als durch glückliche Zufälle, oder durch innere Parteiung der Gothen.

Wir haben hier allernächst der Thaten des Alarich zu gedenken. Gleich nach dem Tode des großen Theodosius, dessen Genie und Kraft die Gothen im Zaum gehalten, brach eine allgemeine Empörung derselben unter diesem talentvollen und muthigen Alarich, dem Balten, aus (395). Wenige Namen tönten so schreckend, wie der seine, in der Römer Ohr; Er ist einer der Hauptverderber des Reiches.

Aus den längst verwüsteten Provinzen Mösiens und Thraciens — vorüber an der für ein Barbarenheer überwindlichen Hauptstadt — zog Alarich (396) durch Macedonien gegen das noch unverheerte Griechenland, eroberte die meisten Städte von Hellas und vom Peloponnes, würgte, raubte, zerstörte mit schonungsloser Wuth. Athen, kaufte mit seinen Schätzen von schlimmerem Schicksal sich los; Korinth, Argos, Sparta hatten den Tod oder die Gefangenschaft der meisten Bürger, und selbst die Verbrennung der Häuser zu beweinen. In den rauchenden Tempeltrümmern von Eleusis — dessen mochten unter dem allgemeinen Jammer die Zeloten sich erfreuen — ging der letzte Lebensfunke des klassischen Heidenthums aus.

Da eilte aus dem Abendländischen Reich der taplere Stilicho über's Meer dem blutenden Griechenland zu Hilfe, und schloß das Gothische Heer in den Gebirgen Arkadiens ein; aber der wachsame und kühne Alarich entkam mit seinen Gefangenen und seiner Beute nach Epirus. Die Minister des Arkadius, welchen Alarichs Größe minder gefährlich, als jene des verhaßten Stilicho schien, beeilten sich, einen Frieden mit jenem zu schließen, wodurch derselbe zum Präfect des östlichen Illyricums ernannt ward (398).

Sofort ließ Alarich seine Truppen aus den römischen Zeughäusern mit Waffen versehen, preßte beiden Reichen Tribut und Geschenke ab, ließ sich von seinen dankbaren Krie-

gern feierlich zum König der Westgothen erklären, und beschloß endlich, nach kluger Wägung der Umstände, den Angriff auf die Abendländer, wo ihm ein leichterer Sieg und ein größerer Preis zu winken schienen.

Schon im Jahre 400 rückte Alarich gegen Italien. Wir haben nur unvollkommene Nachrichten über diesen Zug. Im Jahre 403 wurde der Angriff fortgesetzt oder erneuert. Nach der Eroberung von Istrien und Venetien ergoß sich der Gothische Strom über die Länder des Po.

Da erschien rettend der Held Stilicho, mit der eilig gesammelten Macht des ganzen abendländischen Reiches, schlug den Gothenkönig von Asti, worin er den Kaiser Honorius belagerte, weg, und besiegte ihn völlig in der blutigen Schlacht von Polentia (29. März 403). Aber dennoch wagte der geschlagene Alarich mit seiner Reiterei den kühnen Marsch nach Rom, nahm nur ungern die angetragenen Bedingungen eines ruhigen Rückzuges und eines bedeutenden Jahrgeldes an, und verließ Italien, mehr durch den Abfall seiner launischen Barbaren bezwungen, als durch die römische Macht.

Sechs Jahre nachher wurde Rom durch denselben besiegten Alarich erobert und geplündert. Aber die Zwischenzeit bis zum erneuerten Gothischen Krieg ist von noch größerem Schrecken erfüllt.

Die große Strömung Nordasiatischer Horden, welche den Stoß der Hunnen auf die Völker Europens veranlaßten, hatte nicht nur gegen den Euxin, sondern auch gegen das Baltische Meer hin gewirkt. Das Kriegsgetümmel der drängenden und der verdrängten Horden setzte von den Ufern der Wolga bis zu jenen der Weichsel sich fort; eine Fluth Sarmatischer Völkerschaften, die vor den Streichen Asiatischer Barbaren flohen, bedrohte die Teutschen in den Baltischen Ländern, und mochte den Entschluß jener gro-

ßen Auswanderung erzeugen, welche — der alten Cimbrischen ähnlich — unter Anführung des wilden Radagaisus (405) unwiderstehlich über die Donau und über die Alpen sich ergoß.

Sueven, Vandalen, Burgunder, ein Schwarm flüchtiger Alanen, viele tausend Gothen, zum Theil Trümmer von Alarichs Heer, — überhaupt eine Masse von 200,000 Bewaffneten — wälzten sich verheerend über die Länder. Rom erzitterte vor dem nahenden Sturm, und noch weit größere Schrecken als von dem christlichen Alarich, gingen vor dem heidnischen Radagaisus einher.

Aber noch einmal ward Stilicho Roms und Italiens Retter. Mit einem wenig zahlreichen Heer rieb er die ungeheure Macht des barbarischen Königs, welche er auf den dürren Felsen von Fäsulä mit einer Kette von Verschanzungen einschloß, durch Hunger und theilweise Gefechte auf. Der verzweifelnde Radagais ergab sich, und wurde enthauptet, der Ueberrest der Barbaren als Sclaven verkauft. Aber noch schwärmten wohl zwei Drittheile von Radagaisus Heer, welche schon früher von ihm sich getrennt hatten, in den Provinzen Oberitaliens umher. Stilicho, durch List und Waffen, brachte sie zum baldigen Rückzug. Gallien, welches von Legionen entblößt war, schien ihnen eine lockendere Beute. Wir werden sie später dort wieder finden.

Indessen hatte Alarich, nach seinem Rückzug über die Alpen, wieder ein neues Heer gesammelt. Stilicho, um die Gefahr zu beschwören, schloß ein Freundschafts-Bündniß mit ihm, und bekleidete ihn mit der Befehlshaberstelle des von dem Hofe von Ravenna in Anspruch genommenen Illyricums. Aber Alarich, nach einigen unbedeutenden Versuchen gegen solche Provinz, wandte vom Morgenland sich wieder feindlich nach dem Abendland, und forderte trotzig für

die zweifelhafte Dienstleistung großen Lohn. Man bewilligte ihm, nach Stilicho's Rath, 4000 Pfund Goldes. Dennoch beschuldigte man den Letztern, daß er den Alarich nach Italien gerufen. Solche Anklage kommt aber aus dem Mund seiner Feinde, und da Stilicho bald darauf in die Ungnade des Kaisers fiel, so fand sich unter einem Volk von Sclaven keine Zunge zu seiner Vertheidigung mehr. Der elende Honorius, der, bei allen Bedrängnissen seines Volkes, hinter den Mauern und Sümpfen von Ravenna verborgen schlief, ließ, durch Einblasungen verworfener Günstlinge bewogen, seinen Vormund, Rathgeber und Schwager, den wohl stolzen und herrschsüchtigen, aber großen Stilicho, den mehrmaligen Retter des Reiches, ohne Untersuchung und Urtheil tödten.

Bald darauf erschien Alarich vor Rom (408). Das Volk der Hauptstadt — weit über eine Million an Zahl, und im Besitz unermeßlicher Schätze und Hilfsquellen — erstaunte anfangs über des Barbarenkönigs Vermessenheit, der Gebieterin der Welt feindlich zu nahen. Aber bald wurde es durch Hunger, Pest und Muthlosigkeit zu dem demüthigen Schritt bewogen, die Gnade Alarichs anzuflehen.

Nach einigen Unterhandlungen begnügte sich der König mit einem Lösegeld von 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers, und einer verhältnißmäßigen Menge anderer Kostbarkeiten. Der Vertrag wurde getreu erfüllt, und auch zum Frieden mit Honorius bezeigte Alarich sich geneigt. Neue Schwierigkeiten erhoben sich aber, und Alarich rückte abermal vor Rom (409). Seines Einzugs in diese Stadt, der Erhebung des armseligen Attalus zum Gegenkaiser, dann der Aussöhnung und des wiederholten Bruches mit Honorius, endlich der stürmenden Eroberung der herabgekommenen Weltgebieterin (410) ist in der alten Geschichte gedacht.

Von Rom, wo er nur sechs Tage verweilte, zog Alarich

siegreich und mit Beute beladen nach Unteritalien. Die Städte des Landes beugten ihr Haupt, viele Gegenden wurden verwüstet. Von Unteritalien streckte er seine gewaltigen Arme nach Sicilien aus, und verschlang im Geist bereits die Afrikanische Beute. Aber ein Sturm schlug die Gothische Flotte zurück, und Alarich selbst starb noch vor Ausgang des Jahres.

Einmüthig erwählten die Gothen zu des Helden Nachfolger dessen Schwager Adolph (Ataulph), einen jungen Mann, so tapfer als Alarich, aber zugleich edelmüthig, liebreich und schön. Seine Mäßigung bahnte den Weg zur Aussöhnung mit Rom. Er verließ Italien, und übernahm es, als kaiserlicher Feldherr nach dem südlichen Gallien gegen die dort herrschenden Usurpatoren und Barbaren zu ziehen. Die Vermählung mit Honorius Schwester, Placidia, befestigte die Freundschaft, und Honorius empfing bald das willkommene Geschenk der abgeschlagenen Häupter von zwei Tyrannen.

Aus Gallien ging Adolph, abermals aus kaiserlichem Auftrag, über die Pyrenäen nach Spanien, um die Alanen, Sueven und Vandalen zu bekämpfen (414). Er eroberte Barcellona, und fiel bald darauf durch Meuchelmord (415).

Wallia, sein Nachfolger durch Wahl, stritt als Diener des Kaisers tapfer und glücklich gegen die Alanen, Sueven und Vandalen, gab — treu dem Vertrag mit Rom — seine Spanischen Eroberungen dem Reiche zurück, und erhielt für seine Nation die schöne Gallische Provinz Aquitanien zur bleibenden Niederlassung (419).

Solches war die erste Grundlage des Westgothischen Reiches, welches später über die ganze Pyrenäische Halbinsel sich ausbreitete, und den Stoff einer eigenen Geschichte darbietet. Laßt uns nun nach andern Völkerzügen blicken.

Alanen. Sueven. Vandalen. Burgunder. Franken.

Als Alarich zum erstenmal in Italien brach, hatte Stilicho zur Rettung dieses Hauptlandes die Truppen aus allen Transalpinischen Standquartieren zurückberufen. Die Linien und Festungen des Rheins wurden verlassen, und Gallien, ohne andern Schutz als den Namen der römischen Macht, den teutschen Völkern Preis gegeben. Selbst aus dem fernen Britannien mußten die Legionen nach Italien ziehen; der brittische Wall gegen die wilden Caledonier blieb unvertheidigt.

Am letzten Tage desselben Jahres (405), welches durch die Niederlage des Radagaisus verherrlicht worden, setzten die Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder über den Rhein, und verließen das Römische Gebiet nicht wieder. An demselben Tag empfing die Römerherrschaft in den Transalpinischen Ländern den Todesstoß.

Von diesen einwandernden Schaaren gehören die Sueven, Vandalen und Burgunder dem Germanischen Stamme an*); aber die Alanen sind wahrscheinlicher ein Hochasiatisches Volk, und ein Theil derjenigen Alanen,

*) Der Name der Sueven ist unter allen teutschen Volksnamen der ausgebreitetste, darum auch der unbestimmteste. Die Sueven, von welchen hier gesprochen wird, scheinen früher um die Obere Donau gehaust zu haben. Die Vandalen werden schon von Plinius unter die vier Hauptnationen Germaniens gerechnet. Die gewöhnliche Meinung setzt sie an die Ostsee, westlich an den Gothen, denen sie gleichfalls verbrüdert, oder gar ihr Stammvolk seyn sollen. Im dritten Jahrhundert näherten sie sich der untern Donau. Wahrscheinlich waren viele Stämme verschiedener Abkunft unter dem Namen der Vandalen vereinigt. Die Burgunder werden mit Bestimmtheit zu ihnen gerechnet. Auch sie zogen von der Ostsee allmälig gegen den Rhein.

welche von den Hunnen über den Jaik und die Wolga gegen den Tanais gedrängt, und zuletzt völlig überwunden wurden.

Aber mehr durch bloße Gleichzeitigkeit, als durch wirkliche Vereinbarung oder geschlossenes Bündniß der Völker, trafen diese Züge zusammen. Laune, Zufall, Bedürfniß des Augenblicks sonderte die Heere, oder vereinigte sie wieder. Bald jedoch ließen die Burgundionen gleich in der Nähe des Oberrheins und um die Saone und Rhone sich nieder. Die Alanen, Sueven und Vandalen aber durchzogen innerhalb zwei Jahren und unter schrecklichen Verheerungen ganz Gallien bis an's Weltmeer und an die Pyrenäen, überstiegen dieses Gebirg, (dessen Päße die Einwohner anfangs muthig vertheidigt, die Römischen Sold-Truppen aber treulos geöffnet hatten), und nahmen erst in Spanien, nach gleicher Verwüstung, Sitz.

Das Maaß des Elendes wurde zumal über dieses Spanien gehäuft. Die Schilderung, die uns davon der Zeitgenosse Idarius, ob auch mit einiger Uebertreibung, gibt, füllt des Lesers Gemüth mit Entsetzen. „Alles wurde von den wüthenden Barbaren verheert. Zu den Gräueln des Krieges gesellte sich die Pest, und eine Hungersnoth, welche die Lebenden zwang, das Fleisch der Verstorbenen zu verzehren. Glücklich war zu preisen, Wen der Tod von solchen Schrecknissen befreite.“

Im zweiten Jahr des Einbruches (411) kam eine Art von Theilung zu Stande, wonach die Alanen von Lusitanen bis an's Mittelmeer sich ausbreiteten, die Sueven und Vandalen aber in Gallizien und den Nordprovinzen sich niederließen. Aber die Barbaren hatten kaum nachgelassen in ihrer Wuth gegen die Eingeborenen, als unter ihnen selbst der Krieg ausbrach, und noch eine vierte Nation

— die Westgothen — in den Kampf sich mischte. Schon Ataulph, mehr aber Wallia, drängte die früheren Eroberer. Die Sueven wurden auf ein kleines Gebiet beschränkt, die Alanen so sehr geschwächt, daß sie, die Hoffnung der Selbstständigkeit aufgebend, sich meistens mit den Vandalen vermischten, und diese letztern endlich mehr und mehr an die südliche Grenze gedrückt. Willia's Nachfolger unterwarfen allmälig ganz Spanien der Westgothischen Macht. Bevor solches geschehen, waren die Vandalen unter ihrem König Genserich nach Afrika gegangen (429). Das Reich, welches er dort errichtete, hat bis auf Justinian M. gedauert. Seine Geschichte wird unten erzählt.

Aber noch viele andere Wogen folgten dieser großen Völkerströmung. Die Scheidemauern der barbarischen und der gesitteten Welt waren umgestürzt; unmöglich war dem entnervten Reich, solche von neuem zu errichten.

Der Niederlassung der Burgundionen haben wir oben gedacht. Dieselbe geschah vermöge friedlicher Gestattung des Gegenkaisers Jovinus, welche nachmals von Honorius bekräftigt worden (414). Valentinian III. bewilligte ihnen eine ansehnliche Vergrößerung. Der Name der Römischen Oberhoheit blieb.

Die Franken, welche im Bund mit Rom tapfer gegen die Vandalen gestritten, ahmten bald das Beispiel dieser Eroberer nach. Sie fielen feindlich in Gallien; die Westprovinzen des Niederrheins um die Maas und die Schelde wurden allmälig eingenommen; die Hauptstadt Galliens, Trier, wurde geplündert. Bei allem dem erkannten die Franken noch, und so auch die Gothen, welche im Süden fortwährend um sich griffen — mit dem Munde wenigstens — Roms sinkende Majestät: und die Könige der Barbaren

bewarben sich um den in ihren Augen weit glänzendern Titel von Oberfeldherren der kaiserlichen Heere.

Dagegen sagten sich Armorika, und früher schon Britannien, von der Römischen Herrschaft los (409). Nach dem Abzug der Legionen waren die Britten landeinwärts den Einfällen der Picten und Scoten, und von der See her den Räubereien der Sächsischen Piraten preis. Die Nation — wie durchaus die Unterthanen des Kaiserreichs — war der Führung der Waffen und jeder selbstthätigen Kraftäußerung entwöhnt. Aber die Noth weckte noch einige Funken des Muthes; die Britten griffen zum Schwert, und schlugen die gefürchteten Caledonier. Honorius erkannte die Unabhängigkeit der Insel, zumal ihrer Städte; aber wegen einheimischer Zwietracht mochte die Selbstständigkeit schwer behauptet werden, und die Britten sahen sich zu wiederholtenmalen genöthigt, den Schutz der Legionen, demnach die erneuerte Herrschaft Roms, als eine Gnade zu erflehen. Doch unter Valentinian III. wurde Britannien auf immer sich selbst überlassen; und dieses, bei wachsender äußerer Noth und einheimischer Entzweiung, rief endlich (449) die Angeln und Sachsen zu Hilfe, welche dann — was fremde Retter so gern thun — sich selbst zu Herren des Landes machten. Die Geschichte des so entstandenen Angel-Sächsischen Reiches werden wir unten erzählen.

Dem Beispiel der Briten folgend, hatten auch die Städte von Armorika — dem Küstenlande zwischen der Seine und Loire — sich für frei erklärt. Ihre Selbstständigkeit und republikanische Verfassung wurde von Honorius anerkannt, später widerrufen; überhaupt aber durch Verdorbenheit und Zwiespalt des Volkes das Gedeihen der Freiheit verhindert.

Attila.

Der Westgothische und Vandalische Sturm hatte noch nicht vertobt, als die Hunnen, von deren erstem Stoß auf Europa derselbe ausgegangen, ihre eigenen, verderbenden Waffen in's Herz des Welttheils trugen. Ein Menschenalter hindurch hatten diese Unholde ohne wichtige Thaten in den Nordländern der untern Donau und des Euxin gehaust, ihre Kraft in unrühmlichen Raubzügen — bisweilen selbst im Dienst ihrer besiegten Feinde — vergeudet, und bei der losen Verbindung der Horden kaum mehr das Bild einer großen Nation bewahrt. Ihre Häupter, welche bei den Römischen Schriftstellern genannt werden, scheinen, bis auf Rua, bloß theilweise Anführer gewesen zu seyn. Rua oder Rugilas, am Anfang des fünften Jahrhunderts, entfaltete die Macht eines allgemeinen Hauptes der Nation. Doch beschränkten sich seine Thaten auf die Erwerbung Pannoniens in Westen, welches er der Verbindung mit Aetius verdankte, in Osten aber auf die Plünderung einiger Provinzen, und die Erpressung eines Jahrgeldes von 350 Pfund Goldes.

Nach seinem Tod (433) kam die Herrschaft an Attila und Bleda, seine Neffen, Mundzuk's Söhne. Attila, zum Eroberer, zum Verderber geboren, that nicht lang nach seiner Erhebung den Titel der Weltherrschaft, nach der ihn gelüstete, den Völkern kund. Solcher war ein Schwert, das er gefunden hatte, ein wohl sicheres Pfand der göttlichen Gnade, ja selbst das Bild Gottes, nach den angeerbten Religonsbegriffen der Hunnen. Bald zeigte er, daß er dessen Führung verstehe, durch den Mord des Bruders, welcher seiner Herrschsucht im Wege stand, und durch blutige Verwüstung aller Länder umher. Völker und Könige trat dieser große Eroberer in den Staub, aber — frei von der Heuche-

kei, welche manche andere Eroberer nach Vorwänden der Raubzüge suchen läßt — er that es offen, zeigte unverhohlen seine Klauen, und nannte selbst sich „die Geißel Gottes.“

Jornandes Ausdruck, daß Attila „Herr der Scythischen und Germanischen Lande“ gewesen, ist zu schwankend, um daraus die Grenzen seines Reiches zu erkennen. Soviel jedoch mögen wir aus den vorhandenen römischen Berichten entnehmen, daß Attila alle Horden der Hunnen durch sein Ansehen in enger Vereinbarung erhielt, daß er außer denselben noch viele Sarmatische, und wohl auch Scythische Stämme, wenigstens diesseits der Wolga, ferner die Germanischen Völker bis gegen den Rhein und die Nordsee, (man will behaupten, bis in Scandinavien) beherrschte, daß die Ostgothen, die Gepiden, die Heruler, die Rugier, die Langobarden, die Thüringer, die Burgunder, ein Theil der Franken u. a. m. unter seinen Fahnen kämpften; daß eine Schaar von Königen, folgsam, demüthig wie Satelliten, seinen Thron umgab, daß Persien vor ihm erschrack, Ost- und West-Rom bei seinem Namen bebten, und daß die barbarischen Völker in ihrem Herrn und Ueberwinder auch den Zauberer scheuten.

Gleich nach seiner Thronbesteigung erpreßte Attila von dem morgenländischen Kaiser Verdopplung des Tributs und noch andere schmähliche Opfer. Nach wenigen Jahren, welche er zur Unterwerfung Sarmatischer und Teutscher Völker benutzte, fiel er in's Reich, zerstörte die wichtigsten Städte und Festen der Illyrischen Grenze, schlug in drei Feldschlachten die Truppen des Kaisers, und ergoß seine verwüstenden Schaaren über alles Land vom Schwarzen bis zum Adria-

tischen Meer, von der Donau bis zur Grenze von Hellas; selbst Konstantinopel zitterte, und über 70 Städte sanken in Schutt.

Theodosius erbettelte den Frieden (446). Ein großer Strich Landes im Süden der Donau, ein jährlicher Tribut von 2100 Pfund Goldes, 6000 Pfund dieses Metalls für die Kriegskosten, große Lösegelder für die Römischen Gefangenen, unentgeldliche Entlassung aller gefangenen Hunnen, und Auslieferung der Ueberläufer: — so lauteten die Gesetze desselben, welche Attila vorschrieb, und der feige Theodosius annahm. Aber solches war nicht die Grenze der Schmach. Die trotzigen Gesandtschaften Attila's sprachen fortwährend der Majestät des Kaisers Hohn, und erpreßten für jedes zürnende und jedes gnädige Wort ihres Herrn einen hohen Preis; während die Römischen Gesandten, wenn sie viele Tage lang durch die verödeten Provinzen ihres Vaterlandes, über Brandstätten und Leichenhügel gewandert, und, von Bildern des Schreckens erfüllt, das Hoflager des Königs erreicht hatten, mit der demüthigsten Beredsamkeit und den kostbarsten Geschenken Attila's gefurchte Stirn zu erheitern suchten.

Furcht und Haß bewogen endlich die Minister des Kaisers zum Mordanschlag gegen Attila. Aber der verrätherische Plan wurde entdeckt, und Theodosius Erniedrigung durch Attila's verachtende Verzeihung vollendet.

Nach dem Tode des Halbmanns, dessen Nachfolger, Marcian, Eisen statt Gold den Hunnen entgegen trug, zog das Gewitter sich nach Westen. Valentinians III. Schwester, Honoria, aus Lüsternheit und Rache, bot Attila heimlich ihre Hand. Derselbe — durch Genserich, den Vandalenkönig, zum Streit gegen den gemeinschaftlichen Feind ermuntert — forderte die Kaiserstochter zur Gattin, und einen

Theil des Reiches als Mitgift. Die Weigerung des Hofes von Ravenna ward das Signal zum Krieg.

Eine Flut von Völkern, unter Attila's Fahne vereint, ergoß sich aus den Gefilden Hungarns, durch Germanien, über den Rhein, in das Belgische und Celtische Gallien (451). Siebenmal hunderttausend Barbaren zählte das im Fortrücken immer schwellende Heer. Trümmer und Leichen bezeichneten seinen Tritt. Schon waren viele Städte, unter denselben das blühende Metz, zerstört; andere, wie Mainz, Straßburg, Trier, Worms, Speyer, geplündert; und Orleans, der Schlüssel Südgalliens, dem Falle nah. Da brachte Rettung, im Augenblick der höchsten Noth, der Patrizier Aetius, der letzte Held des sinkenden Reiches. Mit ihm waren die starken Westgothen, — vor Kurzem noch im Krieg mit Rom, durch Aetius Weisheit aber demselben versöhnt — mit ihm die Alanen von der Loire, deren König Sangipan jedoch mehr aus Furcht als aus Treue dem Patrizier gehorchte, dann die Gallischen Völkerschaften, welche, einst Unterthanen Roms, jetzt den Rang von freien Bundesgenossen ansprachen, die Armoriker, die Läti u. a. endlich viele Stämme der Teutschen, als die Brennen, die Sachsen, und Burgunder, die Ripuarischen und ein Theil der Salischen Franken.

Attila, mit schneller Besonnenheit, zog sich an die Marne zurück, wo er die weiten Katalaunischen Gefilde mit seinen überlegenen Reiterschaaren bedeckte. Doch nicht die Hunnen, sondern Teutsche waren der Kern seines Heeres; die Ostgothen unter Wandalars Heldensöhnen, Walamir, Theodomir und Widemir, standen auf dem linken Flügel, ihren Brüdern den Westgothen gegenüber; auf dem rechten die Gepiden, von dem tapfern Ardarich geführt, den Römern; mit Attila selbst aber und seinen

Hunnen stritten im Mittelpunkt die Rugier, Heruler, Thüringer, Franken und Burgunder gegen Sangipan den Alanen, und die vermischten Schaaren der verbündeten Teutschen. Die größte der Schlachten, die jemals auf Abendländischem Boden geschlagen ward — wie leider so manche andere, zumal in unserer traurigen Zeit — wurde nicht durch die Hauptparteien des Streites, sondern durch Teutsche Hilfsvölker gegen Teutsche Hilfsvölker entschieden. Die Ehre des großen Schlachttages ward von den Westgothen errungen. Als Attila bereits das Mitteltreffen der Feinde zersprengt, dann, schnell zur Linken sich wendend, auch die Hauptschaar der Westgothen, deren König Theodorich durch den Streich eines Ostgothen gefallen war, in Verwirrung gebracht hatte, stellte Theodorichs kühner Sohn Torismund durch neuen Angriff das Treffen wieder her, und, nach schrecklichem Würgen auf allen Seiten, ward Attila zum Rückzug gezwungen. Hundert und zwei und sechzig tausend Menschen nach Einigen, dreimal hunderttausend nach Andern, sollen an diesem Tage gefallen seyn. Attila errichtete einen Scheiterhaufen von Sätteln und kostbaren Pferdedecken, um sich in die Flamme zu stürzen, wenn die Wagenburg, welche als die einzige Schutzwehr sein Lager umschloß, sollte erstürmt werden. Aber die Eifersucht der Verbündeten ward — wie gewöhnlich — des gemeinsamen Feindes Heil. Aetius, damit nicht die Westgothen allzuglänzenden Ruhm erwürben, bewog Torismund, eilig nach Toulouse zur Besitznahme seines Reiches zu ziehen. Auch die übrigen Herrschaaren trennten sich, und meist nur die Franken folgten — in vorsichtiger Entfernung — dem Hunnenkönig, welcher durch vereinten Angriff hätte erdrückt werden mögen, und jetzt stolz und langsam seinen Rückzug über den Rhein vollbrachte.

Kein volles Jahr verging, ehe der Gewaltsräuber verderbend wiederkehrte. Gegen Italien zog sich dießmal der Sturm. Attila, nachdem er dessen Vormauer, das starke Aquileja, also zerstört, daß das nachfolgende Geschlecht nicht die Spur der berühmten Stadt mehr erkannte, ließ auch viele andere Städte seine Wuth und Raubgier empfinden, erfüllte ganz Italien mit seines Namens Schrecken, und machte den Kaiser hinter den unüberwindlichen Mauern von Ravenna zittern. Kümmerlich hielt sich Aetius gegen Attila's Uebermacht im Felde; und Rom konnte, wie es schien, nur mehr von des Drängers Gnade, oder von einem Wunder Heil erwarten. Auch wird der Friede, welchen der König den Bitten Leo's (des Bischofs von Rom, der die feierliche Gesandtschaft an Attila begleitete) — jedoch nicht ohne Lösegeld — gewährte, je nach dem Standpunkt der Geschichtschreiber, auf eine oder die andere Weise erklärt. Wir wissen bloß, daß der erwünschte Rückzug Attila's Italien, und bald darauf sein Tod (er starb im Brautgemach der schönen Ildiko, (454) die Welt von einem der fluchwürdigsten Völkerräuber und unersättlichsten Würger befreite.

Mit ihm brach die Grundfeste der Hunnischen Macht. Seine Söhne haderten um das Erbe. Die Horden trennten sich; die unterjochten Völker ersahen den Augenblick der Rache. Ardarich, der Gepiden König, mit ihm die drei Ostgothischen Fürsten und andere Häupter, brachen in einer blutigen Schlacht ihre Fesseln, und tödteten Ellack, Attila's tapfern Sohn. Irnak, der jüngste dieser Söhne, rettete auf einige Zeit den Namen mehr als die Herrschaft der Hunnen in einigen Winkeln am Euxinischen Meer. Auch diese letzten Trümmer des Weltreichs wurden bald durch die Avaren verschlungen.

Ueberblick noch anderer Wanderungen.

Die Auflösung des Hunnischen Reiches hatte mittelbar auch den beschleunigten Untergang des Abendländischen Kaiserthums, und eine lange Reihe von Wanderungen und großen Katastrophen zur Folge. Wir wollen die wichtigsten derselben nach ihrer chronologischen Ordnung betrachten.

Der Untergang des Abendländischen Kaiserthums, welches, nachdem in 20 Jahren neun Kaiser auf dem sinkenden Thron gesessen, durch den Willen Odoaker's, des Anführers der barbarischen Bundestruppen, aufhörte (476), ist in der alten Geschichte erzählt. Die meisten Stämme, aus denen diese Truppen bestanden, die Heruler, Rugier, Scirren u. s. f. hatten ursprünglich um die Oder-Mündung und in den benachbarten Baltischen Ländern gehaust, waren schon vor längerer Zeit — dem Hauptstrom der nordischen Völker, zumal der Gothen, folgend — gegen Süden gewandert, und hatten das Loos der Ostgothen, die Unterwerfung unter die Hunnen, getheilt. Nach Attila's Tod zog ein Theil ihrer Mannschaft, Abenteuer begehrend, nach Italien in den Kriegsdienst des Kaisers; aber als die Gelegenheit winkte, wurden die Soldknechte Eroberer und Herren. Odoaker, ihr selbstgewählter Anführer, regierte als König über Rom und Italien. Die eingeborenen Italiener mußten den barbarischen Kriegern das Drittheil ihrer Ländereien abtreten, und, was ihnen noch gelassen wurde, fast als ein Geschenk der Gnade betrachten. Odoaker, mit dem eifrigsten Willen des Guten, vermochte nicht, den Trotz dieser glücklichen Miethlinge zu bändigen; Italien war unglücklich unter seinem Scepter, und er selbst erlag nach 14jähriger Verwaltung dem Angriff Theodorichs, des Königs der Ostgothen.

Diese Ostgothen, nachdem sie von dem Hunnischen Joch sich losgerissen (455), besetzten die Pannonischen Länder von Vindobona bis Sirmium, mit Bewilligung K. Marcians. Sie standen noch unter denselben Häuptern, welche Attila's Fahne bis Chalons gefolgt waren, den drei Brüdern Walamir, Theodomir und Widemir. Theodomir's Sohn, Theodorich, welchen Talent und Glück zum Stolz des Gothischen Namens machten, wurde als achtjähriger Knabe nach Konstantinopel gesandt, als Geißel des Friedens zwischen den Gothen und dem Kaiserreich. Jene sollten von räuberischen Einfällen ablassen, und die Reichsgrenze gegen die nördlichen Barbaren schirmen, dieses ihnen einen jährlichen Tribut oder Lohn von 300 Pfund Goldes zahlen. Wie einstens der Macedonische Philipp in Theben, also empfing Theodorich in Konstantinopel diejenige Erweiterung der Begriffe und Politur der Sitten, wodurch sein natürliches Talent, seine eingeborene Kraft den Lehrern selbst um so furchtbarer wurde. Der achtzehnjährige Theodorich kehrte zum Vater zurück, auf welchen, durch den Tod des einen, und die Entfernung des andern Bruders, die Alleinherrschaft der ganzen Nation gekommen, machte schnell seinen Namen groß durch glänzende Kriegsthaten, und bestieg nach des Vaters Tod (475), unter dem Zujauchzen seines Volkes den alten Thron der Amalen.

Vermehrte Subsidien, große Länderabtretungen und die Ernennung zum Konsul und Patrizius waren der Preis, um welchen jetzt Kaiser Zeno einen unsichern Frieden erkaufte. Doch Theodorich, mit Einsicht die Verhältnisse wägend, wandte seinen Blick nach Italien, und Odoakers schlecht befestigter Herrschaft. Er erbat sich und erhielt vom Kaiser den Auftrag, gegen den Thronräuber zu ziehen, und im Namen des Reichs das befreite Italien zu beherrschen. Die ganze

Nation folgte ihm, muthig und vertrauend durch die verwüsteten Donau-Länder, und stieg über die julischen Alpen gegen Aquileja's Brandstätte herab.

Odoaker, nach seinen Tugenden eines bessern Looses werth, stritt mehreremal im Felde mit Ruhm, aber unglücklich gegen seinen überlegenen Feind. Noch gaben ihm die Sümpfe Ravenna's einen dreijährigen Schutz. Endlich öffnete er dessen Thore, durch das Versprechen der Freundschaft und einer gemeinschaftlichen Regierung getäuscht. Aber Theodorich, unter den Freuden der Tafel, tödtete den unglücklichen Nebenbuhler sammt seinen treuesten Kriegsknechten.

Von da an durch drei und dreißig Jahre führte Theodorich den Scepter Italiens, Siciliens, und dazu noch eines großen Transalpinischen Gebietes. Aber die Geschichte seiner glorreichen Regierung, und des mit ihm beginnenden großen Ostgothischen Reiches erheischt eine gesonderte Erzählung.

Unter der Ostgothischen Fahne waren auch die Rugier nach Italien gezogen. Dieselben hausten, nach Attila's Tod, westlich an den Gepiden, in dem Lande, welches heut zu Tage Oestreich heißt, und damals den Namen Rugeland von ihnen führte.

In das verlassene Rugeland oder Norikum rückten Heruler und Langobarden ein, jene ein Gothischer, diese ein Suevischer Stamm. Schon zu Augustus Zeit stritten die Römer mit den Langobarden, als welche damals im Westen der Elbe wohnten, und allmählig dem Rhein sich näherten. Weiter erscheinen die Langobarden im großen Bunde der Markomannen. Nach ihrem Einzug in's Rugeland (um 488) wurden sie anfangs von den Herulern gedrängt, ja unterworfen. Doch, schon 495 erhoben sie sich

und stürzten das Herulische Reich. Ein Theil der Besiegten vereinte sich mit den Gepiden.

Die Herrschaft dieses letzten Volkes hatte der tapfere und kluge Ardarich nach Attila's Tod über Pannonien und Dacien ausgebreitet. Hundert Jahre blühte solches Gepidische Reich. Alsdann wurde es von den Langobarden zerstört. Der König der Letztern, Audoin (527), besetzte mit K. Justinian's Bewilligung einen Theil Pannoniens. Alboin, sein Nachfolger, kriegerisch und wild, übermannte den König der Gepiden, Kunimund und tödtete ihn (567).

Im folgenden Jahr, auf Einladung des von seinem Kaiser beleidigten Narses, des Eunuchen, Siegers der Ostgothen und Statthalters von Italien, zog Alboin mit dem ganzen Langobardischen Volk, verstärkt durch große Schaaren von fremden Kriegern, über die Alpen, und gründete in den reichen Fluren, die noch heute von den Lombarden (Langobarden) den Namen tragen, von dem südlichen Abhang des Gebirgs bis in die Nähe von Ravenna und Rom, ein über 200 Jahre blühendes — den Stoff einer eigenen Geschichte darbietendes — Reich.

Nirgends auf der Erde waren die Strömungen wandernder Horden so anhaltend und mannigfaltig als in den Donau- und Euxinischen Ländern, welche wir die große Heerstraße heißen mögen, aus dem völkererzeugenden Hochasien nach dem städtebauenden Europa. Die Züge der Bulgaren, Avaren, Chazaren und Ungarn, welche die vorliegende Periode erfüllen, können wir noch als zum Ganzen der großen Völkerwanderung gehörig betrachten. Aber noch viele andere Bewegungen folgten nach, bis auf die Osmannische und Russische Zeit.

Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts (487) begann-

nen für das Byzantinische Reich die Schrecken des Bulgarischen Namens. Die Länder nördlich und südlich am Hämus wurden von diesem wilden Volke verwüstet; Anastasius, durch die Erbauung der langen Mauer, bekannte seine äußerste Noth.

Einige Menschenalter später *) erscheinen — weither aus Hochasien kommend, die Avaren, deren Sitte und Körpergestalt an die Hunnen erinnerte, und eroberten das Dacische Land. Sie flohen vor den Türken, welche vom Altai aus die Völker Asiens schreckten. Nach einer ungeheuern Niederlage, welche sie erlitten, eilten die Trümmer der Nation unaufhaltsam gegen Westen, und brachten Unheil über Europa. Die Bulgaren unterwarfen sich ihrer aufstrebenden Macht; die Langobarden, denen sie das Gepidische Reich zerstören halfen (567), überließen ihnen, als sie in's reiche Italien zogen, das verwüstete Pannonien; weit umher herrschte das Schrecken ihrer Waffen. Den Raub der Nationen häuften sie in ihren Lagern, die sie mit starken Verschanzungen (Ringen) umgaben; der Segen der Natur und des Fleißes wurde verachtet.

Aber die Bulgaren ermannten sich. Der Chan Kubrat warf das Joch der Avaren ab (635); sein Sohn Asparuch (678) gründete in Niedermösien dasjenige Bulgarische Reich, welches, gleich anfangs dem Byzantinischen fürchterlich, noch viele Jahrhunderte, unter mancherlei Wechsel von Macht und Schwäche, bis auf die Osmannische Zeit sich erhalten hat.

Die Avaren gingen schon am Ende des vorliegenden

*) Um 590. Die Avaren sollen die Geugener (Scheuschen) seyn, die um 310 aus Korea und Sibirien wanderten. Ihr Chagan Tu-nu, um 400, erhob ihre Macht.

Zeitraums zu Grunde. Außer den Bulgaren hatten auch andere, theils unterjochte, theils geplünderte Völker zur Rache sich erhoben. Neue, wandernde Horden aus Osten, zumal die Chazaren, vermehrten die Bedrängniß. Endlich stürzte unter Karl M. die Fränkische Macht auf sie. Die Ringe in Norikum und Pannonien wurden erstürmt, die Räuber, welche dem Schwert entrannen, nackt wie sie gekommen waren, flohen in's innere Dacien (769). Nach einem Menschenalter verschwinden die Avaren aus der Geschichte.

In einem Theil ihrer Länder setzten sich Chazaren fest, ein großes Volk, welches — wie so viele andere — von jenseits des Mäotischen See's hergekommen, im 6ten und 7ten Jahrhundert aber in den Nordländern des Euxin und weit nach Westen mächtig geworden war. Der Byzantinische Hof suchte und benützte vielfältig die Freundschaft der Chazaren.

Jenseits des Asiatischen Chazaren-Landes hausten die Ungarn (auch Ugreo und Onoguren genannt) in Groß-Hungarien, welches von ihnen, oder von den Hunnen, die man deßwegen für ihre Stammväter hält, den Namen trägt. Viele Horden dieses Volkes oder Volks-Stammes zogen mit und nach den Nationen, deren so eben gedacht worden, in die Euxinischen und Donau-Länder; durch diese Periode denselben noch meistens dienstbar, in der folgenden aber selbstständig, und Stifter eines noch jetzt bestehenden Reichs.

Ob diese Ugern Hunnen oder Finnen *) seyen, ob

*) Suome oder Some ist der wahre Name des Volksstammes, welcher oft von den Finnen, die aber nur ein Theil desselben sind, benannt wird. Der Europäische und West-Asiatische Norden, vom Eismeer bis tief in's südliche Rußland, vom Finnischen Busen bis zum Oby, ist uraltes Besitzthum dieses weitverbreiteten aber vielgetheilten Stammes.

Ugern oder Finnen von den Hunnen stammen, ob die Chazaren (so auch die später auftretenden Patzinazen und Uzen), ob selbst die Bulgaren und Avaren zur Ugrischen Völkerfamilie gehören; oder ob die Chazaren eine Bastard-Raçe der Kalmucken, die Avaren die Ueberbleibsel der (von den Altaischen Türken zu Grunde gerichteten) Geugen, die Bulgaren aber eine Tartarische Horde gewesen — dieses alles (und noch mehrere Varianten bei alten und neuen Schriftstellern) lassen wir unerörtert; da nach der Beschaffenheit der vorliegenden Daten fast unmöglich ist, einen befriedigenden Beweis für irgend eine Meinung zu führen.

Die Wlachen, welche Viele für ein besonderes Volk, Andere für einen Zweig der (mit ihnen meistens verbundenen) Bulgaren halten, sind wahrscheinlich bloß ein Gemisch von Gothischen, Slavischen und Hunnischen Stämmen, und von eingeborenen Provinzialen.

Von allen Nationen, die hier aufgeführt sind, hat keine im vorliegenden Zeitraum ein eigentliches Reich gestiftet. Ihre Geschichte — außer dem was noch davon in die Byzantinische Historie eingreift — ist eine bloße Reihe von Wanderungen.

Wenden und Slaven.

Dasselbe ist von den Wenden und Slaven zu sagen, auf deren Heimath dabei ein noch dichteres Dunkel ruht.

Vom Adriatischen bis zum Baltischen Meer, von der Elbe zum Don, ist die Wendische Sprache, das Wendische Blut ausgebreitet, ja die erste wird — neben den einheimischen Zungen — als jene des herrschenden Volkes bis zum Eismeer und zu den Kurilen geredet: aber wer eigentlich die Wenden, oder von wannen, und wessen Stam-

mes sie seyen? ist unentschieden. Sonst hielt man sie fast allgemein für Sarmaten. Neuere haben sie für Teutsche erklärt; ja, Gatterer ist geneigt, sie für eines mit den Vindelern oder Vandalen des Plinius zu halten. Nach einer dritten Hypothese sind die Wenden ein eigenes Stammvolk, welches die östlichen Germanen in Norden von den Finnen, in Süden von den Sarmaten schied.

Aber die Vervielfältigung der Stammvölker, wo nicht auffallende Verschiedenheiten in den Charakterzügen, nach Sitten, Gestalt und Sprache, erscheinen, ist nicht wohl zu rechtfertigen; und solche wichtige Verschiedenheiten zwischen Wenden und Sarmaten lassen sich keine erweisen. Denn ob auch die westlichen Wenden ihren Nachbarn, den Germanen, in Einigem ähnlich, demnach von den entferntern Sarmaten verschieden gewesen; so läßt sich solches aus der auf der Grenze unvermeidlichen Vermischung des Blutes benachbarter Stämme, oder aus gegenseitiger Nachahmung der Sitten erklären.

Die charakteristischen Züge, unter welchen die Sarmaten erscheinen, und welche wir auch bei den Wenden und Slaven meistens erkennen, bestanden außer der eigenen (Slavischen) Sprache, in der schwarzen Haar- und Augenfarbe, in fliegenden Gewändern, tragbaren Gezelten, in der Vielweiberei, in dem vorherrschenden Gebrauch der Pferde; wogegen die Germanier durch blondes Haar, eng anliegende Kleidung, Monogamie, festere Hütten, und Ueberzahl des Fuß-Volkes im Kriege sich unterschieden.

Demnach wäre die Einheit des Wendischen mit dem Sarmatischen Stamm allerdings glaubwürdig; aber wir mögen zur Bezeichnung desselben entweder den alten Namen der Sarmaten, oder — was zweckmäßiger scheint — den neuern der Wenden wählen.

Das erste historische Licht, welches (aus Jornandes) auf die Wenden fällt, zeigt uns diesen in drei Hauptstämme, die eigentlichen Wenden, die Slaven, und die Anten getheilt, wovon die ersten an Teutschlands nördlichen Grenzen, die zweiten von der obern Weichsel bis gegen den Niester, die dritten von da bis zum Dnieper hausten. Aber die Begrenzung ihrer Sitze war schwankend und wandelbar, Teutsche, Finnische und Scythische, oder auch verwandte, aber anders benannte Sarmatische Stämme in bunter Vermischung, drängten sich neben und zwischen sie; und große, allgemeine Strömungen wurden durch äußere Revolutionen veranlaßt.

Als die Völker des nördlichen Teutschlands in allgemeiner Bewegung gegen den Süden drangen, so rückten viele Stämme der Wenden in die verlassenen oder nur noch dünne bewohnten Gegenden des nordöstlichen Teutschlands ein. Der Zug der Gothen an den Mündungen der Weichsel zu jenen des Dniepers brachte die meisten Sarmatischen Stämme in — ausweichende, widerstrebende, oder folgsame — Bewegung. Hermanrich's starker Arm eroberte, erschütterte wenigstens das ganze Wendische Land; und sowohl der Einfall der Hunnen in Europa und Attila's Schwert, als nach dessen Tod die Auflösung des Hunnischen Reiches nebst manchen, weiter nachfolgenden Völkerströmungen gaben den Anstoß zu neuer Bewegung und zur Stiftung vieler, theils ephemerer, theils bleibender Wendischer Staaten.

So sollen Großchrobatien in Ostböhmen, Schlesien und Lodomerien, Großserblien in Meißen, Westböhmen und Mähren, am Ende des 5ten Jahrhunderts von vermischten Wendischen und Slavischen Stämmen, nach der Zertrümmerung dieser Reiche durch die Avaren und Franken, abermals von Wenden und Slaven Großmähren und

Böhmen, von Slaven allein oder vorzüglich, die Donauischen und Illyrischen Reiche oder Fürstenthümer, Dalmatien, Croatien, Friaul, Kärnthen, Slavonien, Servien und Bosnien, von den Anten aber (deren Namen später unter den nachströmenden Asiatischen Horden verschwand) die Russischen Staaten von Kiew und Nowgorod, und das Polnische Reich — insgesammt vor dem 7ten Jahrhundert — gestiftet worden seyn. Unter den in's nordöstliche Teutschland eingewanderten Stämmen machten insbesondere die Pommern, die Uker und Lutizer, deren Namen noch heute in ihren Wohnsitzen lebt, die Wilzen zwischen der niedern Oder und Elbe, die Sorben in Meißen und dem südlichen Brandenburg, und die mächtigen Obotriten im Mecklenburgischen ihren Namen berühmt.

Geschichte der einzelnen barbarischen Reiche.

Vandalisches Reich.

Wir haben oben gesehen, wie die Vandalen in Spanien neben oder mit den Alanen und Sueven die barbarische Herrschaft einführten, und sodann unter Genserich (oder Geiserich) über's Meer in die reiche Afrikanische Provinz einfielen, deren Statthalter Bonifacius, in die Schlingen des schändlichsten Verraths verstrickt, den lauernden Feind des Reichs herbeirief. Genserich führte seine Vandalischen Krieger mit Weibern, Kindern und Sclaven — dazu die Alanen, welche schon früher seiner Fahne sich beigesellt hatten, und einen vermischten Haufen anderer Abenteurer über die Meerenge, und landete — als Feind — auf der Afrikanischen Küste (429).

In kurzer Frist war das schöne und große Land von Tanger bis Tripoli von den Vandalen überschwemmt, welche in der Freundschaft der Mauren und in dem fanatischen Eifer der Donatisten eine willkommene Hilfe fanden.

Bonifacius, seinen unseligen Irrthum zu spät erkennend, kämpfte wohl tapfer aber unglücklich gegen einen starken, schlauen, sieggewohnten Feind. Einige Festen noch hielten sich kümmerlich durch mehrere Jahre; durch einen plötzlichen Ueberfall gerieth Karthago — noch immer die Hauptstadt, die Zierde, die Königin des Afrikanischen Landes — in Vandalische Gewalt (439). Das Volk wurde zur gemeinen Knechtschaft verdammt, seine Habe geraubt, die Gebäude so wie das Land umher unter die Sieger vertheilt. Auf deren Geheiß und Rechnung setzten die, dem Schwert oder auswärtigen Verkauf entronnenen Karthager die gewohnten Arbeiten einträglicher Industrie und starken Schiffbaues fort. Aber nicht nur Handels-, auch Kriegsflotten liefen aus dem altberühmten Hafen, beherrschten das Mittelmeer, und machten, — wie einst in der Punischen Zeit das aufstrebende — jetzt das sinkende Rom erzittern.

Denn, wiewohl ein abermaliger Friede geschlossen worden mit dem Eroberer Afrika's, so hörten doch, so lang er lebte, die Bedrängnisse Ost- und West-Roms durch diesen fürchterlichen Feind nie auf. Alle Küsten des Mittelmeers, vor allen die Italischen, Spanischen und Griechischen, wurden geplündert, mißhandelt; nicht ein Jahr verging ohne Raub und Brand. Rom, nach der Ermordung Valentinians III., erfuhr die schwere Hand des von der Wittwe herbeigerufenen Rächers (455). Alle folgenden Kaiser, bis zum Untergang des Abendländischen Reichs, zitterten vor ihm. Nur Majorianus ermannte sich zum kräftigen Angriff, aber Genserich verbrannte dessen Flotte. Eine zweite, noch

größere Unternehmung, von beiden Reichen unter Leo und Anthemius ausgerüstet, wurde in der Nähe Karthago's zerstört. Genserich, übermüthiger als zuvor, brandschatzte die Küsten bis nach Asien, eroberte Sicilien mit allen Inseln um Italien, und schloß wahren Frieden erst mit Odoaker (474), welcher das Reich der West-Römer geendet.

Genserich war grausam aus Charakter, fremd jedem menschlichen Gefühl, kalt selbst für Sinnengenuß, nur Tyrannenlust begehrend, wie geboren zur Völkergeißel. Durch ihn, dessen Gebot und Beispiel verderbend wirkte, mehr als durch die Eigenthümlichkeit der Nation, wurde der Name der Vandalen zum Abscheu. — Denn nur barbarisch, nicht unmenschlich war das Germanische Volk.

Genserich war ein Wütherich nicht nur gegen Feinde, sondern auch gegen sein eigenes Volk und gegen sein Haus. Seines Bruders Söhne, die rechtmäßigen Erben der Gewalt, tödtete er, ihre Mutter ließ er in's Wasser werfen; die Gattin seines Sohnes schickte er verstümmelt ihrem Vater, dem König der Westgothen, zurück. Mehr Vandalisches Blut soll durch Ihn unter dem Henkerbeil als auf dem Schlachtfeld geflossen seyn. Auch die Katholiken in Afrika erfuhren eine harte Verfolgung von dem Arianischen Tyrannen, auf welchem demnach die gleich heftige Verwünschung des Frömmlings und des Philosophen ruht.

Unter seinem verworfenen Sohn, Hunerich, dem Henker seiner eigenen Familie (478), schärfte sich noch die Verfolgung. Solches Verhältniß hinderte nothwendig das Erstarken des Vandalischen Reiches. Eine Art von Kriegsstand währte fort zwischen den barbarischen Eroberern und den mißhandelten Eingeborenen. Der Griechische Kaiser — jeder fremde Angreifer, wenn er anders der Athanasischen

Lehre hold war — mochte auf die Unterstützung des Afrikanischen Volkes gegen die verhaßten Vandalen rechnen.

Diese Eroberer konnten daher bloß von der eigenen Stärke ihr Heil erwarten. Aber frühzeitig erlosch der kriegerische Muth und die Kraft der Seele wie des Körpers unter Weichlichkeit und übertriebenem Sinnengenuß. Einheimische Entzweiung, blutiger Hader im Königshaus, wegen schwankender Ordnung der Erbfolge, beschleunigten das Verderben.

Auch Hunerichs Neffen, Gundamund und Thrasimund (484 und 496) — wiewohl minder grausam — machten die Unterdrückung der Katholischen Lehre zum Hauptgeschäft ihrer Regierung. Aber Hilderich (523), des tyrannischen Hunerich milder Sohn, stellte die Gewissensfreiheit her, wurde den Vandalen dadurch verhaßt, und von dem streng Arianischen Gelimer, seinem Verwandten, des Throns beraubt (530). Justinian M. suchte durch Unterhandlungen die Fesseln Hilderich's zu lösen, und beschloß, bei des Usurpators Weigerung, den Afrikanischen Krieg.

Belisar's großer Name erhöhte das Interesse dieses Krieges. Eine Flotte von 600 Segeln, mit 30,000 Soldaten und Matrosen, 5000 Pferden und vielem Kriegszeug beladen, ging an der Afrikanischen Küste vor Anker. Im Süden Karthago's, fünf Tagereisen davon entfernt, war der klug erwählte Platz der Landung. Belisar führte sein Heer in vorsichtigen Märschen, und mit gleich weiser als menschenfreundlicher Kriegszucht, bis in die Nähe der Hauptstadt, als er plötzlich auf drei Seiten angegriffen ward. Die weichlichen Vandalen erlagen Belisars ächt Römischer Tapferkeit, und Gelimer, von seinem fliehenden Heer mit fortgerissen, gab Befehl zur Hinrichtung des gefangenen Hilderich und seiner Freunde.

Jetzt öffnete Karthago laut jubelnd seine Thore; Belisar, als Freund und Retter, zog durch die geschmückten Straßen in Genserichs Pallast.

Noch einmal, in den Gefilden von Bulla, sammelte Gelimer die Kriegsmacht seines Volkes. Verzweiflung vertrat die Stelle des Muthes. Aber mit zehnfach geringerer Zahl schlug und zerstreute Belisar den, seinem Verhängniß folgenden Feind, eroberte das Lager mit unermeßlichen Schätzen, und endete, drei Monate nach seiner Landung, das Vandalische Reich.

Denn alle Länder und Städte Nord-Afrika's bis zur Herkulischen Säule, auch Sardinien, Korsika, die Balearen huldigten; und Gelimer selbst, der sich in die unzugänglichen Höhen eines Numidischen Berges geflüchtet hatte, ergab sich, durch Leiden und Hunger gebeugt, an den edlen Pharas, einen Herulischen Anführer in Belisars Heer (534). Er zierte den Triumphzug des Siegers, küßte den Staub zu Justinian's Füßen, erfuhr aber dann mit seiner Familie und seinen Freunden eine großmüthige Behandlung. Die Vandalische Nation verschwand. Einige Tausende ihrer Jünglinge wurden zu einer auserlesenen Kriegsschaar gesammelt; der Ueberrest vermischte sich mit dem gemeinen Haufen der Afrikanischen Provinzialen. Selbst der Name des Volkes ging unter. Die afrikanischen Provinzialen jedoch hatten deß wenig Gewinn. Von der rohen Willkühr der Barbaren befreit, kehrten sie jetzt unter das noch drückendere Joch der künstlichen Römischen Despotie zurück. Einige Rückgaben von früher geraubten Ländereien fanden statt; aber fiskalische Tyrannei machte die Noth allgemein; und hatte der Himmel nicht mehr über die Verfolgung der Katholiken zu zürnen, so blickte er jetzt unwillig auf die unmenschliche Wiedervergeltung an Arianern und Donatisten herab.

Ostgothisches Reich.

Kurze Zeit nach dem Vandalischen erlag dem gleichen Verhängniß das Ostgothische Reich.

Wir haben die Stiftung dieses Reiches in Italien durch den großen Theodorich gesehen (493). Sie ward befleckt durch Odoakers Mord: aber drei und dreißig Jahre einer fast durchaus milden, gerechten und glorreichen Regierung begründen die Annahme, daß Theodorich solchen Mord für nothwendig zur Erhaltung des Friedens erachtet, und — widerstrebend — in diesem einzigen Fall der Politik das Recht geopfert habe.

Zwar ein Drittheil der Ländereien Italiens eignete sein Gewaltspruch den Gothen zu: doch schon die Söldlinge Odoakers hatten solches Drittheil genommen; Theodorich's Leute mochten nach dem Kriegsrecht an ihre Stelle treten.

Nicht nur über Italien, auch über Sicilien, welches die Vandalen willig ihm abtraten, über die südlichen Donau-Länder von Rhätien bis gegen das untere Mösien, über Dalmatien, und über einen Theil der Süd-Gallischen Küste herrschte Theodorich. Im Namen seines unmündigen Enkels, Alarich, verwaltete er später auch das Westgothische Spanien. Sein Herrscherwort tönte von der untern Donau bis zum Atlantischen Meer. Leicht hätte er von solcher Höhe zu noch größerer Macht sich aufschwingen mögen; aber nachdem er so glänzenden Preis durch wenige Schlachten gewonnen, legte er, in der vollen Kraft des Alters, das siegreiche Schwert zur Seite, und widmete sein Leben einer friedlichen, bürgerfreundlichen Verwaltung.

Nach einer langen Periode von Elend und Schmach freute Italien sich der Wiederkehr — zwar nicht einer Augustischen oder Trajanischen, aber doch einer so glück-

lichen Zeit, als nur immer bei der erlöschenden Geisteskraft der Nation und bei den unvermeidlichen Nachwehen der früheren Bedrängniß noch möglich war. Wohlstand, Emsigkeit, Volkszahl erholten sich wunderbar schnell: Ordnung, Sicherheit, Vertrauen spendeten ihren Segen, und die Wohlthaten einer einsichtsvollen, liebenden kräftigen Regierung wurden erhöht durch den Genuß eines dauernden Friedens. Die Gothischen Streiter waren in allen Gegenden Italiens, wie in die Distrikte einer wohl geordneten Kantonirung vertheilt, und schon das Schrecken von Theodorichs Namen hielt die Feinde vom Angriff ab. Die wenigen Kriege, welche Theodorich führte, wurden jenseits der Alpen und glorreich entschieden.

Aber rühmlicher als aller Waffenglanz war für Theodorich die freiwillige Huldigung, die seinen Tugenden, seiner anerkannten Mäßigung und Gerechtigkeit, von den fernsten Völkern und Königen gebracht ward. Viele Kriege wurden durch seine Vermittlung geschlichtet, die Majestät der weltherrschenden Roma schien in seiner Person erneuert. Die Könige der Franken, Burgunder, Vandalen, Thüringer und Westgothen waren durch häusliche Verbindungen an ihn geknüpft, und — bis auf die Zeit von Chlodowig's emporstrebender Herrschaft — ward er von Allen als der gemeinschaftliche Vater, Schiedsrichter und Beschützer verehrt.

Indessen ist so strahlender Ruhm dem König der Ostgothen nur in Vergleichung mit seinen ganz barbarischen oder verderbten Zeitgenossen worden. Theodorich befolgte fast sclavisch die Einrichtungen des gesunkenen Kaiserreiches, und ließ, was eine bleibende Trennung des besiegten von dem herrschenden Volk, demnach eine nothwendige und unheilbare Schwäche bewirkte, die Römer nach Römischen, die Gothen nach Gothischen Gesetzen und Sitten leben. Die ersten sollten — wehr

los — die einträglichen Friedenskünste treiben, die zweiten — wie ein stehendes Heer — die Beschützer, wohl auch Zuchtmeister, der Eingeborenen seyn. In solchem Verhältniß blieb das Italische Volk dem soldatischen Uebermuth Preis gegeben, und es hing sein Schicksal von der jedesmaligen Laune, von gelegentlicher Verstimmung oder Verführung des Beherrschers, das Schicksal des Reiches endlich von dem Schicksal weniger Schlachten ab. Beides zeigte sich nur allzufrüh in trauriger Erfahrung.

Theodorich, so tolerant er aus Liebe und Einsicht war, gab zuletzt doch — freilich gereizt durch den unbesonnenen Eifer der Katholiken — den Aufhetzungen seiner Glaubensgenossen, der Arianischen Gothen, nach, wurde unfreundlich, streng gegen die Athanasischen Bekenner, und nur sein Tod wendete die schon beschlossene Verfolgung ab.

Von der ersten Ungerechtigkeit führt ein jäher Absturz die Gewalthaber zur Tyrannei. Die Hinrichtung des weisen und tugendhaften Boethius, und dessen ehrwürdigen Freundes, Symmachus, schänden Theodorich's sonst glorreiche Regierung; doch mag die Gewissensangst darüber, die seine Tage abkürzte, für das natürlich gute Gefühl des Königs zeugen, und die Strenge unseres Urtheils mildern.

Nach Theodorichs Tod (526) zeigte sich bald die Schwäche des auf eines Mannes Genie, und auf eines Heeres Kraft gebauten Reiches. Die Erdrückung der Vandalen, welcher die Gothen ruhig zugesehen, war das Vorspiel ihres eigenen Schicksals. Innere Zwietracht, zumal im Königshaus, war die nähere Ursache des Untergangs. Amalasuntha, Theodorich's schöne, geistreiche, gelehrte, hochgesinnte Tochter, hielt nach des Vaters Tod die Zügel des Reichs im Namen des unmündigen Athalarich, welchen sie ihrem frühe verstorbenen Gatten und Verwandten, Eutharich, geboren.

Die Grundsätze ihrer Verwaltung — der treffliche Cassiodor leitete sie — waren mehr liberal und mild als jene von Theodorichs schönster Zeit, und die Erziehung des Thronerben wurde mit gleich viel Sorgfalt als Einsicht geleitet. Aber das unlenksame Gemüth des Prinzen trotzte der Zucht, und die rohen Gothen unterstützten solchen Trotz. Amalasuntha beweinte die täglich zunehmende Wildheit und die Ausschweifungen des ihrer Gewalt entrissenen Sohnes; bald stürzten ihn letztere in's Grab (533). Da vermählte sich die Königin einem Prinzen des Hauses, von verächtlicher Sinnesart, (wiewohl nicht ungelehrt) und ihrem geheimen Feinde. Theodat's Schwäche, so hoffte sie, würde seine Abhängigkeit sichern. Aber bald wurde die Königin Italiens auf Befehl desjenigen, den sie erhoben hatte, eingekerkert, und nach kurzem Verhaft erdrosselt (535).

Sofort erklärte Justinian, als Amalasunthens Rächer, den Krieg. Der Held Belisar, mit einer kleinen Macht, ging nach Italien über. Theodat, durch Furchtsamkeit und Wankelmuth seinen Gothen verhaßt, ward von ihnen des Reiches entsetzt. Sie erhoben statt seiner auf ihren Schilden Vitiges, einen tapfern Kriegsmann. Theodat fiel unter den Streichen eines Gothen, den er persönlich beleidigt hatte.

Aber Belisar rückte in schöner Ordnung, fest, wachsam, und den Bürgern freundlich, von Rhegium herauf, eroberte Neapel, brachte ganz Unteritalien zum Gehorsam, empfing die freudige Einladung der Römer, und zog triumphirend in die befreite Hauptstadt des Reichs (535, December).

Indessen hatte Vitiges die Kriegsmacht seiner Nation in Ravenna gesammelt, und rückte heran, mit 150,000 Mann, gegen welche Belisar mit nicht mehr als 5000 geübten Kriegern, und einigen unzuverläßigen Haufen von Eingeborenen

den weiten Umkreis der zum Theil verfallenen Mauern, und die vielen Thore Roms fast zwei Jahre lang vertheidigte. Vitiges, nach ungeheurem Verlust, hob die ewig denkwürdige Belagerung auf, und flüchtete mit den Trümmern seiner Macht hinter die Moräste von Ravenna.

Die Freundschaft der Franken war von beiden Streitenden, den Römern und Gothen, gesucht worden. Theudebert von Austrasien, Chlodwigs wilder Enkel, stieg jetzt an der Spitze von 100,000 Barbaren die Alpen hinab, versprach beiden Theilen Hilfe, und stürmte fast zu gleicher Zeit das Gothische und das Römische Lager. Schrecklich war die Verwüstung der schönen Länder am Po, das Gemetzel und die Zertrümmerung in Städten. Aber Hunger und Seuchen rafften das, mit vieler Roheit abwechselnd zerstörende nnd schwelgende Heer hinweg. Einige Trümmer führte Theudebert über die Alpen heim, und wurde im Forst von einem wilden Stier getödtet.

Belisar, nachdem er Ravenna durch harte Belagerung geängstigt hatte, gab dem Antrag der Gothen, welche, der Bewunderung seiner Größe voll, ihn selbst zu ihrem Könige wählten, zum Scheine Beifall, und zog ohne Schwertschlag durch die geöffneten Thore von Ravenna. Aber nur als Stellvertreter des Kaisers nahm er die Huldigungen der getäuschten Gothen an, und schickte den gefangenen Vitiges nach Konstantinopel (540).

Gleich darauf wurde er zurückberufen, angeblich „um den Orient gegen die Perser zu vertheidigen,“ in der That jedoch nur wegen ver niedrigen Eifersucht des Kaisers Justinian.

Nach seiner Entfernung ermannte sich der kleine Rest der noch unbezwungenen Gothen. Sie wählten den heldenmüthigen Totila (541) zum König. Derselbe, mit 5000 Go-

then von Pavia ausziehend, eroberte schnell und wunderähnlich Italien vom Po bis zum Herkulischen Vorgebirge wieder.

Des Kaises Feldherren, eilf an der Zahl, unter sich uneins und ohne Thatkraft, schlossen sich, nach einigen Niederlagen, jeder in eine Festung ein, das Italische Volk aber, unter dem Druck seiner angeblichen Befreier seufzend, setzte seine letzte Hoffnung in die Rückkehr der barbarischen Herrschaft.

Noch hielten sich Ravenna, Rom, mit einigen wenigen Plätzen; da wurde — allzuspät und mit allzugeringer Macht — Belisar gesandt (544), um das von ihm so glorreich gewonnene, von seinen Nachfolgern schändlich aufgeopferte Land von neuem zu erobern. Fünf Feldzüge that der Held, bewundernswürdig für den Kenner, der das Mißverhältniß der Streitkräfte erwägt, aber im Ganzen ohne Erfolg, selbst durch wesentliche Verluste bezeichnet. Rom wurde nach einer, durch die schrecklichsten Leiden denkwürdigen Belagerung, von Totila erobert. Die Soldaten, da ihnen kein Sold bezahlt ward, gingen zum Feind über; Verkehrtheit, Mißtrauen, Armuth des Byzantinischen Hofes beraubten den Feldherrn jeder Unterstützung. Belisars edles Gemüth grämte sich über den Druck, welchen er über Unterthanen und Freunde verhängen mußte; und außer Stand gesetzt, Gutes zu wirken, sah er seine endliche Abberufung (548) als eine erwünschte Gnade an.

Hierauf unterwarfen sich alle Italischen Städte — bis auf Ravenna, Ancona und Croton; es unterwarfen sich Sardinien und Corsika dem Gothischen König. Derselbe suchte Sicilien als erzürnter Gebieter heim, und plünderte mit einer starken Flotte die Küste von Epirus und Griechenland.

Solche Schande und das Zureden des Papstes Vigilius

überwanden endlich Justinians Indolenz. Er entschloß sich zur Wiedereroberung Italiens, und zur Befreiung der katholischen Kirche (549). Der kühne, gewandte Verschnittene, Narses, des Kaisers Kämmerling, ward zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere ernannt. Heruler, Gepiden, Langobarden, Hunnen, selbst Perser verstärkten dieselben; und während Narses langsam mit den Land-Truppen längs der Adriatischen Küsten bis Ravenna zog, ward durch Ardabanus Muth Sicilien gewonnen, und die Gothische Seemacht in einem glücklichen Treffen zerstört.

Die entscheidende Schlacht wurde geliefert (Jul. 552) über den Gräbern der Gallier (Busta Gallorum), wo vor 850 Jahren der jüngere Dacius durch heldenmüthige Selbstaufopferung Rom den Sieg und den Galliern Verderben gebracht hatte. Der Verschnittene — nicht durch ähnliches Hingeben, aber durch geschicktere Anführung — errang gleich herrlichen Triumph. Der König Italiens, nachdem er die Niederlage der Seinen gesehen, fiel durch den willkommenen Stoß eines Gepiden; ein Mann, selbst nach dem Zeugniß von Feinden, vor vielen Helden groß, und durch humane Tugend vor den Meisten liebenswerth.

Aber die Gothen mit preiswürdigem Muth, beschlossen, eher unterzugehen, als zu dienen. Der tapfere Tejas, durch einmüthige Wahl auf den wankenden Thron erhoben, sammelte die Trümmer der Nation, und wagte den Heldenkampf gegen das Verhängniß. Südlich von Neapel, am Laktarischen Berg, geschah die Schlacht (März 553). Tejas stritt wie ein Homerischer Held. Als er seinen Schild, der von feindlichen Speeren starrte, vertauschen wollte, traf die entblößte Seite der Todesstoß. Die Schlacht — wüthender als zuvor — wurde fortgesetzt bis in die sinkende Nacht. Da ruhten die Gothen auf ihren Waffen, und mit dem ersten

Morgenstrahl erneuerten sie den Kampf. Und abermal bis zur Nacht wurde gestritten. Narses, voll Bewunderung, bot den Ueberlebenden die Wechselwahl des Gehorsams oder der Auswanderung mit ihrer beweglichen Habe. Viele wählten das Letzte. Sie verließen Italien, jenseits der Alpen eine neue Heimath suchend. Doch nahmen auch viele Justinians Gnade an.

Jetzt stürmte die Rhätischen Alpen herunter eine wilde Schaar von Franken und Allemannen, Herrschaft oder Raub in dem bluttriefenden Lande suchend. Fünf und siebenzig tausend Streiter zählte der furchtbare, zum Theil noch heidnische Haufe. Narses, hinter die Mauern der Hauptfesten sich zurückziehend, ließ den ungestümen Strom vorüber brausen. Im folgenden Frühling zog er mit seiner ganzen Macht an den Vulturnus, wo Bucelin mit der Hälfte der Barbaren in einem verschanzten Lager stand, seinen Bruder Lothar vergebens erwartend. Denselben, als er voraus gegen die Alpen geeilt war, seine Beute in Sicherheit zu bringen, hatten sammt seinem Heere, Hunger und Seuchen getödtet. Bucelins Schaaren gingen, rühmlicher, auf dem Schlachtfeld bei Casilinum (554) zu Grunde.

Der ruhmgekrönte Narses verwaltete jetzt in des Kaisers Namen das gewonnene Italien, und zwar anfangs mild und weise. Aber wohlwollende Edikte mochten das Elend eines zwanzigjährigen Krieges nicht heilen, und Millionen *) erschlagener oder verkümmerter Menschen nicht in's Leben zurückrufen.

*) Nach Procopius — wohl sehr übertriebener — Rechnung waren über 15 Millionen Menschen in diesem Kriege umgekommen. Der Afrikanische hatte 5 Millionen gekostet.

Langobardisches Reich.

Im fünfzehnten Jahr von Narses — früher lobenswerther, jedoch später durch Geiz und Volksdruck befleckter — Verwaltung wurde Oberitalien von den Langobarden überschwemmt. Narses selbst, durch schnöde Behandlung des Hofes, zumal der Kaiserin Sophia, tief gekränkt, hatte sie eingeladen, starb aber in demselben Jahr (568). Der neue Exarch, Longinus, sah unthätig den Eroberungen des wilden Volkes zu, und in kurzer Frist war das schöne Land von den Alpenpässen bis gegen Ravenna und Rom im Besitz der Fremdlinge. Pavia allein hielt eine langwierige Belagerung aus; um so kostbarer däuchte die Stadt dem Sieger; er erhob sie zur Ersten des Reichs.

Mit den Langobarden waren noch viele andere Schaaren vermischter Abkunft nach Italien gekommen. Der Fuß dieser Barbaren trat den Segen der Natur und die Denkmale menschlichen Fleißes nieder. Viele Gegenden wurden wüst, viele Städte von Menschen leer. Doch bald sänftigte sich der Charakter der Eroberer. Ackerbau, Viehzucht, auch bürgerliche Gewerbe wurden von ihnen selbst oder unter ihrem Schutz mit Liebe und Glück getrieben. Hierin zeichneten die Langobarden vor den übrigen Barbaren sich aus.

Auch über einen großen Theil des mittlern, und über verschiedene Länder im untern Italien, zumal um Benevent, herrschten die Langobarden. Aber die frühe Feindschaft der Franken, mehr noch die Zerstückelung der Herrschaft, hemmte den Siegeslauf. Unter 36 Herzoge wurden die gewonnenen Provinzen vertheilt. Auch die Byzantinischen Besitzungen wurden durch Herzoge verwaltet. Der Exarch — an Rang den Königen gleich — saß zu Ravenna. Aber die Griechischen Herzoge waren bloße Diener ihres Kai-

sers; die Langobardischen waren übermüthige Vasallen, und strebten nach Selbstständigkeit.

Die Grundzüge solcher innern und äußern Verhältnisse sind schon unter Alboin, dem Stifter des Reiches, sichtbar; doch später erweiterten und befestigten sie sich. Er selbst, nach Charakter und Thaten ein ungezähmter Barbar, blendete seine Zeit durch Heldenmuth, Glück, Freigebigkeit. Doch war er nur hassenswerth durch Grausamkeit, Uebermuth und wilde Leidenschaft. Sein Tod war seines Lebens würdig (573). Die schöne Rosomunda, seine Gattin, des Gepidischen Königs Kunimund Tochter, welche er, jedes Gefühl höhnend, zwang, aus dem Schädel des von ihm erschlagenen Vaters — seinem Ehrenpokal — zu trinken, ließ ihn tödten durch ihre Buhlen.

Die Großen der Nation erwählten jetzt Klephis zum König. Nach 18 Monaten ermordete ihn ein Diener. Zehn Jahre blieb der Thron unbesetzt. Die Herzoge walteten, jeder in seinem Gebiet, gemeinschaftlich, freilich nicht immer einträchtig, in Sachen des Reichs. Aber solche Vereinzelung schwächte die Gesammtkraft der Langobarden. Die Griechischen Waffen, und mit ihnen im Bunde jene der Franken, drängten sie; worauf die Nation abermals zum Königthum, als dem stärkenden, gemeinschaftlichen Band, ihre Zuflucht nahm, und Atharis, Klephis blühender Sohn, die Krone erhielt (585). Unter ihm und seinem Nachfolger Agilulph (591), Herzog von Turin, stärkte das Reich sich durch Waffen, unter Rotharis (636), dessen Eidam, durch Gesetze. Diese Könige wurden alle frei von der Nation gewählt. Unter den nachfolgenden Regierungen ist jene Grimoald's, Herzogs zu Benevent (661), vorzüglich aber jene Luitprand's merkwürdig (712).

Unter demselben erhob sich, blühender als je, die Macht

der Langobarden. Der Streit über die Bilderverehrung bewegte Italien. Auf die Hirtenbriefe des Papstes griffen die Einwohner zu den Waffen, um die geliebten Bilder gegen die profanen Edikte des Kaisers zu vertheidigen. Bei solcher Verwirrung eroberte Luitprand, als Beschützer der Bilder, ohne Mühe einen Theil von Romagna. Später verband sich der König mit dem Exarchen gegen die Römer, schloß Friede, brach von neuem, und zog Gewinn aus jeder Fehde und jeder Aussöhnung. Vergebens rief der Papst Karln Martell, Herrn der Franken, zu Hilfe. Derselbe war Freund Luitprand's, dieser sein Verbündeter gegen die Saracenen. Aber dieses Verhältniß war nur persönlich. Im allgemeinen blieb die Politik der Franken, wie ihre Gemüther, den Langobarden feindselig. Auch wurde der Thronräuber Pipin dem Papst für dessen beifälliges Urtheil zur Dankbarkeit verbunden. Daher, als — nach einigen unbedeutenden Regierungen — Aistulph (751) die seinige mit Eroberung des Exarchats eröffnete, und mit überlegenen Waffen Rom bedrängte, eilte der Papst Stephan III. über die Alpen, die wirksame Unterstützung seines mächtigen Freundes zu erbitten. Sein Anblick, seine Beredsamkeit, entzündeten den Eifer der frommen Franken für diesen gewissermaßen heiligen Krieg. Mit einem starken Heer überfiel Pipin die Langobarden, zwang Aistulph zur Rückgabe seiner Eroberungen, und ließ ihn, da er wortbrüchig wurde, in einem zweiten Krieg die volle Schwere seines Armes empfinden (754 und 756).

Aber der Haß gegen Rom trieb die Langobarden zu erneuerten und immer vergeblichen Angriffen; die Feindschaft des Papstes beschleunigte ihr Verderben. Derselbe war durch die Schenkung des Exarchats, die er von Pipin erhalten hatte, auch an weltlichen Kräften reicher worden; und

Karl's des Großen aufstrebendes Genie machte die Franken furchtbarer als je. Anstatt durch behutsame Nachgiebigkeit solche Feinde zu entwaffnen, oder, wenn dieses nicht anging, entschlossen, den Krieg zu bereiten, reizte Desiderius, Aistulph's Nachfolger (756), den König wie den Papst durch Aeußerungen seiner Abneigung, und versäumte dennoch die dringenden Vertheidigungs-Anstalten. Plötzlich brach Karl M. im Einverständniß mit dem Papst (Hadrian I.) durch die Alpenpässe (773). Die Langobarden standen den Franken im Felde nicht. Nur die Mauern von Pavia leisteten Widerstand. Aber im zweiten Jahr der Belagerung wurde die Stadt erobert, Desiderius in ein Kloster gesteckt (774). Doch Name, Sitten und Gesetze, ja das Reich der Langobarden blieben; nur wurde dieses mit dem fränkischen unter einem Scepter — wie brüderlich — vereint. Auch erhielt sich in Unteritalien unter Arichis, Herzog von Benevent, fast selbstständig, die Langobardische Herrschaft.

Burgundisches Reich.

Viel früher war das Burgundische Reich von den Franken gestürzt worden. Wenig länger als hundert Jahre (wenn man vom J. 414 seinen Anfang rechnet) hatte es gedauert. Von der Westseite der Alpen bis zur Rhone, Saone, zum Oberrhein und zum Vogesischen Walde, über die schönen Lärder von Provence, Dauphiné, Savoyen, Lyonnais, über die westliche Schweiz, und — worauf später vorzugsweise der Name ruhte — über das gedoppelte (das Herzogthum und die Grafschaft) Burgund, ward es allmälig ausgebreitet, und, trotz der Wildheit der Stifter, durch frühe Sänftigung ihrer Sitten, durch Schonung der Eingebornen, auch durch Gesetze und Staatsein-

richtungen blühend und gewaltig. Die Könige — ursprünglich bloß Anführer freier Leute — stärkten ihre Macht durch Erringung der Erblichkeit, mehr noch durch Verleihung der Kaiser, als welche dieselben wiederholt mit der Würde des Patriziats und der Gewalt von Reichs-Befehlshabern bekleideten. Nach dem Untergang des Kaiserreichs wurden die schwankenden Verhältnisse zwischen den Eroberern und Provinzialen durch ein eigenes Gesetz (502) (Gundobalda von Gundebald genannt) meistens nach den heimathlichen Begriffen der ersteren, bestimmt; auch für Privatsachen und Streitigkeiten in demselben Gesetz die, gleichfalls von roher Einfalt zeugende, Regel gegeben.

In vielen Kriegen glänzte die Tapferkeit der Burgundionen. So lange noch Kaiser von West-Rom waren, erkannten sie deren Hoheit, und stritten in deren Dienst. Der König Gundicar blieb gegen die Hunnen (435). Gundiak eroberte (um 460) das Land von den Vogesen bis Lyon. Seine Söhne theilten das Reich. Aber Gundebald tödtete zwei seiner Brüder, und regierte über das ganze Reich — löblicher, als solche Gewalthat vermuthen ließ.

Damals war der fränkische König Chlodwig der Völker Schrecken durch ein wohlgeführtes Schwert und durch gefährlichere List. Auf Burgundien, welches er bereits halb umgränzte, warf er den gierigen Blick. Seine Gattin, Clotilde, Tochter eines der Brüder, welche Gundebald erschlagen, ermunterte ihn zu des Vaters Rache; und die katholische Klerisey, dem Arianischen Beherrscher trotz seiner Milde abhold, war geneigt, den Angriff eines rechtgläubigen Feindes zu unterstützen. Also erschien Chlodwig mit Heeresmacht. Unfern Langres war die Schlacht (500). Der geschlagene Gundebald floh bis Avignon, wo er durch hartnäckige Vertheidigung die Geduld der Belagerer ermüdete,

doch nur durch Versprechung eines Tributs und Ueberlassung großer Beute den Untergung von sich abwandte.

Aber nach seinem Tode brachte Clotildens unversöhnlicher Eifer von neuem Krieg über ihr unglückliches Vaterland. Auf die mütterliche Mahnung griffen ihre Söhne Burgund an, dessen Scepter Sigismund, Gundebalds katholischer Sohn, mit blutbefleckten Händen führte. Seinen eigenen Sohn, Siegerich, hatte er der Wuth einer zweiten Gemahlin aufgeopfert. Durch fromme Stiftungen und durch mönchische Büßungen suchte er seine Gewissensangst zu lindern. Der Zorn des Himmels lag auf ihm, das Verhängniß über seinem Reich. Die Franken siegten in einer großen Schlacht, und verwüsteten das ganze Land. Der König wurde gefangen, nach Orleans geschleppt, und mit Frau und Kindern in einen Brunnen geworfen (524). Chlodomir, der solche Unthat beging, fiel zwar in der Schlacht gegen Sigmunds Bruder, Godemar, und noch zehn Jahre setzte dieser die Vertheidigung fort; aber endlich erlag er dem ungleichen Kampf. Burgundien — wiewohl mit Beibehaltung seiner Nationalgesetze — wurde eine fränkische Provinz (534).

Westgothisches Reich.

Die Gründung des westgothischen Reiches durch Alarich, Ataulph und Willia haben wir oben gesehen. Noch war es — dem Namen nach — abhängig von Rom, und auf Aquitanien, mit einem Theil des Narbonnensichen Galliens beschränkt. Toulouse war die Hauptstadt.

Nach Wallias Tod (419) wurde Dietrich I. König, ein tapferer, kluger und auch ein edler Mann. Er regierte zwei und dreißig Jahre mit Kraft und Glück. In der Schlacht bei Chalons (451) fiel Dietrich. Sein Sohn,

Thorismund, der Held dieser Schlacht, eilte heim zur Besitznahme des Reiches, und wurde getödtet von seinem Bruder Dietrich II. (453), welchen, nach glücklichen Kriegen mit den Sueven in Gallizien, das gleiche Loos durch die Hand Eurichs, des dritten Bruders, traf (466).

Der verlorene Zustand des Abendländischen Reiches, und bald dessen völliger Untergang, gaben Eurich die anerkannte Befreiung von fremder Oberhoheit und Gelegenheit zu großen Eroberungen sowohl in Hispanien, wo er die Sueven zum Tribut zwang, und das Römische Land bis auf einige Ufergegenden unterwarf, als in Gallien, wo er Arles und Marseille gewann, und überhaupt bis zur Loire und Rhone die Westgothische Herrschaft ausdehnte. Aber die Franken, von ihrem kühnen Chlodwig geführt, überzogen Alarich II., Eurichs Sohn, mit Krieg. Sie übersetzten die Loire und die Vigenna, und stürzten unfern Poitiers auf das Gothische Heer (507). Die fromme Ergebenheit der rechtgläubigen Einwohner erleichterte den katholischen Franken den Sieg. Die Westgothen wurden entscheidend geschlagen; Alarich ward von Chlodwigs Faust erlegt, und alles Gallische Land wäre eine Beute des Siegers worden, hätte nicht des Ostgothischen Theodorich Macht die Septimanische Provinz (von der Rhone bis zu den Pyrenäen) gerettet. Theodorich, dessen Tochter Alarichs Gattin gewesen, verwaltete jetzt im Namen seines unmündigen Enkels, Amalarich, das Westgothische Reich.

Nach Theodorichs Tod entbrannte abermals der Krieg mit den Franken. Amalarich wurde ermordet während desselben (531). Drei nachfolgende Könige aus andern Häusern traf dasselbe Loos. Religionshaß der Katholiken und Arianer nährte die politischen Parteiungen. Die Römer,

von Afrika aus, verstärkten ihre Macht in Spanien, und eroberten vieles Land.

Endlich, unter dem vortrefflichen Leovigild (567) erhob sich, glänzender als je, die Westgothische Macht. Er endete durch Andeca's Besiegung das Reich der Sueven (585), welches fast 180 Jahre in den Nordprovinzen Spaniens bestanden, und herrschte — mit Ausnahme einiger Punkte an der See, wo die Römer sich noch eine Zeitlang hielten — über die ganze Pyrenäische Halbinsel. Aber schon damals, und seitdem unablässig bis heute — lag über dieser schönen Monarchie der Fluch des Aberglaubens, der Bigotterie und der Verfolgungswuth. Leovigild's katholische Unterthanen — wiewohl er eine freie Duldung ihnen gewährte — haßten ihren Arianischen Beherrscher, und seine letzten Regierungsjahre wurden durch den Undank und die wiederholten Empörungen seines Sohnes Hermenegild getrübt. Derselbe, durch die Beredsamkeit des Erzbischofs von Sevilla überwunden, ging feierlich zum Nicänischen Glauben über, und ergriff — über dem Eifer eines Neubekehrten, der Sohnes- und Bürgerpflichten vergessend, die Waffen gegen seinen gütigen Vater. Die Römer, die Franken, die Sueven, als welche rechtgläubig waren, rief er zur Hilfe herbei, und als er, besiegt und gefangen, Gnade erhalten von dem väterlichen Richter, so ließ er doch nicht ab von Verrath und Meuterei, bis endlich der Tod des Rebellen — des Märtyrers sagen die Zeloten — den Frieden herstellte.

Sein Bruder Reccared theilte den Glauben Hermenegild's, aber nicht dessen Schuld. Erst nach des Vaters Tod (585) schwur er die Arianischen Irrthümer ab, und brachte durch die Macht des königlichen Beispiels, mitunter auch durch Anwendung von Strenge, die ganze Nation der Westgothen zur Fahne der Rechtgläubigkeit.

Mit diesem ersten Katholischen König beginnt eine neue Periode der Westgothischen Geschichte, ein neuer Charakter des Volks und der Regierung. Sieger und Besiegte, nachdem die Scheidewand des feindseligen Glaubens gefallen war, berührten sich auch williger in den übrigen Punkten, und schmolzen allmälig wie in eine Nation zusammen, durch vervielfachte Familien-Verbindungen, mehr noch durch ähnliche Sitten und Lebensweise, durch eine gemeinschaftliche Strafe und gemeinschaftliche Gesetze. Aber die Religion, welche vorzugsweise solche Vereinbarung bewirkt hatte, blieb auch in der Folge das vorherrschende Prinzip der Westgothischen Monarchie. Die Westgothen selbst, mit dem Eifer der Neubekehrten, und die alten Spanier oder Provinzialen mit jenem einer nach langer Unterdrückung endlich triumphirender Partei, ehrten den katholischen Glauben als das Pfand nicht nur des ewigen, sondern auch des zeitlichen Wohls. Die Klerisey, als Hüterin solches Glaubens, jetzt unter einem Panier vereint und wohl geordnet, erhielt sofort einen überwiegenden Einfluß in alle Geschäfte. Bischöfe und Aebte wurden nicht nur wie in den übrigen abendländischen Reichen als natürliche Mitglieder der National-Versammlungen betrachtet, sondern die Synoden vertraten selbst die Stelle von jenen, und entschieden in politischen nicht minder als in geistlichen Dingen. Solche Macht des Klerus setzte das Ansehen des Königs herab, oder zwang ihn zu andächtlerischen Regierungs-Maximen, schlug den kriegerischen Geist der Westgothen nieder, entnervte die ganze Nation, und zog ein Geschlecht von schwachen aber verfolgungssüchtigen Frömmlingen heran. Auch liegt in diesen Sätzen der Schlüssel, die Summe der ganzen nachfolgenden Westgothischen Geschichte.

Siebenzehn Könige herrschten noch von Reccared bis Roderich, welcher den Untergang des Reiches sah; fast alle

waren Sclaven der Geistlichkeit oder Schlachtopfer derselben. Als die bessern mögen gelten: Sisebut (612), Suintilla (621), Wamba (672) und endlich Witiza (701). Gegen diesen Witiza erhob Roderich einen Aufruhr, und bestieg nach ihm, mit Ausschließung von dessen Söhnen, den Thron (710). Dieselben, ungeachtet das Reich verfassungsmäßig nicht erblich war, schwuren ihm Rache. Oppas, ihr Oheim, Erzbischof von Sevilla, theilte ihre Leidenschaft, und machte sie furchtbar. Die Verbindung mit dem Grafen Julian, dem Befehlshaber in Mauritanien und Andalusien, führte schnell die Katastrophe herbei.

Die Saracenen, nachdem sie in Nordafrika alle Römischen Länder und viele Länder der Mauren erobert hatten, bedrohten schon geraume Zeit die Westgothische Macht. Julian selbst hatte sie von Ceuta zurückgeschlagen. Jetzt lud er sie ein zur Besitznahme seiner Provinz, und zur Unterwerfung des Reiches. Wunderähnlich schnell ward sie vollbracht. Im Julius des siebenhundert und zehnten Jahres unserer Zeitrechnung, dreihundert Jahre, nachdem unter Ataulph die Westgothen in Südgallien gezogen, landete Tarik, von Musa, dem Oberbefehlshaber, vorausgesandt, um das Unternehmen vorzubereiten, mit einer kleinen Arabischen Schaar auf der Küste Spaniens, da wo ein mächtiger Fels, eine der herkulischen Säulen, über die Wasser ragt, und durch seinen steilen Abhang gegen das Land eine unüberwindliche Stellung darbeut. Er befestigte den Felsen, der von ihm noch heute den Namen trägt (Gebel al Tarik, Gibraltar) und rückte kühn in die Gefilde von Xeres de la Frontera. Hierher hatte, auf die Kunde solcher Gefahr, Rodrigo die Blüthe der Gothischen Nation, wohl 100,000 Krieger, versammelt. Tarik, mit nicht mehr als 12,000 Saracenen, dazu eine Rotte christlicher Ueber=

läufer, und eine — wohl große aber mehr zum Raub als zum Kampf geneigte — Schaar halbnackter Mauren, wagte gegen ihn die Schlacht, gewann sie, und mit ihr das Reich (19.—26. Jul. 711). Blutig, und anfangs zweifelhaft, wurde gestritten, bis die verrätherischen Prinzen mit ihrem Oheim, dem Erzbischof, aus den vaterländischen und christlichen Reihen in jene der Ungläubigen übertraten, und hierdurch das Verderben der Westgothen unwiderruflich entschieden. Rodrigo selbst, welcher mehr Zuseher als Theilnehmer des Kampfes gewesen, ertrank als Flüchtling in den Fluthen des Quadalquivir.

Der Sieger Tarik, und der mit neuer Macht herbeieilende Musa durchzogen jetzt, fast ohne Widerstand, das weite Reich. Das ganze Land von Cadix bis Narbonne, von Carthagena bis Corunna (Brigantium), huldigte, an Rettung verzweifelnd, und durch einheimische Zwietracht gedrängt, mit demüthiger Bereitwilligkeit dem Chalifen.

Doch ein Lebensfunke der Gothischen Monarchie erhielt sich in den Gebirgen Asturiens, wohin die Tapfersten der Nation sich gezogen hatten, entschlossen, frei zu seyn, oder zu sterben. Klein aber unüberwindlich war diese Heldenschaar, ihr Haupt, Pelayo, Sprößling des frühern Königsgeschlechts. Wie von ihnen, die da herrlich gegen die Saracenen stritten, allmälig ein neues christliches Reich über Spanien gegründet worden, davon gehört die Darstellung dem folgenden Zeitraum an.

Angelsächsisches Reich.

Vierzig Jahre nachdem Honorius Britannien seinem Schicksal überlassen, landeten an der Küste der, von innern und äußern Stürmen hart bedrängten Insel Hengist und Horsa, Anführer der Sachsen. Sie waren, nach der

gewöhnlichen Erzählung, von Vortigern, Fürsten von Dannovien und damals über ganz Britannien König, herbeigerufen worden, um das an eigener Kraft verzweifelnde Volk gegen die furchtbaren Caledonier zu beschützen (449). Die Sachsen demüthigten diese Barbaren, und erhielten als Lohn die Insel Thanet zum Sitz. Aber bald verwandelten sich die Beschützer in Feinde. Mehrere Schwärme der Sachsen, Jüten und Angeln, dann auch Dänen, Preussen, Rugier, eine große Zahl Friesen u. a. folgten der ersten Auswanderung, und drangen von Norden, Osten und Süden in das unglückliche Land. So verzweifelt die Lage der Eingeborenen schien, so ermannten sie sich doch zur tapfern Gegenwehr, stritten — gegen 150 Jahre — vielmal glorreich, endlich ermattend — gegen die wilden Feinde, und behaupteten auch dann noch, als die fremde Heptarchie *) festgegründet auf Brittischem Boden war, in dem westlichen Theil desselben, in den Bergen von Cornwallis, und länger noch in jenen von Wales, (dort bis in die Mitte des zehnten — hier bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts) ihre selbstständige Herrschaft. Viele suchten jenseits des Meeres die Freiheit, gründeten auf den Küsten Armorika's eine Niederlassung, die sie durch glückliche Kriege erweiterten, und gaben diesem Theile Galliens ihren heimathlichen Namen (Bretagne) und ihre, bis auf den heutigen Tag, neben jener des herrschenden Volkes fortlebende Sprache.

Die Kriegsmanier der Sachsen in Britannien glich jener der Vandalen und Hunnen, oder war noch zerstörender. Alle Spur der Römischen Gesittung, Gesetze und Künste,

*) Kent, Sussex, Essex, Northumberland, Ostangeln, Mercia und Westsex heißen die sieben in solcher Zeitfolge, von 456 an, gestifteten Reiche.

auch die Sprache und Religion der Besiegten wurden vertilgt; und der elende Ueberrest der letzten zur kläglichsten Sclaverei erniedrigt. Doch als der Krieg vertobt, der Besitz sich befestigt hatte, wurde die Behandlung milder. Auch die christliche Religion erhob sich wieder nach Ethelbert's von Kent Bekehrung (596), durch den Eifer P. Gregors des Großen und seines Glaubensboten, des Mönches Augustin. Jener Ethelbert war zugleich Gesetzgeber seines Volkes und allgemeiner Monarch.

Nicht nur das unterjochte Britannien, auch das freie Wales war in Wildheit zurückgesunken, ja dieses auf längere Zeit als jenes. Zum zweitenmal, wie vor der Römischen Eroberung, wurde die Insel ein wildes und dunkles Fabelland. Die Kraft des Volkes erschöpfte sich in innerer Zwietracht.

Die sieben Reiche, von ihrer Gründung bis auf Egbert von Westsex (800 – 836), welcher sie bleibend vereinigte, demnach länger als 300 Jahre, kriegten fast unabläßig untereinander (welcher Hader nicht wenig die Freiheit in Wales stärkte). Durch Glück und Kühnheit oder hervorleuchtendes Verdienst erwarb bald dieser bald jener König den Vorrang, selbst eine Art von Herrschaft über die Andern. Aber nur die Umstände, nicht ein Gesetz oder ein bleibendes System, erhoben sie zur Würde solcher allgemeiner „Monarchen." Auch hat Keiner mit den auswärtigen Nationen bedeutenden Verkehr gehabt. Egbert selbst aber gehört mehr der folgenden als der gegenwärtigen Periode an.

Geschichte der Franken.

Ursprung.

Alle Abendländischen Reiche wurden weit, an Ruhm und Macht, vom Fränkischen übertroffen. Dasselbe hat über viele der übrigen seinen Scepter gestreckt, und den Verhängnissen Europens eine bleibende Richtung ertheilt. Seiner Geschichte gebührt eine ausführlichere Darstellung.

Ueber den Ursprung dieser weitgebietenden Franken jedoch herrschen Dunkelheit und Zweifel. In der Mitte des dritten Jahrhunderts treten sie zum erstenmal auf bei den Römischen Schriftstellern. Sie erscheinen da als ein Kriegsbund verschiedener Völker, (der Catten, Amsivarier, Chamaver, Brukterer, Chauzen, Sicambrer, Usipeten, Attuarier u. a.) aber wir wissen nicht, ob diese Stämme durch eine freiwillige Vereinigung unter dem gemeinschaftlich angenommenen Namen der Franken sich zur größern Nation gebildet, oder ob solche Vereinigung durch die Macht eines andern und eigenen Volkes, welches dann das ursprüngliche Frankenvolk wäre, und die übrigen Stämme sich nur einverleibt hätte, bewirkt worden. Wir möchten das Letztere vermuthen, und das Nordalbingische Land für die Heimath dieser wahren Franken halten.

Ueber die Geschichte des ältesten Frankenvolkes, vor seiner Vereinbarung mit den fremden Stämmen, und herab bis auf die Periode zusammenhängender, gleichzeitiger Zeugnisse finden wir zwar in Ueberlieferungen, und in Chroniken, die aus Ueberlieferungen schöpften, manche, selbst fortlaufende und umständliche Angaben. Aber das Wunderbare und Märchenhafte derselben verhüllt das Wahre so sehr, daß dieses kaum mehr mag erkannt werden. Auch werden die Franken (dasjenige abgerechnet, was aus ihren Sagen zur Be-

leuchtung uralter Nationalsitte hervorgeht) welthistorisch merkwürdig erst durch die Verhältnisse mit Rom, und durch die Erstarkung zum größern Volke. Nur das Allgemeinste von ihrem ältesten Zustand, und eine kurze Charakteristik mag hier eine Stelle finden.

An den Franken erkennen wir deutlich die allgemeinen Charaktere der Germanischen Abkunft. Blondes Haar, einen stattlichen Wuchs, eng anschließende Kleidung, Liebe der Waffen, Verhältnisse, Sitten, Lebensweise — alles wie bei den übrigen Teutschen, oder wenig davon verschieden. Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehören eine vorzüglich gute Bewaffnung (ein starkes Schwert, ein großer Schild und eine sehr gefährliche Streitart mit Widerhacken) Kühnheit, ja Vermessenheit in deren Gebrauch, sodann — wenn wir Berichte der Römischen Schriftsteller für Beweise gelten lassen, doch freilich auch nach den Zeugnissen ihres eigenen Geschichtschreibers, Gregor von Tours — Frechheit im ganzen Thun, ungezähmter Hang nach Gewaltthaten, Stolz, der in Hochmuth, Freiheitssinn, der in Zügellosigkeit übergeht, endlich Grausamkeit und Untreue.

Die Franken waren lange in mehrere Stämme getheilt, von welchen jeder seinen eigenen Fürsten hatte. Solches hinderte die gemeinschaftliche Anwendung der Kraft, und verzögerte den Zeitpunkt der Nationalgröße. Doch fielen sie dem Römischen Reich vielfältig durch wilden Angriff und weite Raubzüge schwer. Die Salischen Franken zumal machten ihren Namen berühmt.

Unter der Regierung des Honorius breiteten sich die Franken, welche schon unter Constantius um Toxandria (unsern Lüttich) eine feste Niederlassung gegründet, in der ganzen Niederrheinischen Provinz (Germania secunda) von Gallien aus. Klodion (vor 440), der erste ihrer Könige,

dessen Gestalt uns mit Bestimmtheit erscheint, eroberte das Belgische Land bis zur Somme. Die beiden Brüder, die zu Attila's Zeit über diese Franken herrschten, und von welchen der Eine — Ungenannte — den Schutz des Hunnen-Königs, der Andere, Merovӓus (Merwig), den Schutz der Römer anflehte, sollen Klodions Söhne gewesen seyn. Von diesem Merovӓus hat, nach der gewöhnlichen Meinung, das erste Königsgeschlecht der Franken den Namen der „Merovinger" erhalten. Denn die Herrschaft bei den Franken war erblich, wenn gleich weder streng nach der Erstgeburt noch untheilbar. Welchen die Nation aus dem regierenden Haus zum Oberhaupt erkohr oder annahm, derselbe wurde auf einem Schild — zum Zeichen des Kriegsbefehls — emporgehoben, und dann als König verehrt. Alle Glieder dieses Hauses trugen, als Kennzeichen ihrer Würde, das lange, unbeschnittene (blonde) Haar. Alle Unterthanen — Gemeine und Edle — mußten — und sehr lange dauerte solches Gesetz — ihre Häupter scheeren.

Merovӓus Sohn (nach Andern dessen Bruder) war Childerich (von 466 — 481), der schönste, weiseste und stärkste Mann seiner Zeit, und ein glücklicher Krieger. Sein Tod gab dem fünfzehnjährigen Chlodwig, seinem Sohn, die Herrschaft über den Salischen Stamm.

Chlodwig. Merovinger.

Chlodwig (Chlodovӓus, Chludewig, Ludwig) ist der wahre Stifter der Fränkischen Monarchie, ein Mann, durch Charakter und Thaten äußerst merkwürdig, doch wenig lobenswerth. Sein ererbtes Gebiet war klein; über den größern Theil des Frankenlandes herrschten andere Stämme (zumal zwischen dem Niederrhein und der Maas die Ripuarier) und überhaupt war bis dahin von den Franken

mehr nur Land durchplündert und verwüstet als erobert worden. Von dieser beschränkten Lage erhob Chlodwig sich zur Herrschaft eines mächtigen Reiches, und vollendete innerhalb 30 Jahren die Gründung einer Monarchie, welche sofort der Schwerpunkt von Europa ward, und in ihrem Hauptland heute zu Tage noch mit imponirender Stärke besteht.

Das Abendländische Reich war erloschen (476); Odoaker, welcher in Rom den Kaiserthron umgestürzt, begehrte der transalpinischen Länder nicht. Kaum hatte Chlodwig seine einheimischen Angelegenheiten geordnet, im fünften Jahre seiner Regierung (486), so stürzte er auf Syagrius, welcher, im Namen des erloschenen Reiches, von Soissons aus einen nicht unbeträchtlichen Theil von Gallien regierte. Bei Nogent, unfern Soissons, war die Schlacht. Syagrius sah die Auflösung seines Heeres und floh nach Toulouse an den westgothischen Hof. Aber auf Chlodwigs Drohung wurde Syagrius ausgeliefert, und dann getödtet. Das ganze Belgische Land, die wichtigen Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens huldigten dem Sieger, welcher sofort auch in Osten das Land der Tungrer, zwischen der Niedermaas und Mosel, eroberte, und in Westen gegen die Loire vordrang.

Ein gefährlicher Angriff der Allemannen unterbrach solchen Siegeslauf. Dieses streitbare, aber fernen Wanderungen abgeneigte Volk hatte auf heimathlichem, Teutschem Boden seine Macht gegründet, herrschte anfangs zwischen dem Main und Neckar, später — mit den Baiern, Ostgothen, Burgundern und Franken zusammenstoßend — vom Lech und der Donau bis jenseits des Mains und des Oberrhens — dort an der Lahn, hier über Elsaß, einen Theil Lothringens und das nördliche Helvetien. Jetzt drangen sie den Rhein abwärts gegen Kölln, in das

Gebiet Siegbert's, Königs der Ripuarischen Franken. Chlodwig eilte seinen Brüdern zu Hilfe, und stieß auf die Allemannen in den Feldern von Tolbiacum (Zülpich im Jülichischen, 496). Als die Schlacht verloren schien, und die Allemannen ein Siegesgeschrei erhoben, da flehte Chlodwig zum Gott der Christen und seiner Gemahlin Chlotilde um Sieg, und gelobte an ihn zu glauben, wenn er durch wirksame Hilfe in dieser Stunde der Noth ihn von seiner höhern Macht überzeuge. Sofort wandte sich das Treffen; die Allemannen flohen, die Blüthe ihrer Mannschaft fiel, es fiel ihr König, der Ueberrest bat um Gnade. An diesem Tag ging die Selbstständigkeit Allemanniens unter; es wurde eine fränkische Provinz; zwar unter selbstgewählten — in der Folge erblichen — Herzogen, und unter Fortbestand der alten Gesetze und Gewohnheiten (noch war bei den Franken kein festes System der Herrschaft), doch nicht minder unterworfen und dienstbar. Auch wurde der nördliche Theil des Landes, um den Main und westlich am Rhein bis Worms, von Fränkischen Kolonien besetzt, und trägt heut zu Tage den hiervon abgeleiteten Namen.

In demselben Jahr, da er die Allemannen besiegte, nahm Chlodwig, seinem Gelübde treu, in Rheims die Taufe, mit ihm 3000 Franken, und in kurzer Frist der größere Theil der Nation.

In der Bereitwilligkeit, seine alten Götter zu verwerfen, weil sie seine Bitte unerhört ließen, und Christus zu huldigen, spiegelt sich wahr und ungeschmückt, unseres Proselyten Seele. Seine Bekehrung war eigennützig, aber darum doch aufrichtig, nur freilich nicht in's Innere dringend.

Diese Annahme ist wohl die günstigste für Chlodwig. Viele meinen, daß er blos aus Betrachtung der politischen Vortheile, welche — auch ohne Einschreiten des Himmels

— die Taufe ihm bringen mußte, sich zu derselben entschlossen habe, daß also seine Bekehrung ein leeres Blendwerk, eine bloße Maske gewesen.

Auch waren jene Vortheile allerdings sehr groß, ja unermeßlich. Die herrschende Religion in den Ländern, nach deren Unterwerfung Chlodwig strebte, war die Christliche, und die Grundmasse der Bevölkerung nebst dem größten Theil des Klerus hing mit Eifer dem katholischen Glauben an, während die barbarischen Eroberer Galliens, die Westgothen und Burgunder, die Arianische Lehre bekannten. Durch Abschwörung des Heidenthums hob Chlodwig die gehässige Scheidewand zwischen seiner Nation und den christlichen Galliern, und machte dieselben, so wie die Ueberreste der Römischen Truppen, geneigter zur Unterwerfung. Durch das Bekenntniß des Athanasischen Glaubens aber gewann er die feurige Anhänglichkeit, ja den bereitwilligen Beistand des orthodoxen Klerus, und der meistens gleichgesinnten Provinzialen gegen ihre Arianischen Gebieter, endlich auch einen bequemen Vorwand des Angriffs, und ein Mittel zur Begeisterung seiner Krieger.

Aber auch die Kirche, zumal die orthodoxe, hatte vollen Grund, der Bekehrung Chlodwigs sich zu freuen. Seine und seiner Nachfolger Macht erweiterte fernerhin in Krieg und Frieden die Herrschaft des Christenthums; und was noch freudigeren Dank erregte, jene Bekehrung gab der katholischen Kirche eine feste Stütze gegen die, unter dem Schutze aller übrigen christlichen Häupter damals drohend einherschreitende Ketzerei.

Clodwig, nach empfangener Taufe, verfolgte eifriger als zuvor den Lauf der Eroberung. Das ganze nördliche Gallien, die Städte von Armorika, und was irgend noch

in jenen Ländern den Römischen Namen behauptete, unterwarfen sich (497 ff.).

Seine Kriege mit den Burgundern und Westgothen (500 und 507 ff.), und wie er durch beide seinen Ruhm und seine Macht erweitert, haben wir früher gesehen.

Noch fehlte zur Sättigung Chlodwigs die Vereinbarung aller Fränkischen Stämme unter seine Herrschaft. In den meisten seiner Kriege hatten zwar dieselben schon mitgestritten; doch nur aus freiwilliger Neigung und unter ihren eigenen Häuptern. Alle waren mit Chlodwig verwandt. Der gewissenlose Tyrann räumte sie alle, sammt Söhnen und Brüdern, durch den empörendsten Verrath aus dem Weg, und saß fortan allein auf dem blutbefleckten Thron.

Aber nicht lange mehr besaß er denselben. Im 45sten Jahre des Alters, und im 30sten der Herrschaft (511) starb der gleich tapfere als kriegsgewandte und verschmitzte, gewaltthätige, meineidige Stifter des Französischen Reiches.

Die Einheit dieses Reiches, durch so viele Verbrechen erkauft, ging wieder verloren durch dessen Theilung unter Chlodwigs Söhne. Theodorich, der Aelteste, erhielt Austrasien, das östliche Land. Von der Maas zum Rhein, und jenseits desselben, über die eroberte Allemannische Provinz, erstreckte sich sein Gebiet; (auch Einiges an der Marne, um Rheims und Chalons, wurde dazu geschlagen), Metz war die Residenz. Die drei jüngern Brüder, Chlodemir, Childebert und Lothar I. schlugen zu Orleans, Paris und Soissons ihre Sitze auf, und beherrschten von da, nach zweifelhaften Theilungslinien, das übrige — westliche — Reich (Neustrien).

Ungeachtet der Theilung, schwoll die Macht der Franken noch immer so wie sie begonnen hatte, durch Verbrechen und Sieg; dabei begünstigt durch ihrer Nachbarn Schwäche.

Der Austrasische Theodorich zerstörte das Thüringische Reich. Die Thüringer werden seit dem Ende des dritten Jahrhunderts genannt. Von der Nordelbe, jenseits welcher sie anfangs gehauset, rückten sie in die Mitte Germaniens, allwo sie seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts weit hin nach allen Richtungen herrschten. Die Freundschaft der Ost- und Westgothen, ihrer Geschlechtsverwandten, befestigte ihre Macht. Unter den Völkern, welche mit Attila zogen, waren sie eines der wichtigsten; die Franken, so wie die Gallier, empfanden damals ihre schwere Hand, und feindselige Erinnerungen aus diesem Krieg pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Erneute Beleidigungen von beiden Seiten vermehrten den Haß.

Indessen beraubten Theodorichs M., des Ostgothen, Tod, und die Bedrängnisse, welche gleich darauf über dessen Reich kamen, Thüringen seiner wichtigsten Stütze. Da fiel Theodebert, des Austrasischen Theodorichs Sohn und Nachfolger (534), über den, wegen Wortbrüchigkeit allerdings strafbaren König Thüringens, Hermanfrid, schlug ihn an der Unstrut, lockte ihn darauf nach Zülpich, unter dem Schein der Versöhnung, und stürzte ihn die Stadtmauer herab. Das Thüringische Reich, mit seiner Hauptstadt Scheidungen, wurde jetzt leicht erobert, und zur Fränkischen Provinz gemacht. Doch zogen in einen Theil von dessen nördlichen Ländern die Sachsen ein.

Derselbe Theodebert, bei den Nöthen des Ostgothischen Reiches, vollendete die Eroberung Allemanniens, (vielleicht auch Baierns) und erfüllte Oberitalien mit den Schrecken so wie mit dem Abscheu des Fränkischen Namens. Sein Sohn Theudebald starb kinderlos (554).

Durch gleichen Ausgang der übrigen Linien wurde bald

nachher das ganze väterliche Reich unter Lothar I., Chlodwig's jüngstem Sohn, vereint.

Bei seinem Tod (561) erfolgte eine neue Theilung. Von seinen vier Söhnen erhielt Charibert Paris, Guntram Orleans und Burgund, Chilperich Soissons, und Siegbert Austrasien.

Die Geschichten dieser Prinzen und ihrer Söhne sind durch die größten Verbrechen bezeichnet. Selbst der beste aus den Brüdern, Guntram, den man darum den Frommen nannte, war grausam und treulos; aber in den Häusern Chilperichs und Siegberts häuften sich Gräuel auf Gräuel. Die Verworfenheit und die unerhörten Frevel zweier Weiber, Brunehild und Fredegund, entzündeten allernächst den verbrecherischen Hader. Die erste, eine Westgothische Prinzessin und Gemahlin des Austrasischen Königs Siegbert, rief diesen auf zum Krieg gegen den Bruder Chilperich in Soissons, welcher auf Anstiften der Buhlerin Fredegund seine Gemahlin, Galsuinde, Brunehilds Schwester, ermordet hatte, und dann die Verbrecherin ehelichte. Später beherrschte sie im Namen ihres Sohnes, Childebert II., und dann ihrer beiden Enkel, Theudebert und Theodorich, achtunddreißig Jahre lang, den größten Theil des Frankenreiches unter Schandthaten und Verbrechen ohne Zahl und Maaß; alles aus Herrschsucht, Wollust und aus wüthendem Haß gegen die gleich schändliche Fredegund, Chilperichs Gemahlin und Mörderin (584).

Endlich, nach dem friedlichen Tod dieser Feindin, erging über Brunehild die Rache. Lothar II., Fredegunds Sohn, vollstreckte sie auf barbarische Weise. Ihn gelüstete nach Austrasien und Burgund, welche Brunehild verwaltete. Die Nation erklärte sich gegen Brunehild, und huldigte Lo-

tharn. Die Königin wurde gefangen, und, mit ihren Urenkeln, schmählich, unter entsetzlichen Martern hingerichtet (613).

Der Mörder — nunmehr Herr über das ganze Reich — hielt eine merkwürdige Versammlung von dessen geistlichen und weltlichen Ständen zu Paris (615), wo die Rechte der Nation — oder vielmehr ihrer Großen und Bischöfe — bestimmt, befestigt und erweitert wurden.

Unter demselben Fürsten († 628) sehen wir zuerst die Macht des königlichen Major Domus, Hausmeiers, oder Großhofmeisters, über alle andern Gewalten sich erheben. Von dem ursprünglichen Geschäft, der Verwaltung der Kron-Güter und des Königlichen Hauses, hatte dieser Minister sich allmälig zur obersten Leitung aller bürgerlichen und Kriegsgeschäfte emporgeschwungen. Warnachar, dessen Hilfe Lothar II. vornehmlich die Herrschaft verdankte, erhielt von diesem die Zusage der lebenslänglichen Gewalt. Persönliche Verdienste oder Kühnheit einiger Großmeister, kluge Benutzung der Umstände, vor Allem die zunehmende Erschlaffung der Merovingischen Prinzen, erhöhten und befestigten des Ministers Macht. Fortan ist nur von ihm von dem König nicht mehr die Rede.

Zwar noch 124 Jahre nach Chlotars Tod saßen dessen Nachkommen auf dem Thron. Aber es war nur der Name der Herrschaft; das Machtwort des Großhofmeisters — mitunter auch die Parteisucht der Großen, und die früh erwachte gegenseitige Abneigung der Austrasier und Neustrier — bekleidete bald diese bald jene Merovingische Puppe mit dem Königsmantel, setzte sie wieder ab, vereinigte oder theilte das Reich. Die Würde des Ministers, welche anfangs der König frei ertheilt und zurückgenommen hatte, wurde später durch die Wahl der Stände — höchstens auf den Vorschlag des Königs — vergeben: endlich sahen die Inhaber

sie als Eigenthum, ja als ein Erbgut an. Nicht minder um sie, als um die Krone selbst wurden Kriege geführt.

Die Könige dieser Zeiten werden von den Franzosen mit Recht les Rois fainéans (gekrönte Schlafmützen, wie man es gut übersetzt hat) genannt. Doch waren sie unschädlich. Die Majestät des Thrones, auf welchem sie schliefen, blieb immer ein Nationalband, und ihre Hofhaltung wurde, ohne Auflagen, aus dem Ertrag eigenthümlicher Maierhöfe bestritten. Alle Jahre, im Maimonat, erschien der König in der Versammlung der Nation, sprach, was der Minister ihm in den Mund gelegt, theilte — nach dessen Weisung — die erledigten Lehen aus, bestätigte die früheren Vergabungen, die allgemeinen und besonderen Rechte. Hierauf fuhr er, von einem Viergespann Ochsen gezogen, in den Pallast zurück, und man sah ihn nimmer bis zum folgenden Maitag. Nicht die Ohnmacht dieser Könige, mehr die allzugroße Gewalt des Ministers, brachte Unheil über das Reich.

Unter den Großhofmeistern vor Pipin machten Grimoald und Ebroin durch Kraft und Verbrechen ihre Namen groß. Ein weit höheres Interesse aber beginnt mit der Erhebung Pipins von Heristal (678).

Pipin von Heristal. Karl Martel.

Derselbe wurde von den Austrasiern zum Major Domus oder Herzog, gegen Ebroin, ernannt. Der König, Dietrich III., bestätigte ihn gezwungen in solcher Würde über das ganze Reich (687), Von da an, durch 27 Jahre, regierte Pipin kraftvoll, weise, glücklich in Krieg und Frieden. Von den Königen dieser Zeit weiß man nichts als die Namen. Mehrere Empörungen der Teutschen Völker, welche unwillig den Franken dienten, wurden niedergeschlagen, und

die Ruhe im Innern durch gute Einrichtungen und Gesetze befördert.

Nach Pipins Tod (714) entstanden große Bewegungen, durch die Eifersucht der Austrasier und Neustrier, durch die Macht von Parteihäuptern, auch durch einen Ueberrest von Anhänglichkeit an's Königshaus, bis Pipins natürlicher Sohn, Karl Martel, durch Tapferkeit, Gewandtheit und Glück, aus der Mitte der streitenden Parteien sich zum Herzog von Neustrien, und zum alleinigen Herrn über beide Reiche erhob. Zwar eine Zeitlang noch ließ er das Schattenbild der Könige fortdauern; aber nach Dietrich's IV. Tod (737) setzte er demselben keinen Nachfolger mehr, führte ungetheilt — wenn auch ohne den Königstitel — die Gewalt, und hinterließ sie seinen Söhnen wie ein Familiengut (741).

Durch siegreiche Kriege Karls mit den Teutschen Nationen wurde der Umfang des Frankenreiches erweitert, mehr aber noch durch eine energische Regierung im Innern die Kraft erhöht. Die großen Dynastien und Vasallen gehorchten — unwillig, aber durch Karls starke Hand gezähmt — dem mächtigen Großhofmeister, und er übte selbst über die stolzen Prälaten sein Herrscherrecht.

Unter den Lorbeeren, welche Karls Stirne zieren, sind die Saracenischen die glorreichsten. Wir haben früher die Moslems die große Halbinsel der Pyrenäen erobern sehen. Jetzt überstiegen sie dieß finstere Gebirg, und betraten Gallien, um die alten Länder der Westgothen dem eroberten Spanischen Reiche beizugesellen. In diesen Ländern herrschte jetzt, mit Königlicher Macht, Herzog Eudes von Aquitanien, über ein aus Basken, Gothen und Franken gemischtes Volk. Einen ersten Angriff schlug er zurück; ein zweiter unterwarf den Saracenen das heutige Languedoc und Gascogne von der Rhone-Mündung bis zu jener

der Garonne. Hierauf führte Abdal=Rahmen ein drittes Heer über die Pyrenäen (751): ganz Gallien, ja ganz Europa, sollte des Beherrschers der Gläubigen werden. Jenseits der Rhone, bei Arles, schlug er die Christen in einer mörderischen Schlacht, dann nochmals, und fast bis zur Vertilgung, im Norden der Garonne, den unglücklichen Herzog Eudes, überschwemmte, verheerte das schöne Land bis zur Loire und Saone, und erfüllte mit lähmendem Schrecken die ganze Christenheit.

Wäre ihm gelungen, die Macht der Franken zu brechen, kein anderes Reich mehr hätte widerstehen können. Siegreich hätten die Saracenen des Abendlandes in's Herz von Europa vordringen, und allda sich mit ihren, vom Morgenland herbeikommenden Brüdern vereinigen mögen. In so verhängnißvoller Lage hätte ein Sieg der Saracenen dem Christenthum den Untergang bereiten, und mit demselben die Gruntlage der edelsten Humanität, und die Keime der Freiheit zerstören können.

Als die Kunde von Abdal=Rahmen's Siegen erscholl; als der vertriebene Eudes von Aquitanien um Hilfe flehend herumirrte, als Flüchtlinge von Tours, Lyon, Besançon die nahende Gefahr verkündeten, da sammelte Karl die Fränkischen und Teutschen Krieger unter seine allzeit siegreichen Paniere, ordnete als großer Heerführer den Marsch in die Ebenen von Poitiers, und daselbst die unsterbliche Schlacht (732). Am siebenten Tage des Kampfes, wo die Gewaltshaufen des Fußvolkes zur Entscheidung auf einander stießen, da „vertilgte — nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Rodericus Toletanus — das hochstämmige, kühne Geschlecht der Teutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend, in wenig Augenblicken das Arabische Heer.“ Die Trümmer desselben, durch einheimischen Hader

vollends zerrüttet, flohen eilig und auf immer, jeder Stamm einen besondern Weg suchend, über die Pyrenäen zurück. Karl erhielt von so großem Sieg den Beinamen — Martel (Hammer).

König Pipin.

Neun Jahre nach dieser herrlichen Waffenthat starb Karl (741). Seine Söhne, Karlmann und Pipin, theilten das Reich. Der erste erhielt Austrasien, der zweite Neustrien. Noch schien ein König nothwendig, um der Gewalt der Großhofmeister den Namen zu leihen, oder auch um solchen Titel zum Vortheil dieser letzteren im Gebrauch zu erhalten. Ein Meerovingischer Prinz, Childerich III., wurde darum auf den Thron gesetzt, welchen er bald seinem Gewaltträger überlassen mußte.

Pipin — seit der Abdankung Karlmanns, welcher in's Kloster Monte Cassino ging, Alleinherrscher — hatte der Nation durch Thaten seine Kraft bewiesen. Aber kein persönliches Verdienst ist so ehrwürdig in den Augen des Volkes, als der Schimmer einer Krone, und dem Ehrgeiz ist die kostbarste Huldigung jene, welche vermög eines selbstständigen Rechtes, unabhängig von Tugend und Kraft, gefordert wird.

Demnach beschloß Pipin, König zu werden, und weil die Heiligkeit des Merovingischen — wenn auch veralteten — Rechtes nur einem noch heiligeren Titel weichen zu können schien; so wandte der Großhofmeister sich an den Papst, welcher bereits, durch kluge Benützung günstiger Umstände, eine glänzende Hoheitsstufe erklommen hatte, und nach dem, was kurz zuvor von ihm der heilige Bonifazius, der große Apostel der Teutschen, den Abendländern gelehrt, als Haupt der Christenheit, ja als Stellvertreter Gottes auf Erden, von den Franken verehrt ward. Eine Gesandtschaft

ging an ihn ab, und trug seiner Entscheidung die Frage vor: „Welches der wahre und rechtmäßige König sey, ob jener, der den leeren Namen trage, ob der, welcher die ganze Gewalt des Reichs, und dessen Sorge in Krieg und Frieden führe?“ — Der Papst (Zacharias) entschied nach den Wünschen des Gewaltträgers. Nach seinem Ausspruch wurde Childerich entthront, geschoren, in's Kloster gesteckt, und Pipin von den, ihrer Treue gegen Chlodwigs Haus entbundenen Franken als König begrüßt. Der heilige Bonifazius, und nachmals der Papst selbst, ertheilten ihm durch feierliche Salbung einen heiligen Charakter, und es wurde ein schwerer Bannfluch gegen diejenigen ausgesprochen, welche je es wagen würden, von dem also geweihten Pipin oder seinem Haus auch in der spätesten Folgezeit abzufallen.

Diese glänzende Ausübung der päpstlichen Machtvollkommenheit — Absetzung und Einsetzung von Königshäusern — enthielt zugleich das feierlichste Anerkenntniß jener Macht, und diente dem Römischen Stuhl als fernere Begründung der Hoheitsansprüche über alle Thronen der Christenheit.

Wie dankbar Pipin sich gegen den Römischen Stuhl bezeiget, sein zweimaliger Kriegszug gegen die Langobarden, welche Rom bedrängten, die Eroberung des Exarchats und dessen Schenkung an den Papst — dieß ist oben erzählt. — Er starb 768.

Pipin, so wie seine Vorfahren, hatten vielfältigen Krieg mit den Teutschen Völkern, insbesondere mit den Allemannen, Thüringern, Baiern, Sachsen und Friesen zu führen. Wir haben hier nur noch die drei letztgenannten zu betrachten.

Daß die Baiern (**Boioarii, Baioarii, Bodoarii**) von denjenigen Bojern abstammen, welche nicht lange vor Christi

Geburt durch die Markomannen aus Böhmen (Bojohemum von ihnen genannt) vertrieben wurden, ist die — von starken Gründen unterstützte — Meinung der meisten Schriftsteller. Nach solcher Annahme wären sie nicht Germanischen, sondern Gallischen Ursprungs. Doch mögen sie in den neuen Wohnsitzen, nämlich in Norikum, Vindelicien und Rhätien, mit Teutschen Stämmen sich vermischt haben. Die Länder, wo sie nun hausten — der Lech trennte sie von den Allemannen — waren meistens eine Zugabe des Italischen Reiches. Bei dem Falle des Ostgothischen Reiches kamen sie an die Franken. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheint zum erstenmal deutlich ein Herzog von Baiern, Garibald, aus dem Agilolfingischen Hause. Dasselbe besaß solche Würde erblich, doch nicht untheilbar, und in der Persons-Bestimmung abhängig von des Fränkischen Königs Willen. Die enge Verbindung der Baiern mit den Langobarden erregte bei den Franken Unwillen und Mißtrauen; den Baiern gab sie Muth zu Empörungen. Karl Martel und Pipin schärften die Abhängigkeit. Karl der Große — nach wiederholtem Abfall des Herzogs Tassilo II. — setzte denselben ab (788), und ließ Baiern durch Fränkische Grafen wie sein übriges Reich regieren.

Der Kriegsbund der Sachsen erstarkte allmälig zum großen Volke. Ihr Name kömmt schon bei Ptolemäus geographisch vor; historisch erscheinen sie erst gegen das Ende des dritten Jahrhunderts. Sie theilten sich, nach ihren Sitzen, in Ostphalen, Westphalen und Engern. Die Länder, wo ihre Völker gewohnt hatten (von der Ost- und Nordsee über die untere Elbe und Weser bis gegen den Rhein), verließen die Sachsen nicht; nur einzelne Schwärme von ihnen gingen oft aus in benachbarte und ferne Reiche,

als Abenteurer, Seeräuber, als Theilnehmer an fremden Kriegen, endlich als Eroberer. Mit Alboin, der Langobarden König, zogen viele tausend Sachsen über die Alpen (569). Den Franken halfen sie schon früher das Thüringische Reich zerstören (534). Aber der Sturz solcher Scheidewand stellte sie selbst den Angriffen der Franken bloß. Schon Lothar I. (554) soll ihnen einen Tribut von 500 Kühen aufgelegt haben. Aber Karl Martel und Pipin fielen ihnen abermals schwer. Die zunächst an den Franken wohnenden Stämme bequemten sich zu einem Tribut von 300 Pferden. Doch blieb der größte Theil der Nation frei und freiheitsstolz, und erlag auch Karl dem Großen erst nach dem heldenmüthigsten Widerstand.

Dagegen wurden die Friesen schon in diesem Zeitraum bezwungen. Dieses zahlreiche, Teutsche Volk wohnte in den alten Sitzen der Chauzen, und weiter hin längs der Nordsee-Küste, von der Mündung der Elbe bis zu jener der Schelde. Frühe kamen die südlichen Stämme mit den Franken in Streit. Radbod, ihr Fürst, wurde (689) von Pipin und Heristal besiegt, mußte Südfriesland abtreten, und Tribut zahlen. Die Einführung des Christenthums sollte die Abhängigkeit befestigen. Darum wurde der heilige Willibrord nach Friesland geschickt. Anfangs ohne großen Erfolg, bis Karl Martel (734) den Friesischen Fürsten Poppo überwand und tödtete. Ganz Friesland war jetzt eine Fränkische Provinz, welche jedoch bis auf Karl's M. Zeit noch ihre eigenen Fürsten behielt.

Die Geschichte dieses großen Karl erzählen wir in der folgenden Periode.

Verfassung der Teutschen. Allodialfreiheit.

Die Verfassung der Teutschen Völker blieb durch einen großen Theil dieses Zeitraums dieselbe, welche sie im vorigen gewesen: aber allmälig erfuhr sie bei den meisten — bei den erobernden Stämmen zuerst, bei jenen, welche in der Heimath blieben, später — eine wesentliche Veränderung. Kein Machtgebot, kein revolutionärer Sturm hat solche Veränderung bewirkt; sie war die natürliche Entwicklung der in der Ur-Verfassung schlafenden Keime, bestimmt und befördert durch neue Umstände und erweiterte Verhältnisse.

I. Die Teutschen, da sie nach dem Schluß der Nation im Heerbann, oder auch in freiwilliger Vereinigung, unter der Fahne eines Geleitsherrn, in die Römischen Provinzen fielen, führten ihren eigenen — nicht eines Herren Krieg. Demnach war auch die Kriegs-Beute das gemeinsame Eigenthum der Streitgenossen. Was erobert, so wie was geraubt worden, theilten sie in Loose; und jeder Einzelne erhielt ein solches, nur größer oder kleiner, je nach Verhältniß seines Kriegs-Verdienstes, seiner Eigenschaft, oder vertragsmäßiger Bestimmung.

Diese Erwerbung geschah mit vollem und unbeschränktem, daher auch erblichem, Eigenthumsrecht. Die also zugetheilten Güter wurden Allodien (vollständige, freie Besitzthümer) genannt.

II. Der neue Gutsbesitzer jedoch entsagte sofort seinen vorigen Neigungen und Gewohnheiten nicht. Jagd und Krieg liebte er mehr als Ackerbau, und wo er den letzten trieb, da geschah es durch Leibeigene und Knechte, überhaupt durch Hörige, oder bürgerlich nicht selbstständige Leute. Nach wie vor war Er ein freier Mann, ein gleiches Glied sei-

ner Nation, immer bereit zum Krieg, ein selbstständiger Wehr, in allen gemeinen Geschäften stimmberechtigt.

Denn die Angelegenheiten der Nation wurden noch immer auf allgemeinen Versammlungen geschlichtet, worauf Jeder Freie — ob Vornehm oder Gering — seine, wenn auch dem Ansehn nach verschiedene, doch dem Recht nach gleiche Stimme erhob. Die natürliche Kriegspflicht im Heerbann, Folgeleistung gegen die gemeinen Beschlüsse, Unterwerfung unter den Spruch der Gerichte, Annahme oder Bezahlung des Wehr- und Friedgeldes — dieß war die Summe von des Freien bürgerlicher Verbindlichkeit. Auch seine Habe, wie seine Person, war frei; Steuern kannte man nicht. Nur von unfreien Hörigen, oder von besiegten Fremden, mochte Tribut gefordert werden. Der freie Mann gab in Fällen der Noth freiwillige Geschenke.

Solche neidenswerthe Freiheit blieb ungekränkt in ihren Hauptzügen, auch wo Könige, selbst wo Erb-Könige über die eingewanderten Völker herrschten. Gewohnheit, freiwillige Ehrfurcht, mehr als bestimmtes Recht, erhielten oft eine Heldenfamilie im Besitz der obersten Würde: doch unter den Gliedern der Familie mochte das Volk nach Gefallen wählen. Bei mehreren Völkern galt unbeschränktes Wahlrecht. Der König war blos Führer des Heerbanns, Vorsitzer in der National-Versammlung und in den hohen Gerichten, Vollstrecker der Volksbeschlüsse und Urtheile, endlich seiner Person nach heilig, zumal wenn er gesalbt worden, im Uebrigen dem Volkswillen und dem gemeinen Privatrecht unterthan. Er lebte von seinem Gut, von gesetzlich oder richterlich bestimmten Strafgeldern, höchstens von freiwilligen Gaben. Seinen unmittelbaren Leibeigenen, Hörigen und Leuten mochte er Befehl ertheilen, oder Leistungen auflegen, doch nicht anders als die übrigen Guts- und Leute-Besitzer. Ueber

freie Männer und deren Gut hatte er keine Gewalt noch Recht. So auch die Stellvertreter, die er ernannte, die Herzoge und Grafen, oder wie sonst die Unterfeldherren, Vorsitzer der Provinzgerichte, überhaupt des Königs Gewaltträger in Krieg und Frieden hießen.

III. Aber dieses kunstlose Gebäude Germanischer Freiheit, entsprchend nur den einfachen Bedürfnissen eines Wälder bewohnenden Hirten- und Jägervolkes, mochte unter den neuen Verhältnissen der Eroberung weder mehr genügend seyn, noch auch dasselbe dem Geist und Charakter nach bleiben. Allmälig, ohne auffallende oder laut ausgesprochene Aenderung in Formen oder Grundsätzen, ging die demokratische Freiheit unter; und das Volk — abwechselnd von Königs-, Adels- und Priester-Tyrannei bedroht, doch eine Zeitlang noch durch den Streit dieser drei Mächte bei einigem Ansehen erhalten — wurde endlich, als die Königsmacht entscheidend gestürzt war — was aber erst im folgenden Zeitraum geschah — rettungslos den beiden andern Preis.

Nachstehende Sätze mögen diese traurige Umwälzung erklären.

1) Der eingewanderte Stamm nach der Eroberung war nicht länger ein, durch Gesammtbesitz und Gesammtnutzung einer beschränkten Gegend friedlich vereintes, nahe zusammen wohnendes, leicht an einem Ort zu versammelndes Volk. Ueber ein großes Land, über eine zahlreiche feindliche Bevölkerung hingegossen und zerstreut, glich es jetzt einem, in weite Kantonnirungen vertheilten, doch immer kriegsbereiten, schlagfertigen Heer. Die bürgerliche Freiheit wich der militärischen Subordination.

2) Welche Behandlungsart der Ueberwundenen statt fand, immer war sie der Freiheit gefährlich. Die Meisten, die dem Schwert entrannen, wurden zu Leibeigenen ge-

macht. Aber die große Menge derselben gewöhnte sich an den Anblick der Sclaverei, und gab einladende Beispiele der Bedrückung. Ließ man den Besiegten einen Theil ihrer Güter, oder nahm sie (was bei zeitlicher Unterwerfung, zumal in Ansehung der Vornehmern oft geschah), gar in die Gemeinschaft der Rechte auf; so brachte die Vermischung der beiden Nationen nothwendig auch eine, der rein teutschen Freiheit nachtheilige Verwirrung der Begriffe und Grundsätze hervor. Die Sieger lernten von den Besiegten dienen.

3) Auch wurde jetzt schwer oder unmöglich, Nationalversammlungen im eigentlichen Sinn des Wortes zu halten. Aus dem großen, eroberten Reiche die zerstreuten Wehren auf einen Punkt zusammen zu rufen, ging nicht mehr an. Es blieb also nur der Name, nicht das Wesen solcher Versammlungen. Die Masse der Nation — die dem Versammlungsplatz benachbarte Volksmenge ausgenommen — erschien nicht mehr darauf: die Edlen und Vornehmen, zumal auch die Geistlichen, kamen allein, oder hatten wenigstens überwiegenden Einfluß. Die Notablen fingen an die Nation zu repräsentiren, demnach zu beherrschen.

Lehen.

4) IV. Endlich hatte der eingeführte Allodial-Besitz gleich mit sich den Keim einer andern Besitz-Art gebracht, welcher sich bald neben und mit der erstern entwickelte, später dieselbe umschlang, zurückdrängte, und zuletzt fast ganz vertilgte.

Die einwandernden Nationen bestanden zum Theil aus Männern, welche selbstständig, jeder für sich allein, als einzelne Wehren kämpften, zum Theil aus solchen, die im Geleit stritten. Die Letztern, als welche in eines Andern

Namen, nicht auf eigene Rechnung, in Krieg zogen, erhielten auch bei der Vertheilung der Beute oder des eroberten Landes kein eigenes oder Allodial=Loos. Wohl aber wurde dem Geleitsherrn, welcher als solcher mehr Verdienst, mehr Antheil an der Eroberung als ein einziger Streiter gehabt, ein verhältnißmäßig größeres Loos zugeschieden, demnach seine Leute wegen ihrer Befriedigung stillschweigend an Ihn gewiesen.

Der Geleitsherr (die meisten Edlen waren Geleitsherren), so wie er schon in der Heimath aus Kriegslust, Stolz oder Herkommen seine Schaar von Getreuen, oder Leuten durch Geschenke von Pferden, Waffen, oder durch Schmausereien im Dienst erhalten, theilte jetzt von dem großen Allod, welches ihm zugefallen, kleinere Stücke unter sein Gefolge aus, — nicht zum unbeschränkten Eigenthum, sondern nur zu Lehen, d. h. zum nutzbaren und zugleich widerruflichen Besitz, wobei — anfangs stillschweigend, nachmals ausdrücklich und feierlich — die gegenseitige Verpflichtung: von Seite des Lehensherrn zu Schutz und Vertretung, von Seite des Lehenmanns oder Vasallen zu weiterer Dienstleistung und Treue, eingegangen oder erneuert ward.

Diese, ursprünglich von der Gnade der Lehensherren abhängigen Lehen gingen nach und nach — in natürlichem doch langsamem Fortschreiten — in erblichen Besitz über. Es war kein Grund, den treuen Lehensmann, so lang er lebte oder Dienste thun mochte, aus dem verliehenen Lehengut zu vertreiben. Aus mehreren Mitwerbern um ein erledigtes Lehen mochte der Sohn des verstorbenen Vasallen, wenn er tauglich zum gleichen Dienste schien, billig den Vorzug erhalten, und die öftere Wiederholung solcher an Söhne — in deren Ermanglung auch an Seitenverwandte — gemachten

Verleihungen, begünstigte allmälig den Anspruch, endlich auch das Anerkenntniß der Erblichkeit.

Nichts schien bequemer, nichts den Vortheilen der Geringern wie der Vornehmen entsprechender, als solche Einrichtung, wonach der große Gutsbesitzer die Ländereien, welche er selbst zu nutzen nicht vermochte, zum leichten Unterhalt einer — seinen Glanz und seine Macht erhöhenden — Dienstmannschaft verwandte, der arme Freie dagegen für wenig beschwerliche, oder doch seiner Neigung zusagende Dienste gutes Auskommen, ja Wohlhabenheit fand. Bald vermehrte sich die Zahl der Lehenswerber. Als kein Grund und Boden mehr zu vergeben erübrigte, machte man Lehen aus jedem andern Besitzthum, aus nutzbringenden Rechten, Einkünften, Gefällen jeder Art, endlich aus Ehren und Würden, ja selbst aus geistlichen Dingen.

Vor allen suchten die Könige recht viele Vasallen zu sammeln. Nicht nur schien die Würde des Throns eine zahlreiche Dienstmannschaft zu fordern, auch die Gewalt des Königs beruhte auf ihr. Die hergebrachte Freiheit der Wehren oder Allodialbesitzer hatte dieselben mit den engsten demokratischen Schranken umgeben; der emporstrebende Geist der großen oder adeligen Freien drückte sie noch tiefer durch Aristokratischen oder oligarchischen Trotz herunter. Nur von den eigenen Vasallen mochte der König stets bereiten Gehorsam fordern, nur durch ihre Hilfe sein Ansehen über aufrührerische Große, oder selbst über Gemeinfreie behaupten. Daher wurden, weil die Ländereien der Krone größtentheils zu Bestreitung der Hofhaltung vorbehalten blieben — vorzüglich die Rechte derselben, die Aemter und Würden, lehenbar verliehen. Die Edelsten der Nation, die größten Allodialbesitzer — als aus deren Klasse die königlichen Oberbeamten, die Herzoge und Grafen meistens genommen wur-

den — kamen so in das (freilich nur anfangs heilig geachtete, nachmals, wie die Lehen erblich und die großen Vasallen übermächtig wurden, sehr lose) Verhältniß der Lehenspflicht oder der persönlichen Unterwürfigkeit gegen den König; während sie selbst, als dessen Gewaltsträger, mehr Anreizung und Gelegenheit erhielten, durch Vermehrung der eigenen Vasallen ihren Hofstaat oder ihre Macht zu vergrößern.

Besaß einer ein ausgedehntes Lehengut (was zumal bei den Kron-Vasallen statt fand), so gab er kleinere Theile davon an Andere als After-Lehen, und wurde so zugleich Lehensherr und Vasall. Solche Unterordnung mochte durch mehrere Grade sich fortsetzen.

So wurden von allen Seiten die Lehen vervielfacht, und es begann — da die bestimmte Pflicht gegen den Lehensherrn die allgemeine gegen den Staat überwog — die Zerstücklung der Nation in eine Menge von Geleiten oder kriegerischen Verbindungen, gegen welche die einzelnen Freien oder kleinen Allodialbesitzer bald eine untergeordnete Rolle spielten.

Die eiserne Gewalt erhob jetzt ihr Haupt. Nach der Zahl seiner Lehens-Mannen oder Kriegsknechte maß der Edle seine Rechte, das Gesetz verstummte vor dem Schwert.

Da entschloßen sich viele Gemein- oder auch ärmere Edel-Freie, Sicherheit gegen das überhandnehmende Faustrecht durch Aufopferung der theuern Freiheit zu erkaufen. Der Lehensverband gab dem Vasallen Anspruch auf den Schutz des Lehensherrn. Also übertrugen schwache Allodialbesitzer ihr Freigut einem benachbarten Mächtigen (oft auch einer Kirche, da der heilige Schirm noch kräftiger schien) als Lehen, und erkannten ihn als dessen Obereigenthümer, sich selbst (jedoch mit Vorbehalt der Erblichkeit

welche hierdurch auch im allgemeinen befestigt ward) als Vasallen.

Hierdurch erlitt die alte Verfassung, erlitten alle Nationalrechte einen tödtlichen Stoß. Die Masse der Nation, welche ehedessen aus freien Männern bestanden, zählte jetzt der Gemeinfreien nur noch wenige. Sie waren Vasallen oder Aftervasallen der Edelfreien, der Herzoge, des Königs selbst geworden. Selbst von den Edelfreien hatten Viele sich zu Leuten von Mächtigern erniedrigt. Ehedessen hatte auf den Nationalversammlungen die Stimme der Nation in der That entschieden. Jetzt war der größte Theil der Nation in Lehensleute verwandelt, welche, als solche, kein Stimmrecht mehr unter den Freien besaßen. Ihre Lehensherren, die großen Allodialbesitzer und die Gewaltträger des Königs (auch die Priester, welche unter jeder Aenderung der Verfassung ihre Präpotenz bewahrten) wurden nun die Hauptglieder der — noch immer so genannten, aber dem Wesen nach von den frühern völlig verschiedenen — Nationalversammlungen. Gegen ihre vorherrschende Stimme mochte jene der täglich sich vermindernden ärmeren Allodialbesitzer kein Gewicht mehr haben. Allmälig blieben diese gänzlich aus, und aus demokratischen Nationalversammlungen wurden aristokratische Reichstage.

Die Großen rissen nun leicht alle Gewalt an sich. Sie setzten den König herab und erdrückten das Volk, welches sich unvermerkt zur gleichen Dienstbarkeit, selbst Leibeigenschaft seiner Ueberwundenen und Knechte verurtheilt sah, und errichteten so über den gemeinsamen Trümmern des Königthums und der Demokratie eine tyrannische Adelsmacht.

Dieser Umschwung der Verhältnisse, diese fortschreitende Erweiterung des Lehenwesens ist nicht in allen Ländern gleichförmig, auch nicht überall in derselben Ordnung oder

Folge wie oben dargestellt worden, geschehen. Nach Nationen und Ländern, nach dem Einfluß der allgemeinen Ereignisse, auch nach einzelnen örtlichen und persönlichen Umständen wurde, hier länger und glücklicher, dort schwächer und erfolgloser, die Allodialfreiheit, in ihrem vollen Umfang oder in dürftigen Ueberresten, gegen das einreißende Feudalwesen behauptet. Auch ist überall erst im folgenden Zeitraum der Sieg des letztern über die erstere völlig entscheidend worden.

Unter die teutschen Nationen, welche auf Germanischem Boden blieben, als die Allemannen, Baiern, Thüringer und Sachsen, kam das Lehenwesen erst von den Franken, ihren Siegern. Auch waren dort, da der Boden den alten Eigenthümern geblieben, die aufgetragenen Lehen, nicht die gegebenen, Regel. Die Sachsen zumal — als welche erst im folgenden Zeitraum unterworfen wurden — besaßen ihren Grund durchaus nach dem Allodialgesetz.

Unser Zweck erheischt nicht, dieses alles im Einzelnen ausführlicher zu behandeln. Die Summe des welthistorisch Wissenswerthen besteht darin; daß in diesem Zeitraum die Allodialfreiheit, im folgenden das Lehenwesen vorherrschten, jedoch niemals und nirgends — wenigstens in den eroberten Ländern nicht — allein herrschten. Gleichzeitig mit den Allodialgütern wurden die ersten Lehen gegründet, und vollkommen ward der Allodialbesitz nie verdrängt. Beide Verfassungen wurden auch durch fremdartige Einmischungen — als Leibeigenschaft, Priestermacht — vielfältig bestimmt oder entstellt; beide haben auch ihre gemeinsamen Charaktere, als Adelsmacht und Beschränkung des Königthums; doch so, daß vom Allodialwesen die Adelsmacht ein Auswuchs, vom Lehen-

wesen eine nothwendige Folge war, und daß die Beschränkung des Throns bei jenem einen demokratischen, bei diesem einen aristokratischen Charakter hatte.

Kriegswesen.

Das teutsche Kriegssystem, und wie die Germanischen Völker theils im Heerbann, theils im Gefolge stritten, ist schon in der alten Geschichte erklärt. Solche Gefolge — als geübte, stets bereite Waffenmacht — dienten übrigens nicht bloß in den Privatkriegen ihrer Geleitsherrn, sondern oft auch — gegen Sold oder vertragsmäßigen Lohn — der Nation selbst. Diese Benützung der Geleite schien den Gutsbesitzern, den eigentlichen Wehren, bequem; aber sie führte einen doppelten Nachtheil mit sich. Der kriegerische Geist, die Wehrbarkeit des eigentlichen National-Körpers, wurde vermindert, und die Geleite — in dieser Rücksicht den stehenden Truppen ähnlich — oder ihre Herren, als Gebieter, ja Inhaber der bewaffneten Macht, konnten die Freiheit der Nation gefährden.

Die Heermannie — ursprünglich in Folge des Nationalbeschlusses oder der gemeinsamen Verabredung, wohl auch der solcher gemäßen Einladung des Königs, Mannitio, sich erhebend — verwandelte sich später in ein Königliches Aufgebot (Bannus), in dem Maaße nämlich, als die Gewalt des Königs (oder auch der Großen, deren Beschluß alsdann der König proklamirte) an die Stelle der Nationalversammlung trat.

Gesetze der Teutschen.

Die teutschen Nationen, nachdem sie von den besiegten Römern schreiben gelernt, trugen allmälig ihre alten Gewohnheiten in förmliche Gesetzbücher zusammen. Die Sali-

schen Franken — entweder im Anfang des 5ten Jahrhunderts, um die Zeit, in welche Pharamund gesetzt wird, oder wahrscheinlicher erst nach ihrer Niederlassung im Belgischen Gallien — erhielten das nach ihnen benannte Gesetz durch die Arbeit von vier ihrer ehrwürdigsten Häupter. Später — auf Veranlassung des Austrasischen Theodorich I., und, nach hundertjähriger Unterbrechung, durch den mächtigen Dagobert I. — wurden die Gesetze der Ripuarischen Franken, desgleichen jene der Allemannen und der Baiern gesammelt. Die Friesischen, und die Anglo-Warinischen (oder Thüringischen) Gesetze sind ungefähr aus derselben Zeit; die Sächsischen etwas später. Jene der Burgundionen wurden von Gundobald und Sigismund gesammelt; die Westgothischen von Eurich, dann von Suintilla's Nachfolgern bis Egiza; die Langobardischen endlich von Rotharis, Grimoald, Luitprand, Rachis und Aistulph gegeben; nirgends aus Machtvollkommenheit des Königs, sondern auf dessen Vortrag und Einleitung durch die Versammlungen der Nation oder ihrer Großen.

Der Charakter dieser Gesetze überhaupt ist natürliche Einfalt und Rohheit, doch mit gesundem Verstand, Stolz der Freiheit, bei den meisten auch Stolz der Eroberung, in den spätern Zusätzen mitunter schon Feudal-Geist, und emporstrebende Priester- und Herrscher-Gewalt.

Die Verfügungen über Mein und Dein, über Erbschaften u. s. w. sind einfach und klar. Natürliche Billigkeit, gemeiner Verstand, genügten zur Entscheidung der seltenen Rechtsstreite. Ueber Beleidigungen aber und Verbrechen ist eine große Zahl der genauesten Bestimmungen. Geldbußen, Wehrgelder sind die gemeinen Strafen; ihr Maaß, nach Person und Fällen, mit sorgfältiger Abstufung

festgestellt. Selbst öffentliche Verbrechen werden mit Geld gebüßt. Nur auf die schwersten ist Tod gesetzt. Für Unfreie sind Leibesstrafen Regel.

Oberster Richter ist zwar gewöhnlich der König; doch muß er nach dem Ermessen der Großen oder der Nation sprechen. Unter ihm richten in den Ländern, Gauen und Bezirken die Herzoge, Grafen (auch Centgrafen und Schultheiße), jeder mit Beiziehung redlicher, verständiger Leute (Schulzen oder Schöppen), öffentlich — auf freiem Feld oder Bergen (Mall-Stadt oder Mall-Berg). Zeugen, Eidschwüre, oder Eideshelfer — auch schon Gottes-Urtheile — sind die Beweise.

Die Gesetze alle sind keine Landes- sondern Volksgesetze. Den teutschen Eroberern fiel nicht bei, ihr Gesetz den Besiegten aufzudringen. Wohl verordneten sie über das Schicksal derselben; aber sie ließen ihnen ihr einheimisches Recht, oder stellten jedem die Wahl frei zwischen dem Römischen und Germanischen Gesetz.

Geschichte des Morgenländischen Kaiserthums, oder des Byzantinischen Reiches.

Verfassung. Arkadius. Theodos II.

Die Verfassung des Römischen (Byzantinischen) Kaiserreichs blieb, wie sie am Ende der vorigen Periode gewesen, eine vollendete, fest begründete, künstlich geordnete Despotie. Nur wurzelten die Grundsätze und Einrichtungen, worauf sie beruhte, von Geschlecht zu Geschlecht tiefer, und immer vollständiger schwanden die Erinnerungen, die Denkmale, auch die Namen aus der alten, freien Zeit. Daher der Uebermuth der Regierung immer unverhüllter und ruhiger, die Dahingebung des Volkes immer williger und

gedankenloser, die innere Reichsgeschichte immer einförmiger und trauriger.

Ein Umstand verhinderte das völlige Herabsinken der Regierung zur ganz gemeinen Unwürdigkeit der Orientalischen Dynastien. Der Thron war nicht erblich. Viele Erschütterungen und die abscheulichsten Verbrechen, hier der ränkevollen Hof- und Priesterlist, dort der frechen soldatischen Gewalt, wurden dadurch erzeugt; aber solche Aufregungen fachten periodisch das ermattende Leben wieder in etwas an: und der glückliche Emporkömmling brachte öfters aus dem Privatstand diejenigen Talente und Herrscher-Tugenden mit, welche bei den im Serail geborenen Prinzen gewöhnlich erstickt werden. Der tiefste Verfall des Reichs hebt erst — im folgenden Zeitraum — mit dem Aufkommen lange regierender Häuser an; so wie in der vorliegenden Periode keine Zeit unglücklicher und schmachvoller als jene des Hauses von Heraklius ist.

Gemäß der endlichen Theilung des Reichs unter Theodosius M. Söhnen, herrschte der Morgenländische Kaiser über alle Länder und Meere von der Lybischen Wüste bis zur Donau und zum Kaukasus, und vom Euphrat bis zum Adriatischen Meer. Dieses ungeheure Gebiet blieb auch lange Zeit, vorübergehende Kriegsverheerungen der einzelnen Provinzen abgerechnet, unvermindert, und wurde noch vermehrt nach dem Untergang des Abendländischen Reichs durch viele Küstenländer Galliens, Hispaniens, und, nach dem Sturz des Vandalischen und Ostgothischen Thrones, durch Afrika und Italien. Dieses Reich, bei einer nur erträglichen Verfassung, und nur vom geringsten Funken des Geistes belebt, hätte es nicht herrlich, überglücklich, unangreifbar seyn und bleiben mögen? — Aber seine Geschichten zeigen uns nichts als einen schneidenden, in jedem Ver-

hältniß wiederkehrenden Kontrast zwischen dem Segen der Natur und der Schlechtigkeit der Menschen. Alle Grundübel, alle Keime des Verderbens, welche schon in dem verbundenen Kaiserreich vorhanden waren, dauerten fort, entwickelten sich vollständiger, und vermehrten sich noch in jenem von Konstantinopel; Unbestimmtheit der Thronfolge, Einfluß des Heeres, selbst der barbarischen Kriegshäupter, auf dieselbe und die gesammte Regierung, daneben der gleich gefährliche aber planmäßiger geübte Einfluß einer stolzen, engherzigen, verfolgungssüchtigen Geistlichkeit; Kaisermord, Bürgerkriege, Empörungen, alle Schrecken und alle Schmach einer vollendeten, fest gewurzelten Despotie, meistens böse oder schlechte oder untaugliche Kaiser (vielfältig aus den niedrigsten Ständen und Ausländer) — und fast immer, wie solches bei Sultans-Regierungen gewöhnlich ist, nichtswürdige Minister. Dazu nun die steten Einfälle der barbarischen Nationen, die schweren Persischen Kriege, die Erschöpfung des Reiches durch den Sold der Miethvölker, durch die Hofpracht, durch Günstlinge, die unaufhörlichen Verwüstungen von Freund und Feind; endlich die Entstehung eines neuen, furchtbaren Reiches in Süden, der unwiderstehliche Angriff von Mohammeds fanatischen Jüngern, die Erschütterung einer wie aus ihren Angeln gehobenen Welt: — solches sind die Hauptzüge vom innern und äußern Zustand dieses stolzen Kaiserreichs, dessen lange Fortdauer, bei so vielen Gebrechen und Stürmen, weit wunderwürdiger erscheint, als sein endlicher Fall.

In ruhiger Nachfolge und friedlicher Theilung setzten, nach des großen Theodosius Tod, dessen beide Söhne, Arkadius und Honorius sich auf den Thron, jener des Morgenländischen, dieser des Abendländischen Reichs. Beide Prinzen waren minderjährig, und blieben es dem Geiste nach ihr Leben lang.

Die Minister, welche Theodosius zu Vormündern seiner Söhne gesetzt, Rufinus und Stilicho, beide talentvoll, ja letzterer ein wahrhaft großer Mann, zerrütteten das Reich durch ihre Zwietracht; Rufinus zugleich durch seine Laster. Er war des Morgenlandes und des Arkadius, Stilicho des Honorius und des Abendlandes Regent. Rufinus schändete seine Verwaltung durch Ungerechtigkeit, Uebermuth, Grausamkeit, Geiz und schreiende Erpressung; aber bald ließ ihn Stilicho, welcher die Regierung beider Reiche ansprach, ermorden durch Gainas, den Gothen, den er mit den Legionen des Orients dem Arkadius zugeschickt (27. Nov. 395).

Von dieser Gewaltthat ärntete Stilicho keinen Vortheil. Arkadius, welchen man kurz zuvor mit der schönen Eudoxia, der Tochter des Bauto, Feldherrn der im Sold des Reichs stehenden Franken, vermählt hatte, gab auf deren Empfehlung sein Vertrauen und seine Macht an Eutropius, den Eunuchen und Präfekten der Kaiserlichen Schlafkammer, einen Menschen von vollendeter Schlechtigkeit, gleich häßlich und verworfen an Leib und Seele. Bis dahin hatte ein Gefühl des Anstandes die Kaiser abgehalten, die Eunuchen — von welchen sie wohl oft sich heimlich regieren ließen — ganz öffentlich an die Spitze der Magistrate und der Kriegsheere zu stellen. Jetzt erfuhren die Römer — wenn wir die Byzantinischen Sclavenheerde so heißen dürfen — auch diese Schmach, und mußten vor dem verschnittenen Patrizius und Konsul, dem ekelhaftesten und allerschamlosesten Räuber und Tyrannen, im Staube kriechen. Auch wurde er nicht durch das Uebermaaß seiner Verbrechen, sondern durch eine bloße Serails-Intrigue gestürzt. Gainas forderte den Kopf des Eutropius. Aus der Hauptkirche, wohin der Elende geflohen war, zog man ihn hervor, und richtete ihn hin, trotz

der menschlichen Fürbitte des heil. Chrisostomus, und des eidlich gegeben Versprechens der Schonung (399).

Nach Gainas Tod (400), regierte in des Kaisers Namen die stolze, gewaltthätige Eudoxia bis zu ihrem Tod (404), nach Leidenschaft und Laune, zu großem Unheil des Reiches. Die Hunnen, die Isaurier verwüsteten die Provinzen, Aufruhr wüthete in Konstantinopel. Das Volk, wiewohl in bürgerlichen Sachen längstens an leidenden Gehorsam gewöhnt, war in Sachen des Himmels noch der kühnsten Entschlüsse fähig. Die Verfolgung des mit Recht verehrten heil. Chrisostomus entflammte es zum Widerstand, und die Flamme des Bürgerkrieges wüthete im Reiche.

Arkadius starb, nachdem er dreizehn Jahre Kaiser geheißen (408).

Gleich schwach, ja wo möglich noch schwächer, war sein Sohn, Theodosius II. Er war noch ein Knabe, als Arkadius starb. Anfangs der rechtschaffene Anthemius, hierauf (414) des Kaisers Schwester, die jungfräuliche Pulcheria, führten die Vormundschaft, die letzte auch fernerhin durch 40 volle Jahre die Regierung des Reichs. Pulcheria war die erste Selbstherrscherin, oder förmlich anerkannte Regentin des Römerreichs. Sie zählte erst 16 Jahre, als sie über den 14jährigen Bruder die Vormundschaft antrat, und Er blieb ihr folgsam im männlichen Alter wie in der Knabenzeit. Die Schriftsteller rühmen die vorzüglichen Gaben Pulcheriens, ihren Geist und Muth, ihre Thätigkeit und Kenntniß der Geschäfte. Doch war sie auch nicht frei von weiblicher Leidenschaft und Schwäche.

Auch die Vermählung des Theodosius entzog ihn der Herrschaft seiner Schwester nicht. Er nahm die Gattin, welche sie ihm zuführte, liebte sie, so viel Pulcheria es erlaubte, und verstieß sie, als sie der Schwester Gunst verlor.

Unter dem elenden Theodosius II. wurden gleichwohl die Reichsgrenzen in Osten erweitert. Armenien, von einem Fürstengeschlecht, welches abwechselnd den Parthern (nachmals Persern) und Römern diente, beherrscht, der unaufhörliche Zankapfel der beiden Reiche, wurde — einheimische Parteiung, Bruderzwist im Königshaus gaben den Anlaß — unter dieselben vertheilt; das Arsacidische Haus verlor den durch 560 Jahre behaupteten Armenischen Thron.

Indessen wurden die Europäischen Provinzen des Kaiser-Reiches von den Hunnen verwüstet. Wir haben jedoch die Bedrängniß, die vielfältige Schmach des Theodosius schon oben (bei Attila's Geschichte) dargestellt.

Theodosius II., der Schönschreiber, denn dieß ist der einzige Ruhm, welchen des großen Theodosius Enkel sich erworben, starb im 50sten Jahre seines Alters, und im 43sten seiner sogenannten Regierung (450).

Pulcheria herrschte fort, jetzt im eigenen Namen. Doch hielt sie der Klugheit gemäß, ihren Thron durch einen männlichen Genossen zu stärken. Der Senator Marcian, ein weiser, tapferer, aber schon 60jähriger Mann, erhielt die Hand der Kaiserin, und damit den Purpur. Er lenkte den Strom der Hunnischen Ueberschwemmung glücklich von seinem Reiche ab, welcher dann freilich desto gewaltiger über die Abendländer sich ergoß. Marcian starb, vier Jahre nach seiner Gemahlin, der heiligen Pulcheria (457).

Geschichte bis Justinian M.

Ein Barbar, Aspar der Gothe, Patrizius des Reichs, vergab jetzt den Thron. Er selbst, so wie sein gleich benannter Vater, und sein Sohn (Ardaburius) hatten nach einander die Römischen Heere siegreich angeführt, und sein Heldenhaus war stark durch Freunde, Klienten, und eine zahlreiche Leib-

wache. Aspar schlug dem Senat seinen Haushofmeister Leo, einen Kriegsobersten, zum Kaiser vor. Der folgsame Senat applaudirte, und Aspars Diener erhielt das Reich.

Aber Leo verlangte wirklicher, nicht Schatten-König zu seyn. Asparn wurde gelehrt, daß er Unterthan sey. Darüber ergrimmte der Stolze, und Leo ließ den Rebellen sammt seinen Söhnen hinrichten.

Der Kaiser unternahm sofort, in Gemeinschaft mit Anthemius, dem von ihm selbst eingesetzten Abendländischen Kaiser, einen wohl angelegten, und mit der äußersten Anstrengung beider Reiche in's Werk gerichteten Kriegszug gegen Genserich den Vandalen-König. Eine Flotte von 1100 Schiffen segelte von Konstantinopel nach Afrika; sie trug über 100,000 Mann. Ihre Ausrüstung hatte 130,000 Pfund Goldes gekostet. Die Truppen von Aegypten und jene der Abendländer, welche schon früher den Kampf begonnen, sollten mit dem großen Heer nach seiner Landung sich vereinigen. Aber der König der Vandalen — ein Fremdling auf der Afrikanischen Küste, von den Völkern die er allda sich unterworfen, ja von vielen seiner eigenen Unterthanen gehaßt seiner Tyrannei willen, die scheinbar leichte Beute jedes entschlossenen Angreifers — zernichtete durch List und Muth die unermeßlichen Streitkräfte Ost- und West-Roms (467).

Leo's Erbe († 474) war sein Enkel, gleichfalls Leo genannt, welchen Ariadne, seine Tochter, ihrem Gemahl, dem Isaurier Traskalisseus, geboren. Aber der Prinz starb bald, nachdem er zuvor seinen Vater zum Reichsgehilfen ernannt hatte. Derselbe, welcher den griechischen Namen Zeno statt seines barbarischen angenommen, regierte ohne Ruhm und ohne Glück. Basiliskus trotz der Schande, womit der Afrikanische Feldzug ihn bedeckt hatte, nahm den Purpur. Seine Schwester, die herrschsüchtige Verina, Leo's Wittwe,

leitete die Verschwörung. Zeno erhielt sich mit Mühe. Der Gegenkaiser und seine Familie wurden martervoll hingerichtet. Zu Basiliskus Besiegung hatte Theodorich, der Ostgothe, dem Kaiser sehr wirksame Hilfe geleistet. Nachher fiel er den Provinzen durch Räubereien und Erpressungen schwer. Aber seine Sendung nach Italien gegen Odoaker befreite das Reich (489).

Ariadne reichte nach Zenos Tod ihre Hand, und damit den Purpur, dem rechtschaffenen Anastasius, einem alten, treuen Minister, welchem das Volk, zum rühmlichen Zeugniß für seinen Wandel, zurief: „Regiere, wie du gelebt hast!"

Anastasius hatte milde, väterliche Gesinnungen, gab wohlthätige Verordnungen, verminderte die Auflagen; aber seine Güte bewirkte nur Verachtung bei seinen der Zuchtruthe gewohnten und bedürftigen Unterthanen; und religiöser Eifer, gepaart mit dem Wahnsinn der Circensischen Faktionen, entflammte die sonst Feigen und Freiheitsvergessenen zur Empörung und zum Bürgerkrieg. Im Hippodrom, bei der Feier eines Wagenrennens, wurden 3000 Bürger von der „blauen" Partei durch die „grüne" ermordet. Aber mit dem frivolen Streit der Farben verband sich der ernsthafte religiöse Zwiespalt. Anastasius galt für einen Anhänger der Eutychianischen Ketzerei; seine und der Grünen Feinde waren Kämpfer der Orthodoxie. Ueber das unglückliche Trisagion entbrannte in Konstantinopel ein so heftiger Aufruhr, daß die Hälfte der Stadt in Asche gelegt, und der Kaiser gezwungen wurde, drei Tage lang in einer Vorstadt sich zu verbergen. Vitalian, welcher sich zum Vertheidiger des Katholischen Glaubens, des Papstes und der Chalcedonischen Synode aufgeworfen, übte große Verwüstungen in Thrazien und den Donauländern, rückte mit seinem Heer vor Konstantinopel,

und diktirte einen den Triumph der Orthodoxie befestigenden Frieden, welchen der gebeugte Anastasius auf dem Todbette unterzeichnete (518). In diesem ersten christlichen Religionskrieg waren mehr als 60,000 Bekenner im Namen ihres Gottes, welcher ein Gott der Liebe und des Friedens ist, getödtet worden.

So groß war schon die Schwäche des Reiches, der schirmlose Zustand der Provinzen, daß Anastasius für nöthig fand, die Halbinsel, worauf Konstantinopel gebaut ist, durch eine lange Mauer (die alten Kaiser hatten die Caledonische Grenze also geschützt) gegen Feindesüberfall zu wahren.

Ein Dardanischer Bauer, Justin, bestieg jetzt den Kaiserthron. Er war Oberhaupt der Leibwache, als Anastasius starb. Ihm vertraute jetzt der Eunuch Amantius eine große Summe, um mit derselben den Zuruf der Leibwache für einen Klienten, Theokrition, den er zum Kaiser bestimmt hatte, zu erkaufen. Justinus theilte das empfangene Geld im eigenen Namen seinen Soldaten aus, wurde als Kaiser ausgerufen, und befestigte den schlecht erworbenen Thron durch Amantius und seiner Genossen Blut.

Neun Jahre regierte Justinus, oder schien zu regieren. Im Grund verwalteten Proklus, der Quästor, und Justinian, Justins Neffe, den er an des Sohnes Statt angenommen, das Reich. Der Kaiser, roh wie ein Soldat, unwissend wie ein Bauer, und nicht einmal des Schreibens kundig, jedoch streng orthodox, und darum der Geistlichkeit wie dem Volke werth, überließ Jenen die Geschäfte, für sich selbst den Glanz des Thrones und ruhigen Ueberfluß vorbehaltend.

Justinian M.

Von Justinus Tod (527), durch 38 Jahre, führte Justinianus, den man den Großen heißt, den Scepter. Seine Regierung ist die merkwürdigste von allen in der Byzantinischen Geschichte.

Am Hofe dieses vielgepriesenen Kaisers herrschte vor allen Theodora, seine Gattin. Sie, die Tochter des Bärenhüters Acacius, Theatermädchen, Lustdirne, ausgelernt in jeder Schande, ward, nachdem sie in glücklich gewechselter Rolle durch schlaue Verstellung und Buhlerkünste den Patrizier Justinian gefesselt, dessen geheime, dann dessen öffentliche Geliebte, bald seine rechtmäßige Gemahlin (524), (mit Aufhebung der alten Gesetze, welche die Ehen von Senatoren mit Sclavinnen oder Schauspielerinnen verboten) und so wie er Kaiser wurde, seine feierlich gekrönte Throngenossin, ja seine gleiche und unabhängige Mitherrscherin. Der verblendete Justinian blieb bis an ihren Tod (548) ihr folgsam, und pries selbst in Gesetzen die Weisheit seiner vortrefflichen Rathgeberin, der „ehrwürdigsten Gemahlin, welche Gott selbst ihm gegeben.“ Solche Anbetung rechtfertigte gewissermaßen und erhöhte ihren unbändigen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt über den Kaiser gab ihrer Habsucht, ihrer Grausamkeit, allen heillosen Launen und Leidenschaften ihres verderbten Gemüthes den weitesten Spielraum. Ihr muß von den Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Schändlichkeiten, welche die Regierung Justinians entehren, der größere Theil zugeschrieben werden.

Auch die meisten Minister Justinians, oder welche sonst Einfluß auf ihn und Gewalt am Hofe hatten, waren verächtlich oder schlecht. Tribonian besaß Gesetzkenntniß und Fleiß, aber weder Rechtlichkeit noch wahres Genie. Johann

von Kapadocien, der Prätorianische Präfekt, war der habsüchtigste, gewissenloseste, unmenschlichste Bedrücker. Seine Nachfolger und Kollegen, so wie die Statthalter in den Provinzen, waren, mit wenigen Ausnahmen, knechtisch gegen den Herrn, tyrannisch gegen das Volk, dem eigenen Vortheil durch solche doppelte Schändlichkeit fröhnend.

Besser als seine Minister wählte Justinian seine Feldherren, und die Einsicht, die er hier bewies, mag den Verdacht begründen, daß er keine bessern Minister wollte.

Die Kriegshelden Belisar und Narses, mit preiswürdigem Kennerblick, der Erste im Feldlager, der Zweite unter den Eunuchen des Hofes von Justinian ausgewählt, erscheinen beide vor allen Heerführern ihrer Zeit, und neben den vorzüglichsten aller Zeiten, große, imponirende, hohe Gestalten. Zumal Belisar, ein Held, den Zierden des alten Roms zu vergleichen, aber gigantisch hervorstehend unter dem Pygmäengeschlecht Konstantinopels. Wo etwas Großes erscheint in Justinians Geschichte, da hat Belisar es gethan, und meist mit dürftigen Mitteln, unter den ungünstigsten Umständen Glück und Sieg durch persöhnliche Kraft erringend. Kühn und vorsichtig, tapfer und bescheiden, leutselig, treu, alle Größe sich selbst, Nichts der Erziehung, Nichts dem Beispiel oder dem edlen Wetteifer verdankend, in Allem der Liebe nicht minder als der Bewunderung werth. Nur Eines kann nicht verkannt werden, und zeigt abermals den moralischen Pesthauch der Despotie; — Belisar hatte den Stolz der Freiheit nicht. Ein freier Mann — nach so vielen Proben der Zurücksetzung, der Undankbarkeit, wie Belisar erfuhr, hätte den glänzenden Dienst eines verächtlichen Herrn gegen würdevolle Dunkelheit vertauscht. Belisar — wie es scheint, ohne schwere Selbstüberwindung — betete immer gleich demüthig vor Justinian und Theodoren an; ja! — so wahr

ist es, daß, wer einer Sclaverei gewöhnt ist, auch williger jede andere erträgt — selbst seines Weibes Sclav war Belisar. Die schlechte Antonia, Ehebrecherin, Mörderin, die würdige Vertraute und Freundin Theodorens (sonach freilich auch die Ausspenderin der Hofgunst, welche Belisarn zum Glücke nöthig schien) sah den Helden des Zeitalters, den Sieger der Nationen, kindisch folgsam zu ihren Füßen liegen.

Der erste, der von Justinian unternommenen Kriege, und welcher den größten Theil von seiner Regierung trübte, war der Persische. Seit Jovianus (um 363) den theuer erkauften Frieden mit den Persern schloß, war bis auf Anastasius Zeit kein bedeutender Krieg zwischen beiden Reichen geführt worden. Kobad (491), der Sohn des Perozes, welcher gegen die Euthaliten, oder weißen Hunnen, äußerst unglücklich, mit Verlust der Freiheit und des Lebens gestritten, bestieg, nach großen einheimischen Zerrüttungen, den väterlichen Thron. Er erneuerte die Furchtbarkeit seines Reiches. Mit einem gewaltigen Heer überschwemmte er das Römische Armenien und Mesopotamien (502 — 505), eroberte mehrere wichtige Festen, schlug Anastasius Truppen in offener Feldschlacht, gab jedoch gegen schweres Geld seine Eroberungen zurück. Eine neue Festung, Dara, von Anastasius mit Hast angelegt (erst von Justinian vollendet), sollte der Schutz dieser Grenze werden. Kobad erhob neuen und glücklichen Krieg gegen Justin I., da dieser sich weigerte, des Königs Sohn zu adoptiren.

Blutiger, hartnäckiger war der Kampf unter dem großen Koshru (Coshroes I.), welcher den Beinamen Nushirvan (der Gerechte) führte (551). Dieser „gerechte" König war über die Leichen zweier älteren Brüder und ihrer Kinder auf den Thron gestiegen. Das Schrecken blieb die Stütze desselben, und Koshru erkannte für sich selbst kein anderes

Gesetz als seinen Willen, seine Leidenschaft oder seine Laune. Doch schätzte er die Vortheile der geselligen Ordnung, duldete nicht, daß außer ihm — und einigen Lieblingen — Jemand im Reiche Unrecht übe, und schützte durch Edikte und Strafen die Ruhe, die Sicherheit und den Wohlstand des Volkes.

Koshru besiegte die Euthaliten und andere Asiatische Nationen: aber den Hauptkampf führte er gegen das Byzantinische Reich. Im zweiten Jahr von Justinian's Regierung (539) wurde die Morgenländische Grenze mit einem Einbruch heimgesucht. Der Persische Feldherr bedrohte Dara; aber Belisar, mit weit geringerer Macht, schlug ihn auf's Haupt. Ein „ewiger" Friede wurde hierauf geschlossen: Justinian zahlte 11,000 Pfund Goldes; die alten Grenzen blieben.

Von dieser Seite gesichert, unternahm Justinian jetzt den Vandalischen und dann den Ostgothischen Krieg. Wir haben die Erfolge dieser Kriege oben erzählt. Koshru hörte mit Neid, mit Besorgniß die schnell folgenden Siegesberichte, und wie Belisar nach einander Karthago und Afrika, Sicilien, Italien mit der Hauptstadt der Welt, Rom, gewonnen. Gothische Gesandte erschienen vor seinem Thron, und mahnten ihn auf zum Kriege gegen den Unersättlichen, dessen schwellende Macht Persien selbst Verderben drohte. Also fiel Koshru (539) unversehens in Syrien, eroberte, brandschatzte, verwüstete zum Theil dessen herrlichste Städte, und zerstörte bis auf den Grund die Königin des Morgenlandes, das reiche, volkerfüllte Antiochia.

Koshru, in seiner Siegeswonne, träumte schon von den Schätzen Kleinasiens, ja Konstantinopels; da erschien Belisar, — und mit Belisar Rettung (541 und 542). Ge-

räuschlos, ohne blutige Schlachten, trieb er den großen König in zwei schwierigen Feldzügen über den Euphrat zurück.

Ohne förmlichen Friedensvertrag, vielmehr aus beiderseitiger Ermattung, oder weil die Streitkräfte in andern Gegenden gebraucht wurden, trat jetzt eine Waffenruhe in den verheerten Ländern des Euphrat ein. Der Schauplatz des Krieges zwischen Persien und Rom wurde auf das Kaukasische, zumal das Kolchische, Land beschränkt. Aus den widerstreitenden Ansprüchen beider Reiche auf dieses durch Handel und Lage wichtige Land entstand ein siebenjähriger Krieg (549—556), welcher mit ungemeiner Erbitterung, mit wahrem Heldenmuth auf beiden Seiten geführt, und zuletzt zu Gunsten Roms entschieden ward.

Nach langwierigen, oft unterbrochenen Unterhandlungen kam endlich ein — auf 50 Jahre lautender — Friede zwischen beiden Reichen zu Stande. Koshru that Verzicht auf Kolchis; die übrigen Grenzen blieben wie sie vor dem Krieg gewesen; der Kaiser — so wie er schon frühere Stillstände erkauft hatte — versprach eine jährliche Zahlung von 30,000 Goldstücken.

Während das ferne Afrika und Italien von den siegreichen Heeren Justinians durchzogen wurden, zitterten die Herzprovinzen des Reichs, Thrazien, Macedonien, Griechenland, zitterte selbst Konstantinopel vor den alljährlichen Einbrüchen der wilden Raubhorden, welche, verschiedenen Namens und Stammes, in den Ländern jenseits der Donau sich herumtrieben. Aus denselben hatte Justinian zumal die Slaven und die Bulgaren zu fürchten. Auch die Gepiden rückten eigenmächtig in das, von den durch Belisar gedrängten Ostgothen verlassene, Norikum und Pannonien, welches der Kaiser als eine Zugabe des Gothischen Reiches hätte ansprechen mögen. Doch baten sie —

scheinbar demüthig — um die Schenkung der in Besitz genommenen Länder; und es wurden ihre weiteren Fortschritte durch die von Justinian herbeigerufenen Langobarden gehemmt.

Dagegen dauerten die Fehden mit den Slaven und Bulgaren fast ohne Unterbrechung fort. Der Ehrenname „Anticus,“ welchen Justinian in seinem Titel führte, deutet auf die Besiegung eines Hauptstammes der Slaven, der Anten, hin. Dieselben wohnten damals in dem östlichen Dacien, von Siebenbürgen bis zum Schwarzen Meer. Procopius behauptet, daß während der langen Regierung Justinians kein Jahr ohne Einbruch verflossen, und daß jeder Einbruch 200,000 Unterthanen des Reichs das Leben oder die Freiheit gekostet habe. In demselben Jahr, da Ravenna genommen ward, verheerten die Bulgaren alles Land vom Thrazischen Bosporus bis zum Jonischen Meer, und legten über 30 blühende Städte in Schutt. Selbst über den Hellespont nach Asien reichten ihre Verwüstungen.

Gegen das Ende von Justinians Regierung wurde Konstantinopel selbst durch die feindselige Annäherung eines Bulgarenheeres mit Schrecken erfüllt. Die lange Mauer war durch ein Erdbeben gebrochen; von den Wällen der schlecht besetzten Hauptstadt erblickte man die nahen Lagerfeuer der Barbaren. Da ergriff der Greis Belisar, zum letztenmal (559), den Feldherrnstab. Unter seinem Panier sammelten sich vertrauensvoll einige tausend Streiter, und Zabergan, der Chan der Bulgaren, floh, nach dem Verlust einer Schlacht in das nördliche Thrazien.

Ein Paar Jahre später fiel der Held, der für seine meisten Siege bloß Neid und Undank geärndtet hatte, in die völlige Ungnade seines Herrn. Einmal war solches schon

während des Persischen Krieges geschehen. Doch erfolgte bald die Wiederherstellung.

Ernsthafter war Belisars zweiter Fall. Ein Rebell, Sergius, welcher gegen das Leben des Kaisers mit mehreren Anderen sich verschworen, hatte, als er ergriffen ward, zwei Hausbeamte Belisars als Genossen der Verschwörung angegeben. Dieselben, „unter den Qualen der Folter," demnach ohne alle Beweiskraft, gestanden die Mitschuld ihres Herrn. Die vielgeprüfte Treue des Helden, und sein ganzes Leben, stempeln solche Anklage zur Lüge: aber die Richter erkannten in Justinians ungnädigem Angesicht, daß Belisar schuldig sey. Seines Lebens wurde geschont, aber er verlor sein Vermögen und seine Freiheit (563), und wiewohl später solches Urtheil widerrufen ward, so genoß der unschuldig erklärte Belisar seine Befreiung nur noch wenige Monate. Er starb (13. März 565), wohl aus Kränkung; seine Schätze blieben dem Fiskus; nicht eine Ehrensäule wurde seinem Gedächtniß errichtet.

In demselben Jahr, wie Belisar, starb auch sein undankbarer Gebieter (14. Nov. 565). In einer 38jährigen Regierung hatte er sich emsig bemüht, Ruhm zu erwerben, und für groß zu gelten; aber aller, selbst ängstlichste Fleiß und Eifer, auch alles Glück, und der Schimmer, der von Triumphen, Gesetzen und Gebäuden auf den (von Juristen zumal) vielgepriesenen Kaiser fällt, ersetzen vor den Augen der Unbefangenen den Mangel an eingeborener Kraft, und den Mangel an Rechtlichkeit nicht. Justinian war kein wilder, aber ein kalter Despot, welcher — nicht eben aus Freude am Blutvergießen oder Wehethun, nur aus ruhig berechneter Politik oder Herrscherstolz, in Krieg oder einheimischer Verfolgung das Leben und Lebensglück von Millionen verschwendete, alles ohne eigene Anstrengung und Gefahr, durch die

bereitwilligen Dienste seiner Sclaven. Er hatte vieles gelernt, aber sein Geist nie auf eine freie, lichte Höhe sich geschwungen; sein Herz war eng, keiner heroischen Leidenschaften, nur der knechtischen Hingebung an Theodoren und einige Lieblinge, nicht des edeln Stolzes, nur gemeiner Eitelkeit, keiner humanen Erhebung, höchstens mönchischer Tugenden fähig. Er war niemals von hohen Ideen erwärmt, sondern, in religiösen Dingen zumal, zur Gemeinheit des Pöbels herab gesunken, frömmelnd, abergläubisch, unduldsam, Menschensatzungen höher als Gottes Willen, Wortgezänk wichtiger als Pflichterfüllung, theologische Grübeleien, Ketzerverfolgung für das würdigste Geschäft eines Römischen Kaisers achtend, dabei keine Ketzerei für so abscheulich haltend, als das Widerstreben gegen seinen Willen. Die Unterthanen Justinians, welche sich unglücklich unter seiner Regierung fühlten, vergalten ihm mit wohlverdientem Haß. Nur die Strenge der Gesetze, und die Furcht vor den Soldaten hielten den gewaltsamen Ausbruch ihres Mißvergnügens zurück. Doch wurden mehr als einmal Verschwörungen gegen den Kaiser angesponnen, und im 5ten Jahr seiner Regierung (532) gerieth er durch einen schrecklichen Tumult in der Hauptstadt in die äußerste Gefahr. Das schreiende Unrecht, womit er — der feindseligen Leidenschaft Theodorens fröhnend — die grüne Partei des Cirkus niederdrückte, gab den Anlaß zu solchem Aufruhr. Schon hatte das Volk den widerstrebenden Hypatius, Anastasius Neffen, zum Kaiser ausgerufen, schon hielt Justinian einige Schiffe zur Flucht bereit, als die Entschlossenheit Theodorens und Belisars muthige Treue ihm Rettung brachten.

Ueberhaupt erschien in der ganzen Verwaltung Justinians ein empörender Ton der Strenge und des unbedingten Herrscherwillens, weiter Habsucht, schonungsloser Druck, und die

entgegengesetzten, aber gleiches Unheil bringenden Laster der Verschwendung und des Geizes. Schlechte Minister, räuberische Beamte wurden straflos gelassen: kleine Vergehungen der Unterthanen, oder welche es wenigstens in politischer Beziehung sind, waren grausam verpönt.

Anastasius, bei der Verminderung der Auflagen, hatte durch Sparsamkeit einen Schatz von 120,000 Pfund Goldes gesammelt; Justin I. vermehrte ihn, aber Justinian, in kurzer Frist, verschwendete denselben. Er eroberte Afrika und Italien, brandschatzte Freund und Feind, riß die einträglichsten Monopole (zumal mit Seide) an sich, konfiszirte das Vermögen von Schuldigen und Unschuldigen, erschlich und erpreßte Vermächtnisse und Erbschaften, hob mit unerbittlicher Strenge die erhöhten Steuern ein — und war arm bei allem dem. Die wichtigsten Kriegsunternehmungen, und in den entscheidendsten Zeitpunkten, wurden ohne Nachdruck, mit armseligen Streitkräften begonnen oder fortgeführt; und was durch Dürftigkeit hier nicht entschuldigt wird, muß dem Geiz des Kaisers zur Last fallen.

Die Unterthanen Justinians, welche frühe von der Verblendung zurückkamen, die anfänglich der Schimmer seines Reiches erzeugt hatte, waren zuletzt geneigt, ihm selbst die natürlichen Plagen zuzuschreiben, welche ein grausames Verhängniß über seine Zeitgenossen in außerordentlichem Maaße häufte. Nicht nur die gewöhnlichen Gefährten des Krieges, Hunger und Seuchen, sondern eine eigene, unerhört furchtbare, aus Aegypten gekommene Pest entvölkerte vom 15ten Jahr seiner Regierung bis an deren Ende (ja noch ein ganzes Menschenalter darnach) alle Länder des Römischen und der meisten andern Reiche in Ost und West. Zur Pest gesellten sich zerstörende Erdbeben in schrecklicher Wiederholung. 250,000 Menschen fanden unter den stürzenden

Gebäuden von Antiochia ihr Grab; die Rechtsschule zu Berytus wurde mit ihren edlen Zöglingen verschlungen, Konstantinopel 40 Tage durch anhaltende Erschütterungen geängstigt.

Römisches Recht.

Wir dürfen Justinian M. nicht verlassen, ohne seiner Rechtsgesetzgebung, in der That seines Hauptwerkes, zu gedenken.

Die Römische Gesetzgebung und Jurisprudenz, das langsam emporgestiegene Werk der Jahrhunderte, gelangte jetzt erst, durch den Eifer dieses Kaisers, zu ihrer Vollendung. Schon in der republikanischen Zeit — laut Cicero's vollgiltiger Klage — war das Römische Recht zu einem ungeheuern und unübersehbaren Umfang erwachsen. Aber nach ihm ward dasselbe durch die fortwährende Arbeit der Rechtsgelehrten, die von Jahr zu Jahr erneuerten Prätorischen Edikte, und durch die zahlreichen — theils besonderen, theils allgemeinen — Verordnungen der Kaiser noch weiter, und bis in's Unendliche, vermehrt.

Aber die schwellende Fluth solcher Rechtsquellen erschwerte deren Wissenschaft und Anwendung. Es blieb Justinian dem Großen vorbehalten, eine allgemeine Revision und erneuerte Begründung des Römischen Rechtes zu Stande zu bringen.

Derselbe — schon als Jüngling der Rechtsgelehrtheit Freund — ließ gleich in den ersten Jahren seiner Regierung (von 528 bis 534) durch Tribonian, mit einigen andern Rechtsgelehrten, anfangs die Verordnungen der Kaiser von Hadrian bis auf Ihn selbst in eine systematische Sammlung bringen; hierauf aus 2000 Büchern der berühmtesten Rechtslehrer — zumal der 40 Allerberühmtesten —

die Summe der rechtlichen Grundsätze und Entscheidungen ausziehen, und zugleich eine kurze Einleitung — die Institutionen — in die zwei weitläufigen Haupttheile des also festgestellten Rechtes, den Codex und die Pandekten, ausarbeiten. Zur Vervollkommnung dieses großen Werkes, zur Hebung der in demselben frühe bemerkten Widersprüche und Lücken, zum Theil auch aus Unthätigkeit, eitler Lust und Willkühr, verordnete Justinian noch eine erneute Ausgabe des Codex (Codex repetitae praelectionis), bereichert zumal durch 50 eigene Gesetze oder Decisionen; und bezeichnete noch jedes folgende Jahr seiner langen Regierung mit immer neuen Konstitutionen (Novellen) und Edikten.

Die eigenen Verordnungen Justinians enthalten wohl einige, doch nicht sehr bedeutende Verbesserungen oder genauere Bestimmungen der älteren Rechtslehren und Gesetze; häufiger trifft sie der Tadel zweckloser Neuerungssucht, kleinlicher Ansicht, mitunter auch engherziger Strenge. Aber auch als bloße Sammlung oder geordneter Auszug betrachtet, ist das Justinianische Recht nur wenig preiswürdig. Uebereilung — woraus abwechselnd Lücken, Wiederholungen und Widersprüche hervorgingen — schlecht gewählte Ordnung, endlich häufige Verfälschung des Grundtextes — mitunter aus Versehen, öfters mit Absicht begangen — sind die schweren Anklagen, welche mit Recht gegen dasselbe erhoben werden.

Gleichwohl hat sie dem wesentlichen Bedürfniß einer übersehbaren, bestimmten, geschlossenen Gesetzgebung — wenn auch nicht auf völlig genügende, doch immer auf sehr wohlthätige Weise abgeholfen; und es hat Justinian sich durch solches Werk des Friedens ein weit schöneres und bleibenderes Denkmal, als durch seine glänzenden Eroberungen gesetzt. Denn nicht nur in seinem — dem Byzantinischen

— Reiche bis zu dessen Untergang, hat die gesetzliche Kraft dieses Justinianischen Rechtes fortgedauert; sondern auch über die Abendländer, zumal über die ehemaligen West-Römischen Provinzen, und dann über das Teutsch-Römische Kaiserreich, dessen Häupter sich Justinians als ihres Vorfahrers rühmten, hat dessen Herrschaft sich erhalten oder ausgebreitet, und sie besteht noch jetzt in den wichtigsten Europäischen Ländern theils unmittelbar und namentlich, theils mittelbar, insofern die einheimischen Gesetzgebungen auf den Grund oder aus den Materialien des Römischen Rechtes erbaut sind, oder auch subsidiarisch, insofern dasselbe die Unvollständigkeit von jenen ergänzen muß.

Und wohl nicht unbillig! Denn schon in der republikanischen Zeit, und bevor die übrigen Wissenschaften in Aufnahme kamen, ward zu Rom die Jurisprudenz mit Eifer und Erfolg gepflegt. Die hohe Achtung, welcher daselbst die Rechtsgelehrten immerdar sich erfreuten, ermunterte die edelsten Geister zum Rechtsstudium, und es ist die Jurisprudenz die vorzüglichste — ja die einzige Wissenschaft (denn in den übrigen wurde bloß den Griechen nachgebetet), worin die Römer selbstständigen Ruhm, oder das Verdienst eigener Schöpfung erworben haben. In allmäligen Fortschritten, unaufhörlich bereichert durch neue Erfahrungen und durch die Studien jedes nachfolgenden Geschlechtes, mußte wohl die Rechtswissenschaft im Lauf der Jahrhunderte zu einem hohen Grad der Vollendung gelangen; und sie erhielt sich auf ihrer Höhe, als die Künste des Geschmacks und die rein philosophischen Disciplinen durch die Unbild der Zeiten schon längstens gesunken waren. Selbst vor dem Thron der wildesten Despoten fand sie Gnade, weil ihre Aussprüche den — über jedes Gesetz erhabenen — Kaiser nicht banden, und

weil auch der Despot sein Interesse dabei findet, daß außer Ihm Niemand Unrecht übe.

Auf solche Weise häufte sich in den Schriften der Rechtslehrer ein herrlicher Schatz von Aussprüchen einer reifen, durch Erfahrungen geleiteten, von reinen Rechts-Begriffen ausgehenden Vernunft über die unzähligen, zumal über die auf das „Mein und Dein" sich beziehenden Verhältnisse des privatbürgerlichen und häuslichen Lebens, so zwar, daß deren Summe (abgesehen freilich von den vielen abgeschmackten — dem Wesen jedoch nicht angehörigen — Förmlichkeiten, Fiktionen und Härten, abgesehen zumal von den schweren Gebrechen des öffentlichen, insbesondere des Kriminalrechts) — selbst in der mangelhaften und vielfältig unlautern Sammlung Justinians — größtentheils als wahres, bloß näher bestimmtes, ergänztes, sanktionirtes Natur-Recht mag betrachtet werden.

Geschichte des Heraklius. Der Persische Krieg.

Justinus II., Sohn Vigilantiens, der Schwester Justinians, erhielt vor dessen übrigen Verwandten den Thron durch den Eifer seiner Freunde, und verdiente ihn durch seine Gesinnung mehr als durch Kraft oder Glück. Er war gerecht, wohlwollend, mild: aber seine Diener mißbrauchten seine Güte, belogen sein Vertrauen, drückten das Volk, welches er glücklich zu machen wünschte, und glücklich wähnte. Krankheit hielt ihn im Pallaste gefangen. Dieses, und sein fortwährendes Unglück im Krieg — die Langobarden hatten Oberitalien (568), die Perser die Grenzfesten des Morgenlandes erobert — stürzte den gutdenkenden Kaiser in tiefe Schwermuth, aus welcher er sich zu dem edlen Entschlusse erhob, den Scepter niederzulegen, und ihn einer kräftigeren Hand zu vertrauen. Keiner von seinen Verwandten, der

tugendhafteste Bürger, sollte sein Nachfolger seyn. Demnach gab Justinus feierlich das Diadem dem Befehlshaber der Leibwache, Tiberius (574), einem durchaus vortrefflichen Mann, welchen selbst Trajan mit Beifall hätte adoptiren mögen, und eine besonders strahlende Erscheinung in einer sonst so düstern Zeit.

Vier Jahre noch bei Lebzeiten seines Wohlthäters, und vier Jahre nach dessen Tod, regierte Tiberius II. Justins Wittwe, die herrschsüchtige, ränkevolle Sophia (dieselbe, deren übermüthige Behandlung des Helden Narses den Verlust Italiens bewirkte) suchte den Feldherrn Justinian, einen Sprößling des vorigen Kaiserhauses, auf den Thron zu heben. Tiber vereitelte die Verschwörung mit Muth und Klugheit. Er verzieh Justinian, führte durch ihn, dann durch Mauritius, den Perserkrieg glücklich, noch glücklicher aber und mit ungetheiltem Ruhm die innere Regierung, und ernannte sterbend seinen, ihm an Rechtlichkeit ähnlichen, jedoch minder kräftigen Feldherrn Mauritius zum Thronfolger (582).

Unter ihm — und schon früher unter Justin I. erscheinen zum erstenmal die Türken *) in der Geschichte des Oströmischen Reiches, welchem sie 900 Jahre später den Untergang brachten. Das erste Verhältniß der beiden Nationen war friedlich. Gleiche Feindschaft gegen die Perser machte sie zu Verbündeten.

Mauritius Regierung (von 582—602), bei allen seinen Tugenden, war unglücklich: zumal wurde Italien durch die Langobardischen Waffen verwüstet.

---

*) Diese Türken hatten in den Wüsten des Altai und weit umher ihr Reich gegründet, die Geugener — ihre ehemaligen Herren — unterjocht, die Avaren verjagt, China gedemüthigt, und bis nach Vorderasien geschreckt.

Im Orient dagegen gewann Mauritius Persarmenien, und dazu die treue Freundschaft des Königs Koshru II., zum Lohn dafür, daß er ihn, den seine Unterthanen vertrieben hatten, auf den Thron wieder eingesetzt. Die Truppen, welche sonst die Persische Grenze gehütet hatten, waren daselbst jetzt entbehrlich; Mauritius ließ sie in die Donauländer gegen die Avaren ziehen, deren Chan, Bajan, frech wie kein anderer Barbar seit Attila's Zeit, die Majestät des Reichs verhöhnte. Durch die feierlichsten Eide wiegte er den Kaiser in Sicherheit ein, überfiel darauf und eroberte Sirmium, die starke Illyrische Grenzfeste, und Singidunum, das er zerstörte, so wie alles Land von da bis in die Nähe Konstantinopels, überall durch Todtenhügel und Brandstätten seine Tritte bezeichnend.

Gegen diesen furchtbaren Chan schickte Mauritius sein, wohl starkes, aber schlecht gesinntes und schlecht angeführtes Heer. Commentiolus, welcher den Oberbefehl führte, schändete sich und das Reich durch Feigheit oder Verrath. Ein Haupttreffen ging verloren; zwölftausend Römer wurden gefangen. Mauritius weigerte sich, das verlangte Lösegeld für sie zu bezahlen. Da ergrimmte der Chan, und ließ sie tödten. Das Heer gerieth jetzt in furchtbare Bewegung. Mauritius sandte ihm den Befehl, in Feindesland die Winterquartiere zu nehmen; aber die Soldaten, die bequemere und sichere Verpflegung bei Mitbürgern vorziehend, brachen darüber in volle Empörung aus, und ernannten Phokas, einen blosen Centurio, zu ihrem Haupt (Oktober 602). Konstantinopel, als die Aufrührer heranrückten, wurde vom Kampf der Faktionen zerrissen. Die Grünen waren Freunde der Rebellen. Mauritius, zagend in solcher Noth, floh nach Chalcedon; Phokas, im Purpurge-

wand, zog in die Hauptstadt ein, und wurde vom Patriarchen feierlich eingesegnet.

Der Usurpator befestigte seinen Thron durch Blut. Mauritius, mit seiner Familie, wurde ergriffen; er sah 5 seiner Söhne unter dem Henkerbeil sterben, und starb selbst also, unter Aeußerungen einer heroischen Frömmigkeit. Auch die ehrwürdige Constantina, Tiberius Tochter und Mauritius Gattin, ward mit ihren drei Töchtern auf derselben Stelle hingerichtet, wo das Blut ihres Gatten und ihrer Söhne geflossen.

Solche Gräuel, und viele andere empörten die Gemüther, und stürzten den Tyrannen. Heraklius, Exarch von Afrika, versagte den Gehorsam; sein Sohn, der junge Heraklius, das Racheschwert erhebend, nahte mit Heeresmacht der Hauptstadt: Konstantinopel freute sich ihrer Ankunft. Der Patrizier Crispus, Phokas Eidam, aber von ihm beleidigt, ergriff ihn in seinem Pallast, und ließ ihn gefesselt, in einem schlechten Boote, der Flotte des Heraklius entgegen führen. Unter Schmach und Pein hauchte der Tyrann den Geist aus; der Rächer ward als Imperator begrüßt.

Aber die Freude seiner Krönung trübten die Schrecken des Perserkriegs.

Der große Koshru I. Nushirvan, hatte die lange Fehde mit Rom wenige Jahre vor Justinians M. Tod durch einen rühmlichen Frieden geschlossen. Aber die Versöhnung war nicht aufrichtig und nicht dauernd. Koshru eroberte Yemen, das abgeschiedene, alte Königreich des glücklichen Arabiens, welches vor einiger Zeit der christliche Fürst der Abyssinier seinem Scepter unterworfen. Der Fürst Abyssiniens war durch die Religion dem Kaiser Roms befreundet. Justinian II. hielt jetzt den versprochenen Tribut zurück, nahm die rebellischen Persarmenier — auch sie waren

Christen — in Schutz, und schloß endlich ein drohendes Bündniß mit den Türken gegen Persien. Bei solcher Gefahr führte der 80jährige Nushirvan (572) seine Heere unverzagt in's Feld, eroberte Dara, Apamea, verwüstete die Länder umher, gewährte jedoch dem zitternden Justinus einen Stillstand auf 3 Jahre. Als sie verflossen waren, erneuerte Tiberius glücklicher den Krieg. Bei Melitene wurde eine große Schlacht siegreich für Rom geschlagen. Persarmenien wurde erobert, die Küste des Kaspischen Meeres im Triumph betreten. Im folgenden Jahre erblickte von den Zinnen seiner Residenz Koshru die feindlichen Paniere, und der Schmerz über solchen Unfall am späten Abend einer glorreichen Regierung stürzte ihn in's Grab (579).

Sein Sohn Hormuz IV. war ein gewöhnlicher Tyrann, und erfuhr die — ungewöhnliche — Strafe der Tyrannei. Die verzweifelnden Provinzen wurden durch Aufruhr bewegt, die Völker, welche Nushirvan bezwungen hatte, pflanzten das Panier der Freiheit auf, und von entgegengesetzten Seiten rückten unwiderstehlich, hier die Römischen, dort die Türkischen Heere, gegen das Herz des Reichs. Zwar Bahram (590), dessen Heldenname in vielen Morgenländischen Geschichten tönt, vertilgte in wunderbarem Sieg 400,000 Türken. Aber gegen Mauritius Feldherrn war Bahram unglücklich, wurde dafür mißhandelt von seinem undankbaren Gebieter, und dann Rebell zur Selbstrettung. Auf solche Kunde fiel das ganze Reich, fiel selbst Modain, die Residenz, von dem Tyrannen ab. Er wurde in den Kerker geworfen, gefesselt vor die Satrapen zum Verhör gestellt, und endlich ermordet von Bindoes, einem Prinzen des Hauses, einem schwer beleidigten, persönlichen Feinde.

An diesen Gräueln hatte Koshru Parviz, Hormuz ältester Sohn, keinen Theil gehabt. Er war entflohen beim

Anfang des Tumultes, wurde zurückberufen, und auf den väterlichen Thron gesetzt. Aber der stolze Bahram beharrte in seiner Empörung, und zog unter dem Zuruf der charakterlosen Satrapen als Monarch in die Hauptstadt ein (590).

Da suchte Koshru und fand Rettung bei dem Erbfeinde des Reiches, bei dem Kaiser der Römer. Mauritius gab ihm Hilfe. Der Feldherr Narses, von Persischer Abkunft, führte Koshru an der Spitze eines Römischen Heeres in sein Reich, und kaum hatte er eine Schlacht gewonnen, als die meisten Satrapen, die Soldaten und das Volk ihm zufielen. Nur Wenige verharrten bei Bahrams Fahne. Sie wurden in zwei Schlachten aufgerieben, und Bahram, zu stolz, seine Größe zu überleben, nahm Gift (691).

Koshru II. belohnte seinen Wohlthäter durch Zurückstellung der Römischen Grenzfesten, durch Abtretung Persarmeniens und durch Aeußerungen der Geneigtheit für die christliche Religion. Unverbrüchlich blieb seine Treue gegen Mauritius. Aber als Phokas seine Thronbesteigung und des Mauritius Hinrichtung dem Perserkönig durch eine feierliche Gesandtschaft ankündete (602), da zog Koshru, von gerechtem Zorn gegen den Mörder glühend, aus zur Rache, welche freilich zuerst auf die unschuldigen Völker fallen mußte. Mesopotamien, Armenien, Syrien wurden von den Persischen Heeren überschwemmt. Sie stritten mit Wuth; der alte Nationalhaß, unter dem Deckmantel einer heiligen Rache, gab sich ungescheut volle Befriedigung. Viele Städte wurden erobert und zerstört, die Völker zertreten. Auch Antiochia war gefallen, als Koshru die Boten des Heraklius empfing, welche seine Erhebung und den Tod ihres gemeinschaftlichen Feindes meldeten (610).

Der Kaisermord war gerächt. Aber die Gelegenheit war zu lockend für den Sassaniden, dessen Erbfeindschaft

gegen Rom nach dem Tod des Wohlthäters ohne Rücksicht sich äußerte.

Also setzte er den Siegslauf fort, eroberte, plünderte die meisten Städte der Syrischen, der Phönizischen Küste, entweihte selbst die Heiligkeit Jerusalems durch Sturm und Brand, und führte die gesammelten Opfer von drei Jahrhunderten, sammt dem wahren Kreuz, welches die heilige Helena gefunden, von dannen.

Noch nicht gesättigt, überfiel und eroberte Koshru das ferne Aegypten mit allen Festen von den Mündungen des Nil bis an die Aethiopische Grenze, ja einen Theil Lybiens bis zum Syrtenland; während seine Feldherren die Städte und Fluren Kleinasiens bis an die Meerengen verwüsteten, Chalcedon eroberten, und im Angesicht Konstantinopels ihr drohendes Lager schlugen (616).

Heraklius schien indessen bloß leidender Zuseher von dem Untergang des Reichs. Bitten, Vorstellungen, Anerbietungen von Tribut waren fast die alleinigen Waffen, die er dem furchtbaren Feind entgegensetzte. Koshru nahm endlich (622), als den Preis eines Stillstandes, einen jährlichen Tribut an von tausend goldenen und tausend silbernen Talenten, tausend seidenen Gewändern, tausend Pferden und tausend Jungfrauen.

Aus solcher Tiefe der Schmach und Noth erhob sich jetzt plötzlich Heraklius mit ungeahneter und wunderähnlicher Kraft. Auch den Avaren, welche gleichzeitig mit dem Persischen Krieg das Reich bedrängten, hatte Heraklius keinen thätigen Widerstand gethan. Ungestraft plünderten, verheerten sie die schönsten Länder von den Grenzen Italiens bis zu den Vorstädten Konstantinopels, mordeten, übten jede freche Gewalt, und schleppten bei einem verrätherischen Ueberfall 270,000 Gefangene fort. Heraklius unterhandelte, gab

Geschenke, bat um Frieden, und beschloß endlich, verzagend, nach dem fernen Karthago zu fliehen. Doch auf einmal raffte er sich auf mit dem Geist eines ächten Imperators und eines Helden. Mit Anstrengung der äußersten Kraft rüstete er ein mächtiges Heer, beschwichtigte die Avaren auf einige Zeit durch reiche Geschenke, und unternahm den verzweiflungsvollen Zug zur Rettung des Reiches. Sechs Jahre stritt er, romantisch kühn, eines Helden der schönsten Römerzeit würdig, mit Muth, Ausdauer, Weisheit und jeder Kunst des Krieges, eroberte die verlorenen Provinzen wieder, und drang in's Herz von Persien; während das verlassene Konstantinopel eines furchtbaren Angriffs der Avaren und Perser glorreich sich erwehrte. Im 5ten Jahr dieses ruhmvollen Krieges (627, 1. Dezember) erfocht Heraklius auf der Stätte, wo einst Ninive gestanden, den herrlichsten Sieg, und gewann als Preis desselben das königliche Dastagerd (Artemita) mit unermeßlichen Schätzen. Hier war die auserlesene Residenz des großen Königs, hier die aufgehäufte Beute der Nationen und der Schweiß der eigenen Unterthanen, an Gold, Silber und Edelsteinen, Gewürz und Seide. Einiges — zuerst sein Harem — hatte Koshru geflüchtet, das Uebrige wurde geraubt oder zerstört.

Der gefallene Welt-Monarch floh den Anblick seines siegreichen Feindes, und rächte jede Niederlage durch Hinrichtungen, zum Theil der edelsten und getreuesten seiner Diener. Aber zwei und zwanzig Satrapen benutzten die mißvergnügte Stimmung des Volkes und des Heeres zu einer Verschwörung. An ihre Spitze stellte sich Koshru's ältester Sohn, Shirujeh (Kobad II.), welchen die geliebte Sira ihm geboren, und drückte durch Vatermord der Geschichte Persiens ein grauenvolles Schandmal auf. Auch seine Brüder, 18 an

der Zahl, ließ das Ungeheuer vor des Vaters Augen tödten, und wurde einmüthig als König erkannt (628).

Mit ihm schloß Heraklius großmüthig einen Frieden, welcher dem Reich nur die alten Grenzen, ohne irgend eine Vergrößerung, zugleich aber die verlorenen Fahnen und Gefangenen, und das unschätzbare Kleinod des heiligen Kreuzes wieder gab. Ohne äußere Veränderung der Verhältnisse endete so der 26jährige Krieg; aber er hatte beide Reiche bis auf's innerste Mark erschöpft. Das Verhängniß hatte es also gewollt, auf daß sie beide eine leichte Beute der eben zu großen Bestimmungen sich erhebenden Arabischen Macht würden.

Heraklius, nach so großen Verrichtungen, sank zurück in früher gewohnte Unthätigkeit. Sinnengenuß und alberne Mönchsstreitigkeiten erfüllten die 13 noch übrigen Jahre seines Lebens. Während er den Beweisen nachspürte, daß Christus bei seinen zwei Naturen doch nur einen Willen gehabt, ließ er fast ohne Widerstand geschehen, daß die heiligen Orte, wo der Erlöser gewandelt und gelitten hatte, ja, daß mit Palastina das weite Syrische Land vom Mittelmeer zum Euphrat, daß auch das reiche Aegypten von den Jüngern Mohammeds erobert wurde. Er starb (11. Febr. 641) wenige Wochen nachdem die zweite Stadt des Reiches, Alexandrien, in die Gewalt der Saracenen gekommen.

Das Haus des Heraklius und jenes des Leo Isaurikus.

Ueber die nachfolgenden Byzantinischen Geschichten mögen wir flüchtig hineilen.

Konstantin III. und sein Stiefbruder Herakleonas folgten ihrem Vater Heraklius auf dem, durch den Verlust

der schönsten Provinzen für immer geschwächten Thron. Beide starben bald gewaltsam (641).

Konstans II., Konstantinus Sohn, ermordete seinen Bruder Theodosius, irrte darauf, von Gewissensbissen verfolgt, durch die Länder, und wurde getödtet zu Syrakus, von einem seiner Knechte (668).

Konstantin IV., sein Sohn, Pogonat, der Schönbärtige genannt, erhielt sich in der Alleinherrschaft gegen einen zu Gunsten seiner Brüder erhobenen Soldaten-Aufstand, und war der erste orthodoxe Prinz seines Hauses.

In Justinian II. (685), seinem Sohn erblicken wir wieder eines von denjenigen gekrönten Ungeheuern, welche der Menschheit doppelt Schande bringen: einmal weil sie solche zu erzeugen, und vielleicht noch mehr, weil sie ihre Herrschaft zu ertragen vermag. Zehn Jahre tyrannisirte er sein Volk, bis der Patrizier Leontinus ihn vom Thron stürzte (695). An der Nase halb verstümmelt, lebte er weitere zehn Jahre in dem traurigen Exil zu Cherson auf Tauris, Gedanken der Rache, nicht der Besserung, nährend. Leontinus geschah bald durch Aspimar oder Tiberius III., wie Er Justinian gethan, und dieser letzte gelangte endlich, durch Hilfe des Bulgaren-Königs Terbelis, und des gedankenlosen Pöbels der Hauptstadt, von neuem zu der so schlecht verwalteten Herrschaft. Der Antritt und die ganze Dauer seiner zweiten, sechsjährigen Regierung waren durch Grausamkeit der empörendsten Art, durch schaudervolle Mord- und Folterscenen bezeichnet. Endlich wurde er selbst, mit ihm sein unschuldiger, jugendlicher Sohn, durch den General Philippikus Bardanes getödtet. Hundert Jahre nach seiner Erhebung nahm des Heraklius Haus dieses Ende (710).

Philippikus, Anastasius II. und Theodosius III. bestiegen und verloren schnell nach einander den gewaltsam

errungenen Thron durch ähnliche Gewalt. Der Sieger des letztern, Leo II., der Isaurier, gründete ein Regentenhaus, welches bis in's vierte Glied das Reich behauptete.

Die Prinzen dieses Hauses haben durch Anfeindung des Bilderdienstes die leidenschaftlichen Schmähungen der Orthodoxen sich zugezogen. Die Lobpreisungen, welche die Bilderfeinde ihnen ertheilten, wurden unterdrückt, oder verhallten in dem lauten Geschrei der Zeloten. Die neuere, aufgeklärte Zeit — aus allgemeiner und nicht unbegründeter Vorliebe für die Gegenstände des Mönchshasses — hat die Ehre dieser Kaiserfamilie durch, zum Theil warme, Apologien wieder hergestellt. Doch wird der wahrhaft freidenkende und freigesinnte Mann immerdar einen Despoten nennen, der eine Lehre, und wäre sie die beste und heiligste, mit Feuer und Schwert seinem Volke aufdringt. Mag man die Ansichten eines Cypronymus vom Bilderdienst billigen: Er würde — ohne seinen Charakter zu ändern — auch die gegenseitige Meinung, wäre sie die seinige gewesen, gleich gewaltsam behauptet haben.

Leo II. (717), wiewohl er noch mit einiger Mäßigung bei Abschaffung der Bilder verfuhr, wurde doch dafür durch vielfältigen Aufstand in der Hauptstadt und in den Provinzen, durch den Abfall und den zum Theil bleibenden Verlust Italiens, endlich durch Kriegsunglück gegen die Saracenen gestraft. Konstantin V. mit dem ekelhaften Spottnamen Copronymus (741), sein Sohn, schärfte die Edikte, und suchte die Bilderverehrer mit einer wirklichen Verfolgung heim. Stürmische Auftritte im ganzen Reich waren die Folgen davon. Konstantin wurde vertrieben, erkämpfte jedoch den Thron sich wieder, und stritt gegen einheimische und äußere Feinde überall mit Kraft und meistens mit Glück.

Ihm folgte nach einer 34jährigen Regierung (775),

Leo III., sein Sohn, ein schwacher Prinz. Er übergab sterbend das Reich an seinen 10jährigen Sohn Konstantin VI. (780), den man den „im Purpur Geborenen“ (Porphyrogenitus) nennt. Wir finden diesen Namen als Ehrennamen mehreremal in der Byzantinischen Geschichte, als ob nicht für den persönlichen Werth beweisender wäre, von dem kleinsten Dorf zum Vorsteher gewählt, als zum Gebieter von Millionen geboren zu werden.

Im Namen des gekrönten Knaben führte Irene, seine Mutter, die vormundschaftliche Regierung über das Kaiserreich. Aber so wie Konstantin zum Jüngling heranreifte, wurde der Pallast vom ärgerlichsten Streit des Sohnes und der Mutter erfüllt. Irene, freilich hochgereizt durch den Uebermuth des pflichtvergessenen Jünglings, der, noch unbärtig, sich vermaß, der lästigen Beschränkung seines Willens durch Verbannung der Mutter sich zu entziehen, focht feindselig, wie ein fremder Thronbewerber gegen den andern, so gegen den Sohn, die unnatürliche Fehde aus; wurde anfangs vom Thron gestoßen, erhob sich aber durch List und Ränke von neuem zur Herrschaft, und befestigte dieselbe durch das Blut des Sohnes. Der Bürgerkrieg, der eben zu entbrennen drohte, ward verhindert durch solche That; aber sie erfüllte selbst das verderbte Volk der Griechen mit Entsetzen.

Irene hatte schon früher, als Vormünderin, den Bilderdienst wieder hergestellt (787), und hierdurch die Anhänglichkeit einer mächtigen Partei gewonnen. Durch das Gewicht dieser Partei vornehmlich behauptete sie auch jetzt die ungetheilte Herrschaft. Als aber die Kaiserin den großen Plan entwarf, durch ihre Vermählung mit Karln M., dem Erneuerer des Abendländischen Reiches, die Vereinbarung der beiden Kaiserthümer, die Wiederherstellung der alten Glorie Roms zu bewirken, so machten die Großen Konstantinopels,

welche Rom und die Franken, und die Herrschaft eines energischen Kaisers gleich stark haßten, eine Verschwörung, und erhoben Einen aus ihrer Mitte, den Großschatzmeister Nicephorus, auf den Thron (802). Derselbe verbannte Irenen nach Lesbos, wo sie in Armuth und Verachtung ihr Leben schloß.

Geschichte des Arabischen Reiches.

Einleitung. Land und Volk.

Durch die Eroberungen des großen Alexanders, der Seleuciden lang währende Herrschaft, und Roms noch dauerndere Gewalt wurden über einen großen Theil Asiens Europäische Sitten, Gebräuche, Ideen, Künste, Sprachen, Regierungen und Religionen ausgebreitet. Denn selbst die christliche Religion, wiewohl von Asien ausgegangen, hatte dennoch ihre Fortbildung, und dann die Verfassung ihrer Kirche in und von dem Römischen Reiche, demnach in Europäischem Geist, erhalten. Europa war bis an den Tigris vorgerückt. Der Genius des Orients wich in's innere und östliche Asien zurück, von wo aus er nur schwach — als von fern und durch wenigere Berührnngspunkte — auf den Europäischen fortwirkte. Ein sehr auffallendes Ermatten auf beiden Seiten — denn in Wirkung und Gegenwirkung allein besteht das Leben — war die Folge davon. Aber es erschien die Zeit, da durch eine mächtige Umwälzung der morgenländische Geist wieder zur alten Kraft erwachte, sein altes Reich, selbst mit erweiterten Grenzmarken, wieder in Besitz nahm, und durch grelle Entgegensetzung und durch feindseliges Streben nach Herrschaft auch auf die

Thätigkeit und Entwicklung des abendländischen Geistes einen vielfältigen Einfluß äußerte.

In den Gegenden des untern Euphrat, in der von der Natur selbst gesetzten Grenzscheide der beiden Weltreiche, des Römischen und Persischen, da erstreckt sich viele Tagreisen lang und breit eine todte Wüste. Die schönen Länder, Syrien in Westen, Al Dschesira (Mesopotamien) in Norden, und Irak (Babylon) in Osten, verlieren sich durch allmälige Uebergänge in deren traurigen Sand. Jenseits, im Süden dieser Wüste, liegt — oder wird vielmehr gebildet durch den fortwährenden Zug derselben — die Halbinsel Arabien. Durch das rothe Meer, mit seinen beiden Busen, dem Arabischen und Persischen, auf drei Seiten, auf der vierten durch das Sandmeer von der übrigen Welt geschieden, blieb dieses Land der Wunder, Jahrtausende lang, fast ohne alle wirkende oder leidende Theilnahme an den Schicksalen der auswärtigen Völker, ein geheimes Vorrathshaus von Kräfen, welche zu großen Bestimmungen heranreiften.

Arabien, mit Inbegriff der nördlichen Wüste, enthält den vier bis fünfmaligen Flächenraum von Teutschland. Seine Beschaffenheit im Allgemeinen ist jener der Afrikanischen Sahara ähnlich (von welcher er blos durch einen schmalen Meerbusen und durch das glückliche Nil=Thal getrennt wird), nur daß es mehr Gebirge, zumal längs der Küsten, und in einigen Gegenden etwas mehr Wasser hat. Doch sind die meisten Berge nacktes Gestein, die meisten Quellen dürftig und von Salpeter und Salz geschwängert, die grünenden Räume gleich kleinen Eilanden im Sandmeere zerstreut. Dieser Sand, von den senkrechten Strahlen der Sonne glühend, versengt den Fuß des nicht eingeborenen Wanderers, raubt durch den heißen Qualm, der ihm entsteigt, den Athem, und erschreckt durch die darin schwimmenden Truggestalten. Wenn

aber der Wind ihn wie Meereswogen aufthürmt und niederweht, dann begräbt er ganze Caravanen, ganze Heere in seinen Schooß.

In den südlichen Gegenden jedoch, zumal in den Küstenländern, wo höher liegende Thäler, kühlere Lüfte und häufigere Quellen sind, da ist auch reicheres, vegetabilisches und animalisches Leben, da wird Korn und Reis gebaut, köstliche Südfrüchte, auch Zuckerrohr und Trauben gedeihen, Weihrauch, Myrrhen, Kaffee erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, und geben den vielgesuchten Stoff eines lebendigen, fernhin wirkenden Handels.

Dieser südliche, schönere Theil der Halbinsel wird darum das glückliche Arabien genannt, ist aber, da auch hier die Wüste vielarmig streicht, solcher Benennuug nur vergleichungsweise werth.

In Norden werden das peträische, und das sandige oder wüste Arabien, in strengerer Bedeutuug, unterschieden. Ersteres, von seinen Felsgebirgen, oder eigentlicher von der Stadt Petra, also genannt, reicht von der Aegyptischen Grenze und dem Sinai-Gebirge über das Küstenland des Arabischen Busens, welches den Namen Hedjaz führt, und die heiligen Städte Mekka und Medinah enthält. Letzteres begreift die weiten Wüsten von Syrien, Al-Dschesira und Irak, und südlich daran die Länder Hedscher das höhere Nedjed, im innern Lande, und Jamomah, den Sitz des berühmten Stammes Honaifah. Doch sind die Grenzmarken des peträischen und wüsten, zumal gegen das glückliche Arabien, sehr unbestimmt, und die ganze Eintheilung den Einheimischen, als welche blos die einzelnen Provinzen, wie Hedjaz, Neget u. s. w. nennen, unbekannt

Die allermeisten Gegenden Arabiens sind blos zur Viehzucht tauglich, und von jeher sind deren Bewohner auch Hir-

ten — Nomaden — gewesen. Die Hauptmasse der Arabischen Nation trieb in den ältesten Zeiten, und treibt noch jetzt das Hirtenleben. Dieselben grünenden Eilande im Sandmeer, dieselben Brunnen wie vor Jahrtausenden dienen noch heut zum Sammelplatz, zum wechselnden Aufenthalt der Beduinen. Zwei kostbare Thiere zumal machen ihren Reichthum aus, das Kameel und das Pferd, beide einheimisch in Arabien, und von der edelsten Raçe.

Doch auch von jeher haben die Stämme Arabiens durch Verkehr unter einander und mit dem Ausland sich, was sie außer ihren Heerden bedürfen, oder wornach sie lüstern sind, zu verschaffen gesucht. Einige Gegenden, etwa durch die Lage zu solchem Verkehr vorzüglich geeignet, oder durch vergleichungsweise Fruchtbarkeit zum ansäßigen Leben einladend, sind auch eigends von handelnden oder ackerbauenden Stämmen (Hadesi und Fellah's) seit den ältesten Zeiten bewohnt; und Städte, in nicht unbeträchtlicher Zahl, bilden durch ihr regeres Leben einen anziehenden Kontrast mit dem gewöhnlichen Schweigen der umgebenden Wüste.

Der Hauptcharakter des Nomadenlebens ist die Freiheit. So auch in Arabien. Die Kinder der Wüste, im Schooß der freien Natur erzogen, gesund, stark, genügsam, bedürfen der Einschränkungen und Gängelbänder der bürgerlichen Gesellschaft nicht, und ihr stolzer Geist verschmäht sie. Dem Aeltesten der Familie, oder dem Würdigsten in derselben, wird eine freiwillige, mehr als gezwungene Folge geleistet, und auf ähnliche Weise unter den Geschlechtern, die einen Stamm bilden, das eine zum anführenden bestimmt. Gemeinsames Interesse oder künstlich geweckter Enthusiasmus mögen die vielen Stämme zu einer Nation, ihre Streiter zu einem Nationalheer vereinigen, aber solche Vereinigung ist immer nur vorübergehend und los. Selbst jene, welche Moham-

meds Genius bewirkte, löste sich großentheils auf, als seine Nachfolger den Sitz der Herrschaft im Ausland aufschlugen.

Die innere Freiheit gibt Muth und Kraft zur Behauptung der äußern. Doch ist auch diese bei den Arabern so sehr Geschenk des Bodens als eigenes Verdienst. Oefters ist die Eroberung Arabiens versucht, aber niemals vollendet worden. Aegypter, Perser, Römer haben nach einander ihre Waffen hineingetragen, aber nur mit geringem Erfolg, und meistens zum eigenen Verderben. Hunger, Durst, Mühseligkeit rieben die Heere auf in der weglosen Wüste; oft verschlang sie das sturmbewegte Sandmeer. Nur Yemen, überhaupt Südarabien — wenn es zur See angegriffen wurde, denn zu Land ist die Wüste seine undurchdringliche Vormauer — mochte leichter bezwungen werden. Hier bietet der Boden solche Hindernisse nicht dar, und die durch Bequemlichkeit und gewohnten Genuß geschwächten Bewohner eines fruchtbaren Landes neigen sich zur Feigheit und Folgsamkeit der übrigen Südasiaten. Wir haben schon früher der Eroberung der Abyssinier, dann der Perser (unter Koshru I.) in Yemen gedacht. Noch führte ein Statthalter Persiens hier die Gewalt, als Mohammeds Sendung Arabien und die halbe Welt aus ihren Angeln riß.

Die Araber sind eines feurigen und hohen Geistes, von überreicher, kühner Phantasie und schnell erglühendem Enthusiasmus. Sie lieben die Dichtkunst, und sind leichter durch die Kraft der Worte als des Scepters oder des Schwertes zu lenken. Sie sind freiheitsstolz, unerschrocken, ausharrend, mäßig, ernst, großmüthig, gastfrei; aber auch räuberisch, rachsüchtig, leidenschaftlich und wandelbar. Gefährliche Feinde, unzuverläßige Bundesgenossen, ihre Pflicht nach ihrem Wohlwollen, ihr Recht nach ihrer Kraft ermessend, allem Fremden abgeneigt, im Zorne grausam.

Mohammed.

Die Kraft dieses Volkes hatte bis dahin nur in einheimischen Fehden, oder in vereinzelten Raubzügen, in theilweiser, bezahlter Hilfeleistung an Fremde, endlich in wenigen Vertheidigungskriegen an den Grenzen sich geübt. Die Gesammtkraft der Nation hatte sich noch nie entfaltet. Gleichwohl bestand, über ganz Arabien ausgebreitet, eine seit alter Zeit unvermischte, durch Gemeinschaft des Namens, der Sprache, der vorherrschenden Sitte, und hiernach muthmaßlich der Herkunft verbundene Nation. Dieselbe erhielt sich in ihrer Absonderung, wiewohl nach und nach eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Ankömmlinge unter ihnen sich ansiedelte. Sabäer schon zu Cyrus Zeit, später aber Magier, Juden und Christen, aus allen benachbarten Ländern (unter den Christen zumal die verfolgten Ketzer), so wie durch die wechselnden politischen und kirchlichen Revolutionen eine Sekte gedrängt wurde, flohen in die Freistätte der Wüste, und fanden unter den heidnischen Arabern die Duldung, welche sie von den Genossen einer edleren Religion nicht erhalten konnten. Reinere Ideen, vor allen die Idee eines höchsten Gottes, wurden durch den Verkehr mit den Fremden allmälig in Umlauf gesetzt. Doch hatten sie den Sieg über die ererbten rohen Ideen des Fetischmus und der Abgötterei nicht erhalten; aber es war das Arabische Volk doch vorbereitet worden zu ihrer Aufnahme, und hierdurch zur großen Umwälzung, die, in der von der Vorsehung bestimmten Zeit, über dasselbe, und von ihm aus über die halbe Welt, kommen sollte.

Der Stifter dieser Revolution, ein so mächtiges Werkzeug der Vorsehung, muß wohl ein hohes Interesse erregen. allein die Entfernung macht seine Züge fast unkenntlich, und

Geschrei der Parteisucht übertönt der ächten Ueberlieferung leisen Ruf. Aber nicht in der Leidenschaft, nur in ruhiger Betrachtung, ist die Wahrheit; auch nimmt die Wissenschaft ihren Standpunkt höher, als irgend eine positive Lehre reicht. Warum wäre Mohammed zu verachten, oder zu hassen? — Wen Gott zum Werkzeug einer weltumkehrenden Veränderung erkoren, der kann nicht verächtlich sein; und es mag bezweifelt werden, ob ein Bösewicht jemals eine weitreichende, bleibende Veränderung hervorgebracht.

In dem Stamme Koreisch, welcher in dem von Alters her heiligen Mekka herrschte, dem edelsten in Arabien durch Thatenruhm und Sprache, und in der Familie Haschem, welcher die Anführung des Stammes und die Bewahrung der Kaaba (eines uralten Tempels und Nationalheiligthums) erblich, durch viele Geschlechtsalter zustand, wurde im fünfhundert neun und sechzigsten Jahr unserer Zeitrechnung — als Justinus II. im 4ten Jahr das Römische Reich verwaltete, ein Jahr nach der Eroberung Oberitaliens durch die Langobarden — Abul Kasem Muhämmed (der Ruhmwürdige) geboren. Von den edelsten Vorfahren erbte Mohammed gleichwohl nur ein kleines Glück. Frühe ward er Waise. Die Habe seines Großvaters fiel meistens den Oheimen zu, und Er erhielt für seinen Antheil nicht mehr als fünf Kameele und eine Sclavin. Abu Taleb, unter den Oheimen der Geehrteste, jetzt Anführer des Stammes, übte Vaterrecht über den verwaisten Jüngling, bis derselbe die Hand der Kadischah, einer reichen Wittwe, deren Handelsgeschäfte er als treuer Diener besorgt hatte, erhielt, und hierdurch zu Vermögen und Selbstständigkeit gelangte.

Mohammed (diese Schreibart, als die gewöhnlichere, wiewohl minder richtige, werden wir fortan beobachten) war vierzig Jahre alt, und noch umschloß der Kreis eines stillen

Privatlebens seine Schritte. Jetzt vernahm er den höhern Ruf, trat auf (608) — anfangs unter wenigen enge Vertrauten, dann öffentlich in der Familie Haschem, endlich vor allem Volk, den Koreischiten und Fremden, in der Kaaba und überall wo er Zuhörer fand — als „Gottgesandter Lehrer der einzig waren Religion."

Wirklich ist Mohammeds Hauptlehre: „Es ist nur ein Gott," die erhabenste, heiligste Wahrheit; und auch der unlautere Zusatz: „Mohammed ist sein Prophet," möchte — entweder als aufrichtige Selbsttäuschung und Schwärmerei, oder als heilsamer Betrug, um die Hauptlehre wirksamer einzuschärfen, oder endlich durch eine freiere Deutung des Wortes Prophet, wornach Jeder, der den innern Drang fühlt, eine entdeckte große Wahrheit zu verkünden, als von Gott hierzu berufen gelten kann — entschuldigt, oder gebilligt werden: wofern nicht Mohammed durch seine Strenge in Festsetzung, durch seine Härte in Behauptung seiner Prophetenwürde solche Nachsicht verwirkt hätte. Doch stolzer, unbedingter als jedes andern Gottgesandten klingen Mohammeds Verkündigungen. Nicht nur göttliche Lehren, auch unmittelbar göttliche Worte sind es, die er vorträgt. Er ist der Größte und Letzte aller Propheten. An ihn zu glauben ist unumgänglich nöthig zur Seligkeit, und — so setzte er hinzu, als die Verfolgung der Gegner ihn gereizt, schwellende Stärke ihn ermuthigt hatte — eine Pflicht, deren Erfüllung, wo die Lehre nicht hinreicht, durch's Schwert eingefordert wird.

Aber langsam und schwierig waren die ersten Fortschritte des Propheten. Gegen ihn waren eingewurzelte Vorurtheile, blinder Fanatismus, Neid und Partheihaß. In drei Jahren hatte er nur 14 Proselyten gewonnen, worunter Kadischah seine Gattin, Zeid sein Sclave, der junge Ali, Abu Ta-

lebs heldenmüthiger, schwärmerischer Sohn, und der ehrwürdige Abubeker, Mohammeds vielgeprüfter Freund. Zehn Jahre später war, wiewohl von fremden Pilgrimen eine bedeutende Zahl seine Lehre angenommen, noch immer der Koreischiten größter Theil derselben feind, und selbst im Hause Haschem der Widerstand groß. Doch schützte Abu Taleb, obschon er selbst die Neuerung haßte, den Neffen vor der Gewalt der Feinde, und Familienpflicht verband die Haschemiten alle zu solchem Schutz. Da entbrannte der Krieg der Koreischiten gegen Haschems edles Haus, und es ward nach Abu Talebs Tod die Anführung des Stammes an Abu Sophian, das Haupt des Hauses Ommajah, gegeben.

Dieser, von altem Familienhaß gegen die Haschemiten und von Fanatismus zugleich getrieben, bewog die versammelten Häupter der Koreischiten und ihrer bundesverwandten Stämme zum Blut-Urtheil über Mohammed. Aus jedem Stamm — zur Verkündung der Nationalrache — sollte ein Schwert in sein Herz gestoßen werden. Der Tag ward bestimmt, die Mörder umringten des Propheten Haus. Er aber, durch Ali's heldenmüthige Treue, rettete sich (16. Jul. 622. Anfang der Hedschrah) in die Wüste, und gelangte, begleitet von Abubeker, fast wunderbar den Verfolgern entrinnend, in 16 Tagen nach Medinah, der Stadt des Buches oder des Unterrichts, deren Bürger, schon früher dem Gotte Mohammeds huldigend, einen geheimen Bund mit dem Propheten geschlossen hatten, und ihn jetzt mit lautem Jubel empfingen. Die Charegiten und Asiten, die beiden Hauptstämme dieser Stadt, bildeten jetzt in brüderlicher Verbindung mit den herbeieilenden Flüchtlingen von Mekka den ersten lebendigen Keim von Mohammeds Reich.

Derselbe entwickelte sich und erstarkte binnen 10 Jahren schon zum gewaltigen Baum, welcher ganz Arabien über-

schattete und jenseits der Wüste bis nach Syrien und an den Euphrat reichte. Vertheidigung und Rache gegen die Verfolger von Mekka entzündeten den Krieg, welchen bald Fanatismus oder wachsender Ehrgeiz des Siegers in einen allgemeinen gegen die Ungläubigen überhaupt verwandelte. Aber die Schlachten Mohammeds und seiner Feldherren — die Schriftsteller zählen deren gegen fünfzig — von dem ersten Sieg bei Beder (623), wo sein Heer aus 313 Mann bestand, bis zum Zug gegen das Griechische Reich auf welchem 20,000 Krieger zu Fuß und 10,000 Reiter seiner Fahne folgten, sind zwar reich an interessanten, hohen, ergreifenden Zügen: aber der allgemeine Geschichtschreiber, nur dem großen Strom der Verhängnisse folgend, muß die Darstellung des Einzelnen, so anziehend sie sey, dem Spezialhistoriker überlassen.

In dieser thatenreichen Periode von Mohammeds Leben sehen wir den hohen Charakter des Sehers, des unerschrockenen, doch friedfertigen Predigers der Wahrheit allmälig in denen des fanatischen Priesters und des ehrgeizigen Eroberers übergehen. Widerstand hatte seinen Eifer heftiger gemacht, Verfolgung hatte seinen Zorn entzündet, wachsende Stärke endlich seinen Stolz erhöht. Nicht mehr im Ton der Lehre, welche zu überzeugen wünscht, im Ton des strengen Gebots, das Unterwerfung fordert, und mit Feuer und Schwert verkündete er jetzt die Einheit Gottes so wie seine eigene Propheten-Würde. Die Zeit der Duldung war vorüber; den Ungläubigen wurde Krieg erklärt über die ganze Erde. Im Namen des Unendlich Gütigen wurden dessen Geschöpfe zu vielen Tausenden geschlachtet, zur Ausbreitung der Wahrheit Trug, Meineid, verworfene Tücke geübt, jedes menschliche Gefühl verläugnet, jedes Menschenrecht niedergetreten zur Einschärfung humaner Gesetze.

Mohammed starb im dreiundsechzigsten Jahr seines Alters und im zehnten seiner Vertreibung aus Mekka (632). Seinen Charakter zeichnen ist schwer. Seine Thaten liegen vor uns, aber zu ihrer moralischen Würdigung wäre nöthig, des Propheten Herz, und die innersten Geheimnisse seines Gemüthes zu durchschauen. Doch über die Gaben und Talente Mohammeds können wir, nach den unverwerflichsten Zeugnissen und nach seinen Werken, ein historisch begründetes Urtheil fällen. Er erscheint uns als ein Mann, welchem die Natur nicht einen jener äußerlichen und innern Vorzüge versagt hatte, welche dem Mann des Volkes, dem kräftigen Reformator nöthig sind: Schönheit, Adel in Antlitz und Gestalt; Wohllaut, Vollton der Stimme; hierzu ein scharfer Verstand, schnelles Urtheil, lebendiges Gefühl, reiche und glühende Phantasie, und ein nie erschöpfter Strom natürlicher Beredsamkeit; endlich Kühnheit, Beharrlichkeit, hohe Genialität, genährt durch einsame Betrachtung, beflügelt, entzündet durch den Geist der Schwärmerei.

So viele Gaben der Natur machten die künstliche Bildung entbehrlich. Mohammed konnte weder lesen noch schreiben. Doch hatte er auf, einigen Reisen nach Syrien und auch in Mekka selbst, durch Umgang mit Einheimischen und Fremden, den Gesichtskreis seines Verstandes erweitert; und einem empfänglichen Geist gibt jedes Thun und jedes Leiden Belehrung.

Mohammeds Privatleben — wenn wir seine Unenthaltsamkeit im Punkt der Liebe ausnehmen, wo jedoch das Klima und die Nationalsitten zu berücksichtigen sind — war unschuldig, erbaulich, tadellos. Der Beherrscher Arabiens, so wie früher der Bürger in Mekka, nährte sich von Gerstenbrod und Datteln. Milch und Honig war seine kostbarste Erquickung; sein Lager ein Teppich auf bloßer Erde. Gleich ein-

fach Wohnung, Kleidung und die ganze Weise. Doch alles das lag theils im allgemeinen Charakter des Arabers und des Kriegers, theils mochte es nothwendig oder räthlich scheinen zur Behauptung der Prophetenwürde und des Charakters der Heiligkeit, demnach sowohl Klugheit als Tugend seyn.

Erste Chalifen.

Mohammed hinterließ keinen Sohn; auch von seinen Töchtern überlebte nur Fatime den Vater. Sie war Ali's Gattin *), Hassan's und Hoseins Mutter, und, durch diese und mehrere andere Kinder, Mutter eines zahlreichen Geschlechts.

Keiner unter den Gläubigen hatte so vielen Anspruch, dem Propheten nachzufolgen, als Ali, sein Verwandter und Eidam, und welchen er schon beim Antritt des öffentlichen Lehramts zum Chalifen (Stellvertreter), zu seinem Bruder, seinem Aaron erklärt hatte. Aber die Ränke von Ayescha, Abubekers Tochter, der schönsten von Mohammeds Frauen, wohl auch der Freiheitsgeist der Häupter, welcher die erblichen Ansprüche scheute, vor allem der Eifer Omar's, welcher Ali und das Haus Haschem haßte, entschieden für Abubeker. Ali mit edler Selbstverläugnung, unterwarf sich.

Nach zwei Jahren (634) starb der Chalif, ein Mann von hoher Tugend und Weisheit, im Krieg wie im Frieden groß. sterbend bezeichnete er Omar, als den Würdigsten, zum Nachfolger. Die Häupter ehrten seine Wahl; auch Ali gehorchte. Unter Omar ging der Schrecken der Arabischen Waffen über Syrien, Persien, Aegypten; es war die schönste Heldenzeit des Reiches. Omar, gleich edel und kräftig, gleich

*) Der Koran hat sie mit Kadischah, und Jesus Mutter, und Moses Schwester zum Rang der vier vollkommensten Frauen erhoben.

demüthig und enthaltsam wie sein Vorfahrer, fiel nach zehnjähriger Verwaltung (644) durch den Stoß eines Meuchelmörders.

Da ernannte die Zeche (der hohe wählende Rath, aus den vornehmsten Häuptern und Mohammeds Freunden bestehend) Othmann, des Propheten Geheimschreiber, zum Chalifen, mit einiger Beschränkung der Macht. Schwäche des Alters und des Charakters machten ihn minder fähig als seine Vorgänger zur Führung der Gewalt. Nach außen zwar dauerte das Kriegsglück fort. Kleinasien, Armenien, Nubien wurden betreten, Cypern, Rhodus erobert. Aber Arabien selbst brannte von Aufruhr und Parteiwuth. Aus allen Stämmen der Nation strömten die Empörer gegen Medinah, belagerten, erstürmten die heilige Stadt, und tödteten den 82jährigen Chalifen (655).

Jetzt endlich, nach 23jähriger Verdrängung, gelangte Ali zu seinem Recht. Seine Regierung war kurz und unglücklich, wiewohl von Heldenthaten glänzend. Ayescha, seine unversöhnliche Feindin, verband sich mit Telha und Zobeir, zwei mächtigen Häuptern; aber Ali schlug und tödtete dieselben in einer großen Schlacht, und sandte die gefangene Ayescha zurück zu des Propheten Grab.

Da erhob sich gegen ihn, noch furchtbarer, Moawijah der Ommajahde, Statthalter von Syrien. In der Ebene von Siffin stritten die beiden Heere, hundert und zehn Tage lang. Vierhundert in einer Nacht erlegte Ali mit eigener Hand. Aber die Arglist des Gegners entriß ihm die Früchte des Sieges durch heuchlerische Berufung auf den Koran und einen schiedsrichterlichen Spruch. Noch einige Jahre währte der Krieg der Waffen und der Ränke; da entschlossen sich drei Charegiten, durch Ermordung der streitenden Häupter dem Volke Frieden zu geben. Ali, Moa-

wijah, und Amru, des letzten Freund und Eroberer von Aegypten, sollten sterben. Doch nur gegen Ali gelang — in der Moschee von Kufa *) — die That (660).

Seine Getreuen riefen Hassan, seinen ältesten Sohn, zum Chalifen aus. Dieser, aus Friedensliebe, entsagte dem Reich. Sein Weib, von Moawijah gewonnen, vergiftete ihn.

Die Würde des Imam oder Chalifen, nach der Haschemiten und aller wohldenkenden Araber Stimme, ging nun über auf Hosein, Hassans Bruder, welcher des Vaters Heldengeist mit des Bruders stiller Tugend einte. Aber zu Damaskus hatte Moawijah den usurpirten Thron befestigt durch die Anhänglichkeit der Syrer, der Perser und Aegypter, und auch vieler Arabischer Stämme, welche theils aus alter Eifersucht gegen Haschems Geschlecht, oder gewonnen durch Moawijah's Freigebigkeit, sich ihm ergeben hatten. Dieselben Häupter, deren stolzer Freisinn die Erblichkeit der Macht in des Propheten Haus verschmäht hatte, unterwarfen sich jetzt der erblichen Herrschaft von dessen heftigstem Feind; und gemäß solcher Erbhuldigung, welche Moawijah durch List und Gewalt errungen, ergriff nach seinem Tode (680) der werthlose Jezid, sein Sohn, den entweihten Stab des Apostels.

Indessen waren es mehr die Häupter als das Volk, welche sich so pflichtvergessen und sclavisch an Moawijah hingaben; und meistens nur diejenigen, welche jenseits der freien Wüste sich angesiedelt, oder überhaupt durch längeren Kriegsdienst den feilen Geist der Soldknechte angenommen hatten. Viele echte Moslems bewahrten in ihrem Herzen eine fromme Treue für Fatimens Geschlecht. Bald nach

*) Ali hatte den Sitz des Reiches von Medinah nach Kufa — in Irak Arabi — verlegt.

der Thronbesteigung Jezid's erhielt Hosein zu Medinah eine Liste von 140,000 Gläubigen aus Irak, zumal aus Kufa, welche heimlich seiner Sache geschworen hätten, und ihn aufforderten, am Euphrat zu erscheinen, als ihr Heerführer und als Chalif.

Hosein, ohne seine Getreuen aus Arabien zu sammeln, zog eilig mit einem kleinen Gefolge von Weibern, Kindern, und nur 72 Streitern, durch die Wüste, wie zur leichten Besitznahme des Reiches. Aber schon war die Verschwörung durch Obeidollah, den Statthalter von Kufa, unterdrückt worden, und Hosein, als er die Gefilde von Kerbela betrat, sah plötzlich seinen schwachen Haufen von mehr als 5000 Feinden umringt. Nach einem verzweiflungsvollen Kampf, nachdem er alle seine Freunde hatte fallen sehen, ein Sohn und ein Neffe in seinen Armen getödtet waren, sank endlich der unglückliche, edle Enkel Mohammeds unter den Streichen eines unmenschlichen Mörders, der sich einen Gläubigen nannte. Auf der Stelle, wo Hosein fiel, so wie unfern davon, über dem Grabhügel von Ali, wurde später ein frommes Denkmal und eine Moschee errichtet. Beide heiligen Orte, durch den Zulauf der Pilgrimme belebt, erweiterten sich allmälig zu ansehnlichen Städten (Medsched Hosein, und Medsched Ali), und noch heute werden unaufhörlich die beiden Gräber durch die andächtigen Thränen unzähliger Wallfahrer von nah und fern benetzt. Doch hat der Grad der Verehrung, welche Ali und seinen Söhnen gezollt wird, eine bleibende Spaltung unter den Moslems veranlaßt.

Mohammedanische Religion.

Zum Verständniß der politischen und bürgerlichen Geschichte des Reiches Mohammeds ist ein Blick auf seine Religion nothwendig.

Der Hauptlehre Mohammeds: „Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet“ haben wir schon oben gedacht.

Auf sehr geschickte Weise ist diese Lehre mit dem Glauben der Juden und Christen in Verbindung gesetzt, oder vielmehr nur wie dessen vollendete Krone dargestellt. Eine, ewige Religion ist es, welche Gott den Menschen in mehreren auf einander folgenden Offenbarungen — aber immer vollständiger und vollständiger, nach ihrem steigenden Bedürfniß oder größerer Empfänglichkeit, durch seine Auserwählten und Gesandten — zumal durch sechs Propheten von besonders strahlender Herrlichkeit verkündigt hat. Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed sind diese Propheten, von welchen Jeder die wahren, doch nur bis zur Erscheinung des immer größern Nachfolgers genügenden Mittel des Heils gepredigt, Mohammed aber, dessen Ankunft von Christus, so wie die des Letzten von Moses vorausgesagt worden, ist der Allerhöchste, und Keiner mehr wird hm folgen.

Nicht nur die Einheit, auch die Geistigkeit und Unendlichkeit Gottes, beide mit philosophischer Strenge bestimmt, werden im Koran gelehrt. Gott ist der Herr der materiellen und der moralischen Welt; allmächtig, allwissend und allgütig. Alles was geschieht, ist von ihm voraus bestimmt; doch ist — über die Erklärung geht der Prophet klüglich hinaus — der Mensch frei, wenigstens verantwortlich.

Der Koran verheißt ferner Unsterblichkeit, und kündigt jenseits des Grabes überschwängliche Belohnungen den Auserwählten, gleiche Strafen den Verworfenen an. Die sinnlichen Freuden, womit Mohammed sein Paradies ausstattete, sind Zeloten und Heuchlern ein Gegenstand des

Aergers. Aber sie hängen zusammen mit der Lehre von dem Wiederaufstehen des sinnlichen Leibes, und schließen, nach Mohammeds Versicherung, die reinen, geistigen Genüsse nicht aus. Gerechtere Rüge dagegen trifft die unbedingte und ewige Verdammung, welche der Fanatiker über alle Ungläubige — doch mit einiger Abstufung der Strafe nach dem Grade der Verkehrtheit — ausspricht. In einer eigenen Hölle aber, welche die gelindeste von allen und nicht ohne Erlösung ist (die Strafe dauert — nach Maßgabe der Schuld — von 900 zu 7000 Jahren) leiden Diejenigen, welche dem Glauben nach auserkoren, und nur nach den Werken verwerflich sind.

Gut aber sind die Werke, welche der Koran gebietet, bös, welche derselbe untersagt. Der Islam (also heißt die Religion Mohammeds; ihr dogmatischer Theil wird Iman, der praktische Div genannt) schärft die allgemeinen Diktate der Moral, zumal jene der Gerechtigkeit, ein, und erhöht die unvollkommene Pflicht der Wohlthätigkeit zu einem bestimmten, den zehnten Theil von jedem Einkommen in Anspruch nehmenden Gebot. Dabei wird den Bekennern die Beschneidung, die Enthaltung vom Wein und alle Jahre ein strenges Fasten während des ganzen Monats Ramadan aufgelegt. Der Freitag in jeder Woche ist zum öffentlichen Gottesdienst — Gebet und Erbauungsrede — bestimmt, jedem Einzelnen aber geboten, täglich fünfmal, nach vollbrachter Reinigung — wo immer er sich befinde — zu beten. Augen und Gemüth müssen bei solcher frommen Handlung nach der Gegend des Horizonts (Kebla) sich wenden, wo Mekka mit seinem heiligen Tempel liegt; eine einfache, aber in der Einfachheit erhabene Feßlung der Andacht, ein stummes Symbol der religiösen Verbrüderung von Völkern dreier Welttheile. Die Wallfahrt nach Mekka — im Leben wenigstens

einmal zu verrichten — ist Religionspflicht, oder doch sehr verdienstliche Handlung. Endlich gebietet der Koran die Ausbreitung des Islams durch Ueberredung oder Gewalt. Doch bleibt natürlich der Beschluß solchen Krieges der obersten Gewalt überlassen; vom Einzelnen wird nur Willfährigkeit gefordert, dem Ruf zu folgen.

Alle Hauptvorschriften des Islam, sowohl des Glaubens, als des Handelns, sind in dem Koran enthalten. Dieses Buch (sein Name heißt „Lesung") ist unerschaffen wie das Wesen der Gottheit, und auf die Tafel ihrer unabänderlichen Rathschlüsse von Ewigkeit her mit Strahlen des Lichts gegraben. Eine Abschrift davon, auf Papier, in einem Band von Seide und Edelgesteinen, wurde durch den Erzengel Gabriel in den niedrigsten Himmel gebracht, und kapitelweis dem Propheten geoffenbaret. Derselbe theilte sie weiter seinen Schülern mit; aber Offenbarung und Mittheilung geschahen weder in regelmäßiger Folge, noch im Zusammenhang, sondern je nach dem Bedürfniß des Augenblickes — d. h. nach den jedesmaligen Verhältnissen oder Leidenschaften des Propheten. Seine Schüler schrieben, was er also verkündete, sorgfältig auf, und verwahrten die einzelnen Blätter in einem gemeinsamen Behältniß. Abubeker brachte dieselben nach des Propheten Tod in Ordnung, und Othmann, im dreißigsten Jahre der Hedschra, machte sie als den Koran allgemein kund.

Mohammed, die Göttlichkeit seines Buches zu beweisen, fordert kühn Engel und Menschen auf, irgend etwas hervorzubringen, was einer einzelnen Sura (also heißen die Kapitel des Koran) an Vortrefflichkeit beikomme. Wirklich ist dem Buch der Stempel der Genialität aufgedrückt; es enthält große Ideen, ewige Wahrheiten, erhebende Betrachtungen; aber wir erkennen darin auch die nothwendige Beschrän-

kung Desjenigen, der — als des Lesens und Schreibens unkundig — außer der engen Sphäre mündlicher Mittheilung — von dem nährenden, geistigen Verkehr mit den Lehrern der Zeiten ausgeschlossen war.

Nicht nur der Koran, oder die rein göttlichen Worte, die über des Propheten Lippen gingen; auch die Sunnah, der Inbegriff desjenigen, was er durch eigenes Wort und Beispiel lehrte, wird von der Hauptsekte seiner Bekenner für heilig und verbindlich geachtet. Die Verwandten und Freunde Mohammeds bewahrten solche erbauliche Erinnerungen, und überlieferten sie durch mündliche Erzählung den nachfolgenden Geschlechtern. Aber eine Flut von unächten Ueberlieferungen mischte sich unter die wahren; und erst 200 Jahre nach Mohammeds Tod wurden die letzten durch den frommen Al-Bochari ausgeschieden, und, mit dem Beifall der herrschenden Sekten, als bleibendes Gesetz publizirt.

Mohammed hat keine Wunder gewirkt, die Wundergabe auch nicht angesprochen; aber seine Bekenner haben sie ihm beigelegt, und zur Stärkung ihres Glaubens eine Menge von Ungereimtheiten erdacht. Hierdurch ist der äußere Fortgang seiner Lehre befördert worden, aber nicht das Auffassen ihres Sinnes. Mit Recht sagte der Prophet, daß Zeichen und Wunder die Verdienstlichkeit des Glaubens verringern; denn es ist ein knechtischer Beifall, der einer Lehre um des Wunders willen gezollt wird: der freie Geist gibt sich nur der innern Kraft der Wahrheit hin.

Die Mohammedanische Lehre — bei unvergleichbar geringerem Werth als die christliche, und, da sie viel später eintrat, gegen diese schon consolidirte, mit desto größerem Nachtheil ringend, demnach durch die allgemeine Weltlage weit weniger begünstigt, endlich ohne eigentliche Kirchenverfassung, ohne gewaltigen Priesterstand — erhob

sich, nicht allmälig, still und verborgen, sondern fast urplötzlich, schnell, geräuschvoll, unwiderstehlich zur Herrschaft über die halbe Welt. Kaum hundert Jahre verflossen nach der Flucht Mohammeds von Mekka, als schon der Islam über den Ländern von der Grenze Indiens bis zum Atlantischen Ozean thronte. Die Erklärung dieser schneidenden Gegensätze liegt darin, daß Mohammeds Reich nicht bloß wie eine religiöse, sondern wie eine politische Revolution sich erhob, und durch die vereinte Kraft der Lehre und des Schwertes ausgebreitet und befestigt ward.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Mohammedanische Religion alle übrigen, die christliche ausgenommen, an innerem Werth gar weit übertreffe, auch daß, was von ihrem Inhalt nicht allgemein wahr und gut ist, doch eine klimatische oder nationale Zweckmäßigkeit habe, oder durch den darin wehenden, rein orientalischen Geist den Völkern des Orients sich kräftigst empfehle.

Demnach erfüllte sie auch gleich ihre heimathlichen Bekenner mit dem lebendigsten, selbst mit fanatischem Eifer, und ergoß sich, sobald der erste Widerstand — welcher freilich in der Wiege sie hätte erdrücken können — glücklich besiegt war, wie ein Feuerstrom über die Stämme Arabiens. Als einmal diese vereint waren unter der Fahne des Propheten und mit derselben ausgingen in die Länder jenseits der Wüsten, da mochte der Eifer der Christen und Magier ihren Lauf nicht mehr hemmen. Denn vor dem siegenden Schwert verstummen die Beweisgründe, und verstummt der Haß: und nach der politischen Weltlage war der Sieg den Arabern gewiß. Beide Reiche, das Byzantinische und Persische lagen an der innern Auflösung, dem Erbtheil aller Despotien, krank, und hatten eben ihr Herzblut in einem schrecklichen Krieg wider einander vergeudet. Die Saracenen dagegen

traten mit freudiger Lebensfülle und der kühnen Vollgewalt einer jugendlichen, hochbegeisterten Nation auf. In solchen Verhältnissen mag leicht, zumal in Asien — wie dessen Geschichte vielfältig lehrt — eine Revolution lavinenartig fortschreiten, immer mächtiger, unwiderstehlicher, je weiter sie dringt.

Von jenen stillen, schöneren Triumphen einzelner, unbewaffneter Lehrer des Evangeliums über die Nationen der Erde weiß der Islam nichts. Den Götzendienern ward der Tod verkündet, wenn sie Bekehrung weigerten. Ueber Juden und Christen erging Sclaverei oder harter Tribut, wenn sie nicht Mohammed huldigten. Die Kriegsgefangenen schreckte das gezückte Schwert zur Annahme des Koran. Gefangene Kinder zu vielen Tausenden erhielten den Zwangsunterricht in der neuen Lehre. Jeder Gezwungene wurde selbst Werkzeug eines weiteren Zwanges, und es hielt die religiöse Umwälzung mit der politischen gleichen Schritt.

Beide aber, das weltliche und das kirchliche Reich Mohammeds, erweiterten sich auch durch freiwillige Unterwerfung. Die Sache des Siegers findet überall Anhang; und die Menge schwimmt immer dem Strome nach. Auch machten des Korans anziehende Verheißungen für diese und jene Welt die Gesinnungen seiner heftigsten Feinde wankend. Gedankenlosen Menschen war das Hersagen einer Formel ein leichter Preis für Freiheit und Wohlstand. Aufgeklärtere Heiden mochten mit aufrichtiger Gesinnung ihre Nationalirrthümer gegen Mohammeds bessere Lehre vertauschen; Juden und Christen aber in der Betrachtung, daß die neue Religion auf denselben Grund wie die alte gebaut sey, eine Beruhigung für ihr Gewissen finden. Ehrgeizige Menschen endlich, oder habsüchtige, überhaupt thatlustige, und welche durch die Umstände sich eingeengt fühlten, mußten sich eines Umschwungs der Dinge freuen, welche zur Benützung jedes

Talents, zur Befriedigung jeder Leidenschaft die Gelegenheit darbot.

Mohammed war selbst der oberste und einzige Priester seiner Kirche. Die Prophetenwürde verlieh seiner Person den Charakter der Heiligkeit. Wie Er, übten auch seine ersten Nachfolger — als oberste, ja im strengen Sinn einzige Imams — das Recht und die Pflicht, in der Moschee zu predigen, das Volk zur Andacht zu ermahnen, vor und mit demselben zu beten. Ein Mehreres erheischte der Geist seiner Lehre nicht. Jeder Muselmann ist sein eigener Priester. Er mag für sich allein und wo immer sein Gebet verrichten, und die gebotene Reinigung vornehmen. Der Glaubenssätze sind wenige, und diese höchst einfach. Nichts von Mysterien oder symbolischen Gebräuchen, deren Erhaltung und Vollziehung einen eigenen Stand fordert. Dasselbe Buch enthält die rein religiösen und die bürgerlichen Vorschriften; dieselben Personen, die Obrigkeiten und Richter, mögen über beides wachen, in den Moscheen aber die Aeltesten und Ehrwürdigsten den Dienst des Imams (gewissermaßen als Stellvertreter des Chalifen) thun. Noch weniger aber als Priester, hat Mohammed Mönche gewollt. Er erklärte kräftig seine Mißbilligung der Gelübde, welche der Natur, demnach Gott, den Krieg ankünden. Gleichwohl haben auch in seine Kirche, jedoch erst 300 Jahre nach ihm, die Mönche — die Fakirs, Derwische u. s. w. — sich eingeschlichen.

Glaubenssätze und Pflichten wurden von Mohammed, als Gottes Organ, mit unbedingter Macht verkündet. Sein Wort, und sein Wort allein, war das Gesetz der Gläubigen. Die vereinte kirchliche und bürgerliche Gewalt, ohne Theilnehmer oder verfassungsmäßige Schranke, ging von ihm auf seine Nachfolger über, welche, zumal wie sie ihren Thron aus Arabien (woselbst der eingeborene Freiheitsgeist der

Wüstenbewohner dem Festwurzeln des Despotismus hinderlich war) nach Syrien und Mittelasien versetzt hatten, die unbedingtesten Gewalts-Herrscher in der Welt wurden. Selbst Asiatische Despoten sahen und sehen sich bisweilen durch den Stolz der Edlen oder Satrapen, durch Vorrechte einzelner Stämme oder Klassen, durch überlieferte, des Alters willen heilige Verwaltungs-Grundsätze und, wo dieß alles nicht vorhanden ist, wenigstens durch das selbstständige Ansehen der Priesterschaft beschränkt. Die Chalifen, nachdem sie über sclavisch gesinnte, durch's Schwert unterworfene, Völker ihren erblichen Thron errichtet hatten, ertödteten durch die monstrueuse Vereinbarung der geistlichen und weltlichen Alleinherrschaft auch den letzten Schatten von Freiheit oder selbstständigem Recht. Denn das geschriebene Gesetz (der Koran), welches da vorlag, mochte von ihnen, als Nachfolgern des Apostels, nach Gefallen gedeutet werden, und unterstützte im allgemeinen ihre Herrschermacht.

Eroberungen der Araber.

Schon Mohammed hatte die Grenzen von Syrien betreten, jedoch ohne bedeutenden Erfolg. Aber der Krieg gegen die Ungläubigen, auf der ganzen Erde, war feierlich erklärt, und im ersten Jahr von Abubekers Herrschaft (632) zogen die unter der Fahne des Propheten vereinten Stämme gegen die beiden großen Reiche, deren schwach bezeichnete Grenzen mit den Arabischen im Sand der Wüste zusammenstoßen. Auf dem doppelten Wege, hier über das reiche, mit herrlichen und festen Städten prangende Syrien, dort über die weiten Flächen Iraks, und jenseits derselben über des alten Mediens und Persiens vielnamige Hochgelände ergoß sich unaufhaltsam der Strom der Eroberung. Zur Rettung Syriens schickte Heraklius ein mächtiges Heer.

Die Araber sammelten sich zu Aiznadin: der schreckliche Kalet, das Schwert Gottes, Amru, sein gleich schrecklicher Freund, über Beiden der milde, großmüthige Abu-Obeidah, führten den Befehl. Sie erfochten über Werdan, der Griechen Feldherrn (633, 13. Juli), einen glänzenden Sieg, und eroberten, als Preis desselben, das hartnäckig vertheidigte, unglückliche Damaskus (634). Viele Gräuelscenen, wie die Kriegswuth mit Fanatismus gepaart sie erzeugt, bezeichneten die Fortschritte der Saracenen. Schrecken lähmte den Widerstand. Viele Städte, unter ihnen Chalcis, das stolze Emesa und Heliopolis (Baalbeck) mit wunderherrlichen Gebäuden prangend, beugten ihr Haupt. Da raffte Heraklius seine letzte Kraft zusammen, den unersetzlichen Verlust abzuwehren. Ein Heer, zahlreicher als das erste aus allen Provinzen zusammengezogen, eilte nach Syrien. Eine zweite Schlacht geschah (636) an den Ufern der Hieromax; sie war hartnäckig, äußerst blutig, und von schrecklicher Entscheidung. Der Saracenische Feldherr rühmte sich — wohl mit orientalischer Uebertreibung — 150,000 Ungläubige getödtet, und 40,000 gefangen zu haben. Keine Griechische Macht erschien mehr im Felde. Die Saracenen zogen umher, die noch übrigen Festen zu bezwingen. Da fiel die heilige Stadt Jerusalem, nach rühmlicher Gegenwehr, in die Gewalt der Bekenner *); es fiel das starke Aleppo (Beröa); Antiochia, die Hauptstadt des Römischen Asiens, und dessen Beispiel folgend alle übrigen Land- und Küstenstädte Syriens und Phöniziens, selbst Cäsarea, die wohlverwahrte Metropole der Palästinischen Provinzen, unterwarfen sich (639).

---

*) 637. Doch erhielt Jerusalem, als auch den Moslems heilig, eine günstige Kapitulation.

Noch vor der Beendigung des Syrischen Kriegs (638) war Amru von Palästina aus in Aegypten gebrochen, hatte Pelusium erobert, bald darauf das königliche Memphis eingenommen, und in schnellem Siegeslauf das ganze Land, stromauf und ab, in die Gewalt des Chalifen gebracht. Nur Alexandrien, durch seine Lage, durch die Zahl, den Reichthum, die Verzweiflung seiner Bürger stark, und über's Meer mit Konstantinopel und allen Hilfsquellen des Reiches in ungehemmter Verbindung, vertheidigte sich 14 Monate lang. Endlich erlag es dem kriegerischen Ungestüm seines Feindes.

Die Ursache so glänzender Fortschritte war, daß das Aegyptische Volk, dessen Masse — Alexandrien ausgenommen, woselbst die Orthodoxen und kaiserlich Gesinnten (daher „Melchiten") vorherrschten — der Monophysitischen Ketzerei ergeben war, den tyrannischen Beherrscher, der den Gewissenszwang anthat, verabscheute, und lieber durch Bezahlung von Tribut Duldung von einem fremden Feind erkaufen wollte, als länger den parteiischen Druck der eigenen, engherzigen Regierung, und den Hohn einer triumphirenden, einheimischen Sekte empfinden. Demnach ergaben sich die Jakobiten (oder Monophysiten) Aegyptens auf erträgliche Bedingungen an Amru, und halfen ihm thätig und mit allem Eifer, welchen Sektenhaß nnd Rache einflößten, das Verderben der Griechen vollenden. Beide Sekten, Jakobiten und Melchiten, wurden hierauf durch Amru's unparteiische Strenge niedergedrückt; hohe Steuern flossen in die Schatzkammer des Chalifen, und die Aegyptischen Aerndten brachten Ueberfluß in die nackten Steppen von Arabien. Im übrigen war, zumal nach vertobtem Siegesrausch, die Verwaltung des Landes weise, gerecht und wohlthätig; Ackerbau und Handel wurden begünstigt; die Indolenz der Einwohner selbst wich dem belebenden Einfluß Arabischer Kolonien

und des energischen Geistes, der von der neuen Regierung ausging.

Seit Koshru's II. Tod lag ein schweres Verhängniß über Persien. Der Vatermörder Shirujeh (s. oben) starb binnen Jahresfrist (629). Hierauf, in drei Jahren, 8- bis 10maliger Herrscher-Wechsel; auch Frauen — 2 Töchter Koshru's — bestiegen den Thron. Zerrüttung, Bürgerkrieg, Spuren der Auflösung im ganzen Reich. Der Angriff eines unbekannten Feindes mahnte die Perser jetzt zur Einigkeit. Also wurde der 15jährige Jezdegerd, Koshru's Enkel, einmüthig auf den wankenden Thron erhoben (632), und die Blüthe der Nation ausgesandt in das Feld von Kadesia. Hier hatte Said, Omar's Feldherr, nach einiger Unterbrechung des Kriegs den Gewaltshaufen, 30,000 Streiter, gesammelt, hier mußte entschieden werden, ob Mohammed, ob Zoroaster der Größere wäre.

Nach mehrtägigem, schrecklichem, wechselvollem Kampf sank endlich die Schale Mohammeds (635). Ein Wirbelwind, welcher plötzlich das Perserheer in Staub hüllte, erzeugte Verwirrung, diese die Niederlage. Der Oberfeldherr, Rustan, wurde erschlagen, das Reichspanier erobert: das Gefilde umher deckten Leichen. Auch die Saracenen beklagten den Verlust von 8000 Streitern.

Hierauf unterwarf sich ganz Irak, das Land herrlicher Weiden und der reichsten Kornfelder. Ueber den wilden Tigris setzten die Sieger, und erstürmten Modain, den Königssitz. Unermeßliche Schätze belohnten die Blutarbeit.

Jezdegert war nach Holiwan, in den Medischen Bergen, geflohen. Da ging eine zweite Schlacht, bei Jalula verloren; und der König verbarg sich in den schwer zugänglichen Höhen von Persis. Aber nicht Flucht, nur muthiger Kampf mag Rettung bringen. Die Perser, tapferer als ihr

Gebieter, wagten — bei Nehavent, südlich von Hamedan — die dritte Schlacht, und vergossen darin ihr Herzblut. Kein Widerstand mehr war möglich. Die weiten Länder des Perserreiches bis zum Indus, zum Oxus und zum Kaspischen Meere huldigten dem Chalifen, während der unglückliche Jezdegerd, über den Jaxartes eilend, bei den Völkern der Steppe um Hilfe flehte. Die Türken folgten demselben mit Heeresmacht zur Wiedereroberung des Reiches. Aber, seine Schwäche bemerkend, standen sie bald gegen ihn auf, und erschlugen ihn (651).

Von den Ufern des Kaspischen Meeres war ein Theil der Moslems westlich gegen die Länder Armeniens und Mesopotamiens gezogen, um dort mit ihren siegreichen Brüdern aus Syrien sich zu vereinigen. Die Letztern hatten bereits das Gebirg Taurus überstiegen, Klein-Asien geschreckt, zum Theil durchplündert, und begegneten jetzt den Eroberern Persiens in gemeinschaftlichem Triumph. Die berühmten Festen, Dara und Nisibis, Edessa und Amida, um welche so oft der Kriegslärm ertönt hatte, hörten jetzt auf, Grenzstädte zu seyn, und sanken in glückliche Vergessenheit.

Innere Geschichte. Ommajahden und Abbassiden.

Die Vollendung dieser Dinge geschah meistens unter Othmann, wiewohl Er wenig thätigen Antheil daran nahm. Unter ihm erstarkten auch die beiden Arabischen Kolonien — Bassora am westlichen Ufer des vereinten Stromes Euphrat und Tiger, 8 Meilen vom Persischen Meerbusen, und Kufa, weiter westlich, fast an der Grenze der Wüste, beide nach dem Sieg von Kadesia und der Eroberung Modains erbaut — zu wichtigen Städten, jenes durch seinen reichen Handel, dieses durch die Verlassung von Modain.

Bereits erhob sich eine Seemacht der Araber. Cypern,

Rhodus wurden erobert, die Eilande der Cykladen, bald auch entferntere Küstenländer geplündert. Der Kaiser Konstans, Heraklius Enkel, an der Spitze der Reichsflotte. ertrug den Anblick der 1700 Arabischen Schiffe nicht. Seine schändliche Flucht gab die Meere bis zu den Dardanellen den Feinden preis.

Auch zu Land, und bei erweiterten Grenzen um so vielfältiger, gingen die Siege fort. Doch schwächten die einheimischen Fehden den Nachdruck des äußern Krieges, und so lange unentschieden war, ob Ommajah's, ob Haschem's Haus im Reich des Propheten herrsche, blieb im Wechsel des Glücks solche Schwäche auffallend merkbar.

Zwar Moawijah, nach Ali's Tod, drängte die Griechen, die während des Bürgerkriegs sich erholt hatten, mit erneuter Kraft. Klein-Asien wurde durchstreift, bis nach Thrazien hinüber geschreckt, Konstantinpel selbst vom Meer aus sieben Jahre lang geängstigt. Aber an der Festigkeit der großen Kaiserstadt scheiterte der ungelehrte Muth der Saracenen, und naher Kriegslärm, vom Libanon, schreckte Damaskus. In den Schluchten dieses Gebirgs hatte das Heldenvolk der Maroniten (Mardaiten, Empörer wurden sie von den Tyrannen-Knechten genannt) seinen unbezwinglichen Sitz. Sie behaupteten die bürgerliche wie die Gewissensfreiheit gegen die Mitchristen sowohl als gegen die Saracenischen Dränger, welche letzte, vorzüglich aus Furcht vor ihnen, selbst zum Tribut an das Reich sich herabließen.

Aber nach mehreren, theils persönlich schwachen, theils durch Bürgerkrieg geängstigten Chalifen bestieg Abdol-Malek (684) den Damascenischen Thron, welchem kaum Syrien und Aegypten mehr gehorchten, während Arabien und der größere Theil Persiens das Haus Ali, nach Hoseins Tod aber den kühnen Abdallah, Zobeirs tapfern Sohn,

erkannten. Diesen gefährlichen Gegner und andere Parteihäupter besiegte Malek (693), stellte die ungetheilte Macht Ommajah's wieder her, und bekriegte sofort Justinian II. mit Glück. Derselbe Chalif ließ der Erste Gold- und Silbermünzen prägen. Bis auf Ihn hatten die Araber nur fremdes Geld.

Unter Al-Walid (705), seinem Sohn, stieg die Arabische Macht am höchsten. Die Bürgerkriege hatten den Muth der Nation genährt, durch Uebung die Kraft erhöht. Als sie vereint jetzt sich nach Außen wandte, war keine andere ihr gewachsen. Al-Walid selbst blieb ruhig in Damaskus, aber seine Feldherren siegten in drei Welttheilen, und pflanzten Mohammeds Panier an den Ufern des Jaxartes und an den Pyrenäen auf.

Einer derselben, Katibah (der Kameeltreiber) eroberte die wichtigen Provinzen alle, welche zwischen dem Oxus, Jaxartes und dem Kaspischen Meere liegen, das Sogdiana der Alten, wohl auch Transoxiana, und in den mittlern Zeiten Mawaralnahar genannt, (d. i. den Haupttheil der großen Bucharei, Turkestan, Nord-Chowaresen, mit den Sitzen der Turkomannen und anderer Steppenvölker) sammt den wichtigen, durch Handel von jeher berühmten Städten Carizme, Bochara und Samarkand.

Zu gleicher Zeit vollendete und befestigte Musa die Unterwerfung Nord-Afrika's. Schon sechzig Jahre früher (647), unter dem Chalifen Othmann, war Abdallah, dessen Milchbruder, der Statthalter Aegyptens, mit Heeresmacht in dieses Land gebrochen, und, nach einem großen Sieg über Gregorius, den Präfekt von Afrika, bis zur kleinen Syrte gedrungen. Aber die einheimischen Kriege der Araber hinderten den Fortgang der Eroberung, und noch mehrere andere Einfälle scheiterten nach anfangs glücklichem

Erfolg. Aber als Abdol-Malek die einheimischen Parteien niedergeschlagen, da sandte er Hassan aus (692) mit einem starken Heere, zur endlichen Bezwingung Afrika's. Derselbe vollzog, was ihm geboten; er eroberte das Land und die Städte, endlich auch Karthago, die alte Königin von Afrika, und auch jetzt noch Hauptsitz der bürgerlichen und der Kriegsmacht. Dreimal wurde diese ehrwürdige, unglückliche Stadt erstürmt, abwechselnd von Freund und Feind, endlich legte Hassan sie ganz in Asche.

Auch diese Eroberung war nicht von Dauer. Die Mauren, welche vor dem ungestümen Angriff der Saracenen in die Thäler des Atlas geflohen waren, brachen jetzt daraus hervor, mit fanatischer Wuth und vereint unter der prophetischen Fahne ihrer Königin Cahina (698). Ihre barbarische Kriegsmanier zerstörte, was noch von Denkmalen der Gesittung und von Werken des menschlichen Fleißes übrig war, in dem einst so blühenden, volk- und städte-erfüllten, aber drei Jahrhunderte hindurch unausgesetzt durch innere und äußere Stürme heimgesuchten, Lande.

Erst Musa, Hassans Nachfolger, gesandt von dem Chalifen Al-Walid, und Musa's Söhne Abdallah und Abdelaziz, endigten diesen schweren Krieg (709). Nach vielen schrecklichen Niederlagen, und dem Verlust vom 300,000 Gefangenen, unterwarfen sich die Mauren, horchten der Lehre des Koran, nahmen selbst die Sprache der Araber an, und verschmolzen hierdurch, so wie durch vielfältige Vermischung des Blutes und durch Gemeinschaft der Sitte, mit ihren Siegern allmälig zu einer Nation.

Der Sitz der Macht wurde von dem zerstörten Karthago nach Cairoan verlegt. Akbah, im 50sten Jahr der Hedschra, hatte diese berühmte Arabische Kolonie, 12 Meilen südlich von Tunis, gegründet. Die Sicherheit ihrer vom

Meer entfernten Lage hatte die Wahl bestimmt. Aber die Gegend umher mangelt der Nahrung und des Wassers. Gleichwohl — durch der Herrscher Willen — wurden sie ein Schauplatz der Pracht und der Ueppigkeit.

Derselbe Musa, welcher so Großes in Afrika verübte, und sein Unterfeldherr Tarik, stürzten, wie wir oben sahen in Spanien das Westgothische Reich.

Solyman, Walid's Bruder, folgte ihm auf dem jetzt mächtigsten Throne der Erde (714). Dieser Tyrann ließ den Eroberer Spaniens, den Greis Musa, öffentlich Geißeln, und schickte ihm, in's Exil nach Mekka, mit unmenschlichem Hohn, das abgeschlagene Haupt des Sohnes nach. Vergessen war die Freiheit und der Stolz der Söhne Arabiens; sie hatten beides, beim ersten Schritt über die Wüste, hingegeben für Gold und Macht. Ueber Arabien selbst wurde die Despoten-Ruthe gestreckt; bis dessen weisere Kinder, ihre unselige Täuschung erkennend, dem von den gierigen Brüdern gestifteten Reich entsagten, und zurück zur Freiheit und Armuth in der sichern Wüste kehrten.

Derselbe Solyman erhob fürchterlichern Krieg, als je, gegen Konstantinopel. Mit ungeheurer und wiederholt erneuerter Macht, zur See und zu Lande, wurde die Kaiserstadt zwei Jahre lang belagert. Aber das griechische Feuer *) zerstörte die Flotte; das Landheer ward durch fruchtlose Stürme auf die starken Mauern, dann durch Hun-

*) Unter Konstantin IV. wurde durch den Syrer Kallinikus, einem flüchtigen Unterthan des Chalifen, das Geheimniß jenes, auch im Wasser brennenden Feuers nach Konstantinopel gebracht. Seine mannigfaltig verderbende Anwendung hat mehrere Jahrhunderte lang die byzantinische Kriegsmacht allen Feinden furchtbar erhalten. Aber auch die Saracenen geriethen später in den Besitz des Geheimnisses.

ger, Seuchen und Winterkälte, endlich durch das Racheschwert der Thrazischen Bauern und die Pfeile der Bulgaren aufgerieben. Solymans Tod (717) und der frömmelnde Charakter Omars II., seines Nachfolgers beschleunigten den Frieden.

Nach ihm in 25 Jahren bestiegen sechs Chalifen den Thron. Ihre Regierungen wie ihre Personen sind von wenig Interesse, nur der Letzte aus ihnen, Merwan (745), besaß Kraft und Muth, die aber das Verderben von ihm nicht abwandten.

Die Nachkommen des gefährlichsten unter allen Feinden des Propheten, und welche dem Haus Mohammeds so tückisch als grausam seine Erbschaft entrissen, die Henker so vieler edlen Arabischen Geschlechter, konnten niemals populär werden in Mohammeds Reich. Der Name desjenigen, dessen Stellvertreter sie seyn wollten, regte unablässig die treuen Moslems zum Haß auf. Eine fromme Ueberlieferung bewahrte und pflanzte fort die Anhänglichkeit an des Propheten Haus von Geschlecht zu Geschlecht. Aber die Fatimiten versäumten aus Selbstverläugnung, oder verscherzten aus Unklugheit die Gelegenheit der Rache; indessen neben ihnen die kühnern oder weisern Abbassiden — von Al-Abbas, Mohammeds Oheim, also genannt — sorgsam die Erinnerung ihrer Geburtsrechte wahrten, und die Grundsteine der Herrschaft leise zusammentrugen.

Unter Merwan brach die Gluth in Flammen aus. Ibrahim, Sohn Mohammeds, des Urenkels von Al-Abbas, wurde von einer mächtigen Partei in Chorasan als Herrscher ausgerufen: Abu-Moslem, der Mann des Schreckens, stritt für ihn. Aber Ibrahim selbst, auf dem Pilgerzug nach Mekka, wurde von seinen Feinden ergriffen, und starb im Kerker. Abdallah Saffah Abul-Abbas,

sein Bruder, empfing hierauf als Chalif den Eid der Treue. Schon wehte von den Thürmen vieler Städte die schwarze Fahne, drohender die Ufer des Zab entlang, vor den Schlachtreihen des unversöhnlichen Feindes. Merwan eilte dahin mit großer Macht. Aber das Verhängniß war wider ihn. Er sah die Niederlage seines Heeres, floh an die Ufer des Nil, wurde ereilt, abermal geschlagen und getödtet (750). Hierauf erging über sein Haus die unerbittlichste Verfolgung. Blutig, unmenschlich wurde Hosein gerächt. Damaskus selbst, wo die Herrlichkeit der Ommajahden geglänzet, war der Schauplatz ihrer Vertilgung.

Nur Einer ihres zahlreichen Geschlechtes, Abdor-Rhaman, entrann in's ferne Abendland. Die Thäler des Atlas verbargen den Flüchtling, Spanien nahm ihn als Herrscher auf. Dieser entlegenen Provinz waren die Parteiungen des Hauptlandes fremd geblieben: sie ehrte das Haus, unter dessen Scepter sie von Anbeginn gestanden. Also baute der noch einzig übrige Sprößling der Ommajahden durch Glück und Muth, trotz aller Anstrengung der Abbassiden, in Spanien einen neuen Thron, welcher fester und länger, als der verlorene in Damaskus, stand. Cordova war der Sitz dieses auf immer von dem großen Chalifat getrennten Reiches. Der Stolz seiner Beherrscher, die sich gleichfalls Chalifen nannten, und ihr Reichthum — die Frucht einer wenigstens im Anfang weisen und kräftigen Verwaltung — erhoben Cordova zur würdigen Nebenbuhlerin von Bagdad; aber die bleibende Feindschaft beider Chalifen — bald kam noch ein drittes Chalifat zu Cairoan auf — sicherte die Christenheit, und war der Keim noch weiterer Auflösung für Mohammeds Reich.

Die Herrschaft der Abbassiden im Hauptreich wurde durch Al-Mansur (753), Abdul-Abbas Bruder, befestigt. Er

war es, welcher die neue Residenz, Bagdad (Dar al Salam, die Stadt des Friedens) baute. In der Gegend, die seit unfürdenklichen Zeiten stolze Hauptstädte getragen — wo die zwei großen Ströme Iraks in benachbarten Rinnsalen ihrer Vereinigung zueilen, an dem östlichen Ufer des Tigris (später ward auch die Westseite überbaut), vier Meilen nordwärts Modain, und im Gesichtskreis der Stelle, wo die Trümmer Babylons ruhen — erhob sich auf des Chalifen Machtwort mit wunderähnlicher Schnelligkeit und Pracht dieser fünfhundertjährige Sitz des Reiches. Der Segen der Natur, nicht minder als der Zauber des Thrones, zog Menschen und Reichthümer herbei. Ein ganzes Volk, die Schätze eines Königthums, umschlossen die Mauern von Bagdad. Der prächtige, weise, zugleich tapfere und die Wissenschaften liebende Al-Mansur starb 774.

Von ihm an, so wie von Abdor-Rhamans Herrschaft in Spanien († 788), erhält die Arabische Geschichte einen durchaus veränderten Charakter. Sonach stellt sich hier die Erhebung der Abbassiden und die Theilung des Reiches — wiewohl etwas früher als Karls M. Regierung — als der natürliche Ruhepunkt dar.

Wirkungen des Mohammedanischen Weltreiches.

Durch die Gründung von Mohammeds Religion und Weltreich wurde die Geschichte des Orients, überhaupt aller Länder, wohin die Waffen seiner Zöglinge siegreich drangen, entscheidend und auf immer verändert; zugleich aber, bei dem nothwendigen und mächtigen Eingreifen ihres Rades in die Verhängnisse der übrigen Welt, auch diese dadurch unmittelbar oder mittelbar in den wichtigsten Punkten geleitet und bestimmt. Ein großer Theil der vorliegenden Periode und alle nachfolgenden enthalten auf unzähligen Blättern ihrer

Geschichte die Beweise davon. Hier nur ein Blick auf einige der nächsten, insbesondere auf den religiösen Zustand sich beziehenden Folgen der großen Umwälzung.

Ungeachtet der Duldung, welche der Koran und die Gesetze der Chalifen den Christen — gegen Erlegung eines Tributs — gewährten, wurde gleichwohl, theils durch freiwilligen Abfall, theils durch die natürliche Wirkung des andauernden Drucks und oft harter Bedrängniß, in den Ländern der Mohammedanischen Herrschaft das Christenthum entweder völlig ausgerottet, oder doch zu einem kümmerlichen, allmälig dahinwelkenden Zustand herabgebracht.

Nicht nur durch den Raub so wichtiger Besitzungen, vielleicht noch mehr durch Hinderung der weitern Fortschritte, hat der Islam dem Christenthum geschadet. So weit sich in Asien und Afrika die Herrschaft, die Niederlassungen der Mohammedaner ausdehnten, wurden allenthalben die christlichen Missionen beschränkt, aufgehoben oder abgehalten, und es trat fast überall eine feindliche Mittelmacht zwischen den Verkehr der Christen und Heiden. Mittelasien, das Land der Magier, wo schon an manchen Stellen von Christen gestreuter Same keimte, wurde nun der Hauptsitz von Mohammeds Reich. Die Perser, kleinmüthig, oder lau in ihrem Glauben, gingen fast allgemein zum Islam über. Nur ein äußerst kleiner Theil derselben, in den wüsten Bergländern von Kerman, und in jenen, die längs des Indus liegen, vorzüglich aber in Aderbeidschan, wo noch heut auf dem Berge Elborz der Sitz des Oberpriesters und des ewig brennenden Feuers ist, verharrte bei der Religion der Väter. Noch heute verehren dieselben (die den Namen Parsen oder auch Gauren und Guebren — im Sinn der Gegner ein Spottname — führen), und, von ihnen ausgegangen, noch mehrere zerstreute Kolonien und einzelne Wanderer das heilige

Feuer, sind der alten Sitte hartnäckig getreu, eben so unvermischten Blutes, eben so ächt alterthümlich in Zügen und Charakter, auch fast eben so gedrückt und verachtet unter den Nationen Asiens, wie die Juden überall.

Die heidnischen Nationen Hochasiens, welche wiederholt die südlichen Reiche stürzten, die Türkomannen, die Tartaren, die Türken, mancherlei Geschlechts und Beinamens, huldigten fast überall, nach vertobtem Siegesrausch, den Sitten, den Einrichtungen und Religionen der Besiegten. Sie wären Christen geworden, hätte das Christenthum in Mittelasien geblüht; jetzt wurde ihnen der Koran statt des Evangeliums gereicht, durch ihre Bekehrung aber die Herrschaft des erstern befestigt, und der Feindseligkeit zwischen dem Morgenland und Abendland eine bleibende Grundlage gegeben.

Geschichte des Christenthums.

Wir gehen zur Geschichte des Christenthums über, und machen daraus das Schlußgemälde des vorliegenden Zeitraums.

Ausbreitung und Wirkungen.

Wir haben die Ursachen der siegreichen Ausbreitung des Christenthums in dem vorigen Zeitraume betrachtet. Theils durch die fortdauernde Wirkung derselben Ursachen, theils durch die natürliche Lebenskraft der nunmehr festgewurzelten Kirche, setzte ihr Wachsthum sich fort, und erstarkten, vermehrten sich ihre Zweige zu einer herrlichen, weithin die Länder beschattenden Krone.

Schon durch Konstantin's M. und Konstantius, vollständiger noch durch Theodosius M., Eifer war in dem unermeßlichen Kaiserreich die Christuslehre siegreich, ja allein-

herrschend geworden. Die letzten Funken des alten Heidenthums waren erloschen, als die Barbaren sich in den Provinzen West-Roms niederließen. Die bürgerlichen Einrichtungen und Sitten, die Künste und Wissenschaften der Besiegten wurden von den trotzigen Siegern verschmäht; aber sie nahmen die Religion derselben gläubig folgsam an. Vor dem Ende des 5ten Jahrhunderts waren die Ost- und Westgothen, die Burgunder, die Vandalen, die Sueven und Alanen (in Spanien), die vermischten Heerschaaren, welche unter Odoaker den West-Römischen Thron gestürzt, endlich auch die Franken — ihrem glorreichen Gebieter, Chlodwig, nacheifernd — Christen geworden. In den beiden folgenden Jahrhunderten horchten die Angelsachsen und Pikten, die Allemannen, Baiern und Friesen den Lehren der heiligen Missionäre Augustin, Columban, Gallus, Kilian und Willibrod. Aus England kam im 8ten Jahrhundert der noch höher gepriesene h. Bonifazius (Winfried), das Gedeihen des Glaubens unter den Teutschen zu fördern. Sein Erfolg war groß, überhaupt sein Wirken folgenreich. Doch hat erst Karl M. — leider durch das Schwert — die Bekehrung des Nord-Teutschen Hauptstammes, der Sachsen, vollbracht, welche traurige Bekehrungsart später auch gegen die Wenden, Preußen, und andere Völker gebraucht ward. In Asien, ungeachtet das Aufkommen der Lehre Mohammeds die Fortschritte des Christenthums entscheidend hemmte, wurde doch weit und breit durch flüchtige Ketzer, zumal durch Nestorianer — mitunter auch durch orthodoxe Glaubensboten — der Same des Evangeliums, freilich auf kärglich lohnende Erde, gestreut.

Die Wirkungen von dieser Ausbreitung des Christenthums waren unermeßlich, doch erst in spätern Zeiten reifend. Wir deuten sie durch folgende Sätze an:

I. Eine Religion der Humanität und des Friedens, und welche alle Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe als göttliche Gebote, unter der Sanktion ewiger Belohnungen und Strafen, darstellt, müßte wohl, wenn sie wahrhaft herrschend in den Gemüthern der Bekenner würde, das Reich der Tugend, das Reich einer jeden von uns erreichbaren menschlichen und bürgerlichen Veredlung und Glückseligkeit herbeiführen. Doch nur im Zaum halten, mildern, nicht aufheben kann die Religion die den moralischen Geboten entgegen strebende sinnliche Menschen-Natur. Das Christenthum hat die Gutgearteten im Guten befestigt, entzündbare Gemüther selbst zu heroischer Tugend begeistert, unzählige geheime Vergehungen wider natürliche und positive Gesetze verhindert, auch im Allgemeinen den Charakter der Nationen gesänftigt, und die Bahn der Veredlung für sie geebnet; aber — es hat den Keim des Verderbnisses nicht ausgerottet, und, in der langen Folge von Jahrhunderten, gegen Bosheit und Leidenschaft im Ganzen unwirksam gekämpft.

II. Dagegen hat dasselbe sowohl durch seinen allgemeinen Geist, als durch verschiedene besondere Einsetzungen unschätzbares Gute in einzelnen Sphären gewirkt. Ohne seine freundliche Lehre von der Gleichheit aller Menschen hätte das alte Sclavenrecht, welches die Hälfte der Menschen zu Sachen herabwürdigte, in seiner empörenden Härte fortbestehen, oder die Feudal-Bedrückung des Mittelalters in gleich vollständige Sclaverei übergehen mögen. Schöner, allgemeiner, eindringlicher als Solon, Lykurgus, und alle menschlichen Gesetzgeber hat Christus die Freiheit verkündet. Fesseln ohne Zahl hat seine Lehre gelöst, und eine Erhebung dem Gemüth gegeben, die auch in Ketten frei seyn läßt. Weiter ist die erste Grundlage geselliger Ordnung und humaner Bildung — Monogamie — durch das Christenthum befestigt,

geheiligt worden; und seine eindringlichsten Gebote der Liebe haben das Erbarmen in die wildeste Brust gelegt.

III. Vorzüglich aber, und in doppelter Rücksicht, haben die bürgerlichen Verfassungen durch seinen Einfluß gewonnen. Die bestehenden Staatsgewalten, als von Gott selbst eingesetzt, sind, nach solcher — den Aussprüchen des philosophischen Staatsrechts zur willkommenen Stütze dienenden — Lehre, heilig, unverletzlich, dem Angriff frecher Parteiwuth, dem Bereich gesetzloser Volkskräfte entrückt. Aber zugleich wird auch der bürgerlichen Gewalt ihre Grenze vorgezeichnet; „es bleibt Gott was Gottes ist;" und der Oberherr des Staates ist, gleich dem Niedrigsten im Volk, den moralischen Geboten der Religion, und den Satzungen der Kirche, welcher er angehöre, unterworfen. Er ist Laye, ehrt pflichtmäßig wie die übrigen Layen den Altar in den geweihten Dienern desselben, und erlaubt sich keinen Eingriff in ihr heiliges Amt. Ja, es mag, weil Regentenpflicht zugleich Gewissenspflicht ist, der Priester gegen aristokratische oder monarchische Tyrannen, gegen welche die bürgerliche Verfassung keinen Schutz verleiht, im Namen Gottes oft eine so kräftige Stimme erheben, als in repräsentativen Staaten im Namen des Volkes von dessen Gewaltsträgern geschieht; und selbstständiger, wirksamer — freilich auch beim Mißbrauch gefährlicher — als bei bloßen National-Kirchen ist die Priesterwürde der über so viele Völker verbreiteten, ihrem Charakter nach allgemeinen, christlichen Kirche.

IV. Die Einführung einer Religion, welche auf heilige Bücher gegründet ist, fordert die Kenntniß der Schrift, oder bringt sie mit; und es ward das Evangelium, als es den nordischen Völkern zukam, theils der Anlaß zur Einführung einer eigenen heimathlichen Schrift (wie denn Ulphilas zum

Behuf seiner Bibel-Uebersetzung das gothische Alphabet erfann), theils der Schlüssel zur Litteratur der alten klassischen Welt Die erfreulichsten Wirkungen, und in schneller Entfaltung, hätten daraus für die Germanische Geistesbildung hervorgehen mögen, wäre nicht durch andere Umstände der wild-kr.egerische Geist der Völker genährt, verstärkt, und bald auch durch überhand nehmenden Druck der Gemeinen das Emporstreben des Genies verhindert worden. Indessen glimmte durch die Wunderkraft der Schrift der Funke der Erkenntniß, wenigstens im Stillen, selbst in den dürftigsten Mönchs-Bibliotheken, auch in blos kirchlichen Verhandlungen fort, um später bei günstigeren Umständen, als lebendiges Licht unter den Völkern aufzuflammen.

V. Das Christenthum selbst, zumal dessen Kirchenverfassung, erfuhr aus der Bekehrung der Barbaren manchen rückwirkenden Einfluß. Das reinere, naturkräftige, Germanische Gemüth gab der Religion, welche unter den geschwätzigen, ausgearteten, an Geist und Herz unheilbar verderbten Griechen und Römern zu eitlem Wort-Kram, leerem Gepräng und zum Gegenstand unaufhörlichen Haders geworden war, einen frischen und angemessenern Boden, worin das Göttliche der Lehre tiefer wurzeln, und — wie mächtig auch die Barbarei dagegen ankämpfte — schönere Blüthen der Humanität erzeugen mochte. Gleich förderlich — ja wohl allzusehr, weil auch schädliche Auswüchse daraus üppig emporkamen — war der Germanische Boden für die Befestigung der Kirche, und die Stärkung der Hierarchie. Die frommen Teutschen, mit der ehrerbietigen Folgsamkeit, die sie schon ihren heidnischen Priestern erwiesen, gaben sich willig den herrschsüchtigen Ansprüchen des christlichen Klerus hin; und es hat die schwellende Hoheit der Abendländischen Bischöfe die

Hierarchie, und das aus dessen Mitte sich erhebende Papstthum mit furchtbaren Kräften ausgerüstet.

VI. Die andächtige Sammlung der Abendländischen Völker um diesen, durch sie erhöhten Thron des Römischen Oberpriesters, die hierdurch unter ihnen befestigte Einigkeit des Glaubens, der moralischen Lehre und des kirchlichen Interesses, die gemeinsamen vielfältigen Verhältnisse Aller zum päpstlichen Stuhl, die gleichförmigen Einflüsse, die von demselben aus, viele Jahrhunderte lang, unter die Völker gingen, sind wohl die Hauptgrundlage derjenigen zwischen den wichtigsten Nationen Europens bestehenden, durch Gemeinschaft der Grundsätze, der höhern Gesittung und reinern Humanität sich aussprechenden, Verbindung geworden, welche man die Europäische oder die Christliche Republik zu nennen pflegt, und welche in wesentlichen Dingen noch heut zu Tage, ungeachtet der später eingetretenen, äußern Spaltung, fortdauert.

Fortbildung und Verderbniss.

Aber die erhabene Einfalt der Christus-Lehre genügte bald der unruhigen Neuerungssucht und der eitlen Priesterweisheit nicht mehr. Von Geschlecht zu Geschlecht wurde daran gekünstelt, und es erhob sich im Lauf der Jahrhunderte an die Stelle des in seiner Einfachheit himmelan leitenden Glaubens eine spitzfindige, kalte, niederdrückende Schultheologie.

Mit solcher Erweiterung des Lehrbegriffs war die zunehmende Strenge in dessen Behauptung verbunden. In raschem Uebergang verwandelte die verfolgte Kirche sich in die Verfolgerin; und dieselben Personen, welche selbst noch unter tyrannischem Gewissenszwang gelitten, machten sich gleich darauf des nämlichen und noch schlimmeren Mißbrauches der Gewalt schuldig. Ungläubige und Irrgläubige galten für

verlustig des allgemeinen Menschenrechtes; die Ehre Gottes glaubte man durch Mißhandlung seiner Geschöpfe zu verherrlichen.

Es war natürlich, daß die triumphirende Kirche andere und stolzere Gebräuche, als die gedrückte einführte. Manches, was für eine kleine, dürftige Gesellschaft, und im ersten Feuer der Begeisterung taugte — wie die Gütergemeinschaft, die Liebesmale — wurde unpassend und unhaltbar im Zustand der Herrschaft. Dazu kam das Aufhören der Scheu vor dem Heidnischen, sobald das Heiligthum nicht gefährlich war, die bereicherte Erfahrung von der Wirksamkeit dieser oder jener Andachtsmittel, und die wiederkehrenden Forderungen der auch durch den geistigsten Glauben nicht zu vertilgenden, sinnlichen Menschennatur.

Aber dieselben Gebräuche können — je nach Zeit und Volk — nützlich oder schädlich seyn, und alle werden bös, sobald sie das Wesen, welchem sie dienen sollen, in Schatten stellen, oder unterdrücken.

Ein solches fand wirklich statt in dem größten Theil der christlichen Kirche. Ein gemeiner Anthropomorphismus verunreinigte bald den geistigen Lehrbegriff, und gesellte sich den erhabensten Mysterien in abenteuerlicher Verbindung bei; die Gottesverehrung wich dem Kreaturdienst, der allgemeine Gott wurde vergessen über der lokalen Andacht zu heiligen Orten, zu Reliquien, zu Bildern, zumal zu solchen, die für wunderthätig galten, und zum heil. Kreuz. Man glaubte, durch Berührung heiliger Gegenstände, durch eine Begräbnißstätte in der Nähe von heiligen Leibern, durch Hersagung von Formeln, noch wirksamer durch Spenden an Geistlichkeit und Kirche, sich zu entsündigen: Frömmelei, Werkheiligkeit, Unterdrückung der Natur vertraten die Stelle der Tugend-Uebung; die herrliche Christliche Moral ging

großentheils unter in abergläubischen Verpflichtungen und Handlungsweisen, vollständiger noch (und schon früher) in dem Unsinn einer schwärmerischen Ascetik.

Ketzergeschichte. Insbesondere von dem Arianischen Streit.

Einen der umfangreichsten Theile der christlichen Kirchen-Geschichte macht die Fortbildung der Dogmen und die Folge der Ketzereien aus. Doch wollen wir nun flüchtig darüber hin eilen.

Wohl ist die Geschichte philosophischer Ideen und Systeme, ihres Ursprungs, ihrer Fortbildung, ihres gegenseitigen Einflusses, ihrer Verwandtschaft und Abstammung, als Geschichte der Kräfte und der edelsten Bestrebungen unseres Geistes, seiner bald genialisch schnellen, bald mühsamen Eroberungen im Reich der Erkenntniß, wohl auch seiner unglücklichen Versuche, seiner bald selbst verschuldeten, bald unausweichlichen Irrthümer und Rückschritte unendlich anziehend und lehrreich. Aber ganz anders ist der Charakter der kirchlichen Streitigkeiten, die uns hier vorliegen. Das Licht der Philosophie erhellte jenes Zeitalter nicht. Die Lehren der alten Meister waren theils vergessen, theils verabscheut, theils tönten sie als leere Laute um das Ohr. Die Erkenntniß rückte nicht einen Schritt weiter mit allem Hader. Denn nicht um Ideen, nur um Wortformeln — schwer mit dem Gedächtniß, mit dem Verstand durchaus nicht zu erfassen — wurde gestritten; und nicht mit den lebendigen Kräften des freien Geistes, sondern mit der Befangenheit hartnäckiger Vorurtheile und blinder Parteiwuth, dabei nach positiven Gedanken-Regeln, und auf allen Seiten eingeengt durch die Schreckbilder einer kranken Phantasie oder durch die Machtsprüche der Autorität. Beim Anblick dieser sich heilig dünkenden

Streiter, welche das Verfechten unverständlicher Worte zum Hauptgeschäft, zum Zweck, zum Stolz ihres Lebens machen, welche, während ihr Geist an der kürzesten Kette gefangen liegt, den Himmel zu durchfliegen, und die Natur des unendlichen Gottes zu erschauen wähnen, welche übermüthig in ihrer Armseligkeit, entscheidend in ihrer Unwissenheit, herrschsüchtig in ihrer Knechtschaft, unbarmherzig in ihrem frommen Eifer sind, fühlen wir uns abwechselnd von Mitleiden, Widerwillen, Verachtung und Abscheu durchdrungen, gegen sie selbst und ihre ganze Zeit.

Schon in der frühesten Periode des Christenthums ward der reine Strom seiner Lehre durch die Schwärmereien der Gnostiker getrübt. Dieselben, die da stolz sich der höhern Erkenntniß rühmten, hatten ihre Meinungen von göttlichen Dingen aus der Orientalischen und Griechischen Weltweisheit, zum Theil auch aus den Jüdischen Schulen geschöpft, und suchten solche, durch die Ausgeburten ihrer eigenen Phantasie oder absichtlicher Betrügerei verunstalteten Begriffe in's Christenthum einzuführen, oder auch demselben entgegenzusetzen. Aus der Fülle der Gottheit, dem Pleroma, sind, wie Strahlen aus dem Lichtmeer, mächtige Geister, Aeonen, theils gute, theils böse ausgeströmt, die Baumeister unserer unvollkommenen Welt und deren Regenten, die Führer — mitunter auch die Verführer — der Menschen. Ein solcher Aeon (der größte und beste, nach der Lehre der Christlichen Gnostiker) war Christus, welchem Viele die Würde des Platonischen Logos, mit widerstreitenden Nebenbestimmungen, beilegten.

Viele verschiedene Sekten, viele einzelne Schwärmer und Betrüger sind unter der allgemeinen Benennung der Gnostiker enthalten. Auch die Manichäer sind den Gnostikern verwandt. Der Name derselben kommt von ihrem Lehrer, Ma-

nes, einem Perser *), welcher aus der Magischen Religion die Behauptung zweier Grundwesen, eines Guten und eines Bösen, in's Christenthum übertrug, und überhaupt eine abenteuerliche Vereinbarung eigener Träumereien mit Zoroasters und Jesus Lehren versuchte. Keine Ketzerei ward von den Orthodoxen so sehr verabscheut wie diese. Der Name Manichäer, mit erweiterter Bedeutung, wurde, wie zur Brandmarkung, den Feinden der Kirche überhaupt ertheilt.

Auch in den praktischen Lehren zeigte die Gnostische Schule der Charakter der Schwärmerei, und oft fanatischer Uebertreibung. Doch wurden — je nach dem Sinn und der Gemüthsart einzelner Meister — die entgegengesetzten Abwege verfolgt. Die Einen begünstigten das Uebermaaß sinnlicher Lust. Die andern und meisten schärften ein strenges Leben, der Entsagung und körperlichen Abtödtung, ein.

Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts bis zur Nicänischen Synode (325) — ja noch mehrere Jahrhunderte nachher, weil die Bestimmung des Konciliums nicht jeden Zweifel hob, und nicht von allen Gemeinden beobachtet ward — wurde, mitunter heftig und gewaltthätig, die Frage verhandelt, wann das jährliche Osterfest zu begehen sey? Wer dasselbe mit den Juden beging, oder wer auch unabsichtlich in einen chronologischen Irrthum fiel, (die Berechnung ist nicht ohne Schwierigkeit) schien den Priestern Jesu der Verdammniß, und den Kaisern der Hinrichtung werth.

Unter den Kirchenspaltungen war keine unseliger, als jene der Donatisten. Am Anfang des vierten Jahrhunderts wurden durch zwei verschiedene Parteien Cäcilian und Majorin — als aber der letztere starb, Donatus an

*) Wurde hingerichtet auf Befehl seines Königs im Jahr 277.

dessen Stelle — zugleich zur bischöflichen Würde von Karthago erhoben. Die Ansprüche der beiden Bewerber wurden — da die Leidenschaft ihrer Parteien eine friedliche Ausgleichung unmöglich machte — vor den höheren und höchsten kirchlichen und bürgerlichen Behörden verhandelt, und gegen Donatus entschieden. Aber die Anhänger desselben und seiner Nachfolger vertheidigten über 300 Jahre lang die kanonische Gesetzmäßigkeit der geschehenen Wahl, und die Ungiltigkeit der wider dieselben ergangenen Urtheilssprüche. Ausgestoßen aus dem Schooß der Kirche, verworfen, unterdrückt, verfolgt auch von dem weltlichen Arm, schleuderten sie dieselben Bannflüche auf die gesammte christliche Welt zurück, und unterhielten gegen die bürgerlichen und kriegerischen Gewalten des Kaisers den hartnäckigsten, verzweiflungsvollsten Krieg.

Aber die wichtigsten Ketzereien beziehen sich auf die überschwänglichen Geheimnisse der göttlichen Dreieinigkeit, und der Menschwerdung Christi, worüber heut zu Tag der größte Theil der Christenheit, zumal die Abendländischen, sonst getrennten Kirchen in übereinstimmendem Glauben, ja viele Bekenner selbst in sorgloser Unwissenheit ruhen. Sie sind es, welche die alte Kirche und durch sie den Staat ein halbes Jahrtausend hindurch in die heftigste Bewegung setzten, und zuletzt der Grund von mehr als einer bleibenden Spaltung wurden.

Sobald die christlichen Religions-Lehrer, nicht zufrieden, das große Geheimniß der Dreieinigkeit Gottes also, wie es in ihren heiligen Büchern enthalten ist, mit gläubiger Unterwerfung anzubeten, zugleich die Tiefen desselben ergründen, das Unbegreifliche durch anmaßliche Erklärung dem Verstand erkennbar machen wollten, war es wohl natürlich, daß sie entweder durch sinnliche Vorstellungeu, durch Herabziehung

des Unendlichen zum Endlichen das erste entweihten, oder bei dem vergeblichen Versuch, mit den Schwingen des endlichen Geistes in überschwängliche Räume sich zu erheben, ihre Kraft durch leeren Flügelschlag erschöpften, und bedeutungslose Worte statt der Ideen in mühsamer Erzeugung zur Welt brachten. Frühe ward ein gefährlicher Bund zwischen heiddischer Weltweisheit und christlicher Offenbarung geschlossen; man vermaß sich, eine durch die andere zu erklären, man verglich zumal, und suchte eine gegenseitige Uebereinstimmung der erhabenen Träume Plato's mit den Worten Jesu und der Apostel.

Die tiefsinnigsten Abstraktionen hatten Plato zur Unterscheidung dreier archäischer oder ursprünglicher Grundwesen in dem einen, unendlichen Gott geführt. Die erste, beharrliche, nothwendige Ursache, der ewige Vater, Schöpfer und Regierer der Welt; dann der Logos, die Vernunft, das intellektuelle Urbild der Schöpfung, der Sohn des Vaters; und endlich die Seele des Weltalls, der göttliche Geist, die unmittelbar bildende und erhaltende Kraft, sind diese drei geheimnißvollen Wesen, welche, je nach der ruhigern oder exaltirteren Betrachtung, entweder als bloße Abstraktionen des Verstandes, d. h. bloß als drei verschiedene Verhältnisse desselben Grundwesens zum Weltall, oder als drei besondere, wenn gleich unter sich innigst verbundene, Wesen sich darstellen. Die letztere dieser Vorstellungsarten läßt wieder mehrere Varianten zu, je nachdem die Idee der Vereinigung oder jene der Sonderung der drei Wesen vorherrscht, und je nachdem man sich dieselben als völlig gleich an Würde und Kraft, oder eines dem andern untergeordnet denkt.

Am heftigsten und auf die längste Zeit entglühte die, gleich nach der siegreichen Erhebung des Christenthums, durch

Arius, Presbyter in Alexandrien, hierüber angefachte Flamme. Dieser sonst würdige, tadellose, gelehrte Priester, erhob sich gegen die von seinem Bischof, Alexander, im Kanzelvortrag über die durchaus gleiche Dreieinigkeit und zumal über die Ewigkeit des Logos geäußerten Grundsätze. Er selbst behauptete, der Logos sey durch den freien Willen des Vaters erzeugt, demnach — wiewohl von dessen Geist erfüllt und ein Ebenbild von des Vaters Herrlichkeit — doch demselben untergeordnet, und sein Daseyn, wiewohl längst vor dem Daseyn aller Welten beginnend, dennoch nicht von Ewigkeit. Alexander, nach einigem Wanken, sprach über den kühnen Priester den Bannfluch aus. Aber viele Bischöfe, zumal in Asien, bekannten sich zu der Lehre des Geächteten, und mehrere Provinzial-Synoden verwarfen die Beschlüsse Alexanders.

Constantin M. schrieb, als seine gute Absicht der friedlichen Schlichtung an der Leidenschaft der Prälaten scheiterte, ein allgemeines Koncilium — das erste in der christlichen Kirchengeschichte — nach Nicäa aus (325). In Gegenwart des obenansitzenden Kaisers wurden die Verhandlungen gepflogen, mit großer Ueberlegenheit auf Seite der Katholiken. Ein zufällig auf die Bahn gebrachtes Wort, welches die Arianer entscheidend verwarfen, ὁμοουσιος, wurde zur Bezeichnung der wesentlichen Gleichheit (Consubstantialität) des Sohnes mit dem Vater, und als die Fahne der Vereinigung für die Rechtgläubigen erkoren, und erhielt die vielseitigste Zustimmung. Und so wurde Arius mit seinen, durch Furcht sehr verminderten Anhängern, aus der Kirchen-Gemeinschaft ausgeschlossen, in's Exil verwiesen, und ihre Schriften zum Feuer verdammt. Vergeblich schlug später ein Theil der Arianer, anstatt der Gleichheit wenigstens die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater

zugebend, das der orthodoxen Formel so nahe kommende ὁμοιουσιος zum Symbol vor. Die Rechtgläubigkeit kann zu keinem Vergleich sich herablassen; und wegen des Unterschieds einer Sylbe wurde die Kirche und der Staat durch eine 250jährige Fehde zerrüttet.

Denn die Arianische Partei, so wie ihre Niederlage durch den Zorn des Kaisers beschleunigt und vervollständigt worden, also erhob sie sich wieder durch die wechselnde Hofgunst und durch geschickt benützte, politische Verhältnisse. Zugleich schlug ihre Ketzerei jenseits der Grenzen des Kaiser-Reiches noch weiter verbreitete und tiefergehende Wurzeln.

Unter den Söhnen Constantins ward Constantius frühe von den Arianern gewonnen. Derselbe brachte durch seinen gleich abergläubigen als tyrannischen Eifer für die Ketzerei die Sache der Rechtgläubigkeit in die größte Gefahr. Das Maß der Verfolgung, welche früher über die Ketzer ergangen, wurde jetzt über den Katholiken gehäuft, Koncilien im Morgenland und Abendland, zur Bekräftigung des Homoiousion, gehalten, die Homoousianer durch Ränke und Gewalt zur Abtrünnigkeit oder zum Stillschweigen gebracht.

In diesen Zeiten der Bedrängniß wurden die Hoffnungen der katholischen Kirche wie ihre Kräfte fast einzig durch den heroischen Athanasius, den unsterblichen Helden und Martyrer des Nicänischen Glaubens, aufrecht erhalten. Unabläßig, von seinem ersten Erscheinen in der Kirche und während der 47jährigen Bekleidung der bischöflichen Würde, kämpfte er durch Wort, Schrift und That, für die gleiche Gottheit des Sohnes, ungebeugt durch Verfolgungen und Leiden, in den verzweifeltsten Lagen immer aufrechten Gemüthes, im Ganzen glorreich und sieghaft. Fünfmal ward er von seinem Stuhl vertrieben, und irrte wohl 20 Jahre als Verbannter oder Flüchtling umher; aber die begeisterte An-

hänglichkeit seiner Gemeinde, der geheime und offene Beistand der Mönche, die Theilnahme der ganzen katholischen Welt, vor allem die schnelle Ergreifung und treffliche Benützung jedes günstigen Wechsels in den Umständen, führten ihn allemal triumphirend zurück.

Theodosius M., von dem heiligen Feuer der Orthodoxie schon in der zarten Kindheit erfüllt, bezeichnete die ersten Jahre seiner Regierung durch den völligen Sturz des Arianismus und aller übrigen Ketzersekten in dem ganzen Umfang seines Gebietes. Er verkündete diktatorisch die einzige Gottheit des Vaters, des Sohnes, und des heil. Geistes, in gleicher Majestät und frommer Dreieinigkeit. Wer andern zu denken sich erkühnte, wurde mit dem ehrlosen Namen Ketzer gebrandmarkt, und mit den schwersten, ewigen und zeitlichen Strafen bedroht.

Zur Befestigung dieser Dinge und des Nicänischen Glaubens schrieb Theodosius nach Konstantinopel die zweite allgemeine Kirchenversammlung aus (381). Auf derselben wurde zumal die, mit der Lehre vom Sohne in analoger Verknüpfung stehende Lehre von der gleichen Göttlichkeit des heiligen Geistes ausdrücklich bekräftigt, und die Vorstellung des Macedonius (des semiarianischen Bischofs von Konstantinopel zu Constantius Zeit), wornach der heil. Geist nicht selbstständiger Gott, sondern nur eine göttliche Kraft wäre, verdammt.

Aber in's Abendland kam die Arianische Ketzerei wieder zurück im Geleit der barbarischen Nationen, welche die Provinzen West-Roms eroberten. Ulphilas, der Apostel der Gothen, hatte, wie es scheint aufrichtig, das Arianische Glaubens-Bekenntniß von Rimini unterzeichnet, und das Gift der Ketzerei, welches er seinen Zöglingen mittheilte, verbreitete sich desto schneller über die barbarische Welt, da die-

selben, als in den einheimischen Mundarten lehrend, leicht den Sieg über die orthodoxen lateinischen Glaubens-Boten erhalten mochten. So wurden nach einander alle Stämme der Gothen, nicht minder die Vandalen, Burgunder, Sueven und Langobarden von einer Seuche angesteckt, welche in der Römischen Welt zu wüthen aufgehört — zum Theil auch schlimmeren Seuchen Platz gemacht hatte.

Das Schwert Belisars jedoch, und Justinians Edikte, erhoben in Afrika, auch in Italien, den Athanasischen Glauben wieder; das Schwert der Franken that solches in den Gallischen Provinzen der Burgunder und Westgothen; die letzteren selbst als Herren Hispaniens, gelangten erst durch die Bekehrung Reccareds (586), die Langobarden noch später (nach 600), meist durch der Königin Theudelinde und P. Gregors M. Eifer, auf den Weg des Heils; und so erlosch endlich der durch zweier Alexandrinischer Priester religiöse Sophistik angefachte, weltverderbende, dreihundertjährige Brand.

Nestorianer und Eutychianer. Monotheleten.

Die Gottheit des Logos und sein Verhältniß zum Vater war festgestellt; aber noch blieb das Geheimniß der Menschwerdung unerklärt. In den unergründlichen Tiefen und labyrinthischen Gängen desselben irrten die Theologen jener ketzerbrütenden Zeit viele Geschlechtsalter hindurch, mühsam, unter lärmendem Geschrei und bitterem Hader herum, Licht und Ausweg vergeblich suchend, und zuletzt auf verschiedenen Seiten sich zu bleibend feindseligen Parteien sammelnd.

Die eine Partei war die der Nestorianer, welche nach ihres Stifters, des Patriarchen von Konstantinopel, Nestorius, Lehre die göttliche und menschliche Natur in

Christus unterschieden, und Marien nur Christus-Gebärerin, nicht aber Gottes-Gebärerin genannt wissen wollten.

Die andere Partei entstand durch den Widerspruch des Alexandrinischen Patriarchen Cyrillus. Dieser beschuldete Nestorius, die zwei Naturen in Christo in zwei Personen zu umstalten, demnach vier Personen in der Gottheit anzunehmen, und machte solche scheußliche Ketzerei dem Morgenland und Abendland mit Donnerworten kund. Der Papst Cölestin, auf einer Italischen Synode, verdammte Nestorius, aber der Orient widersprach, und der Kaiser Theodosius II. schrieb zur Schlichtung des Streites eine Kirchenversammlung (die dritte allgemeine) nach Ephesus aus (431). Auf derselben wurde die Sache der Wahrheit zugleich durch Ränke und Gewalt unterstützt; die Bewohner und Umwohner der Stadt, die, wie man glaubte, Mariens Grab besaß, nahmen sich die Ehre der „Gottesgebärerin" an, und Cyrillus Haß triumphirte in dem Beschluß, wornach „der neue Judas," Nestorius, der beleidigten göttlichen Majestät für schuldig erklärt, seiner bischöflichen Würde entsetzt, und aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen ward.

Mit Nestorius leidenvollem Tod erlosch der Brand nicht; er schlug vielmehr auch auf der andern Seite in lichte Flammen aus. Fortgerissen durch allzugroßen Eifer, hatte Cyrill in seinen Bannflüchen wider Nestorius sich Ausdrücke erlaubt, welche dem Vorwurf der entgegengesetzten Ketzerei nicht entgingen; und in noch größerem Maße hatte solches Eutyches, Cyrills Freund, Presbyter und Archimandrit zu Konstantinopel, in seinen polemischen Aussprüchen gethan. Nach vollbrachter Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur war nur eine Natur mehr in Christus — also klang seine vorlaute, unheilschwangere Behauptung. Ein zweites Koncil zu Ephesus (449), von Theodos II. zusam-

menberufen, in einer regellosen und durch die ärgerlichsten Scenen priesterlicher Leidenschaft und frecher Gewalt geschändeten Verhandlung, bekräftigte Eutyches Lehre; aber ein anderes und allgemeines Koncilium (das vierte solchen Ranges) von Kaiser Marcian nach Chalcedon ausgeschrieben (455), befestigte unter dem vorherrschenden Einfluß des Römischen Papstes, und nach Vorschrift seiner Epistel über die Menschwerdung (Tomus), die Rechtgläubigkeit durch eine genau bestimmte, von den Griechen jedoch nur widerstrebend angenommene Formel. Nicht aus oder von zwei Naturen gebildet — wie die Mehrheit der Orientaler zugeben wollte — sondern, was den Eutychianern durchaus keine Zuflucht übrig ließ — „in zwei Naturen bestehend, ist die eine Person Christi."

Aber je strenger ein Glaubensgesetz, desto hartnäckiger des Fanatikers Widerstand. „Eine menschgewordene Natur Christi" ward das Feldgeschrei, welches feindselig in den Kirchen Aegyptens und des Römischen Asiens, bald auch Armeniens, Nubiens und Abyssiniens ertönte, ja zum Theil noch heut ertönt. Die Monophysiten führen — wenigstens größtentheils — den gemeinschaftlichen Namen der Jakobiten, von dem Syrer Jakob Baradäus, welcher im sechsten Jahrhundert ihre, durch Unfälle und einheimischen Zwiespalt gesunkene, Partei wieder erhob und vereinigte. Ihr — durch erlittene Verfolgung gerechtfertigter — Haß gegen die Melchiten (Königsclaven, auch im Glauben folgsam, nach ihrer eigenen Meinung ein Ehrenname) brachte langdauernde Verwirrung und schreckliches Blutvergießen über die schönsten Provinzen, zumal über Aegypten, und erleichterte den Saracenen deren Eroberung.

Zugleich mit den Monophysiten, nur in entgegengesetzter

Richtung, trennten sich die Nestorianer von der orthodoxen Kirche. In Persien — wo sie als Geächtete, demnach als Feinde des Römischen Kaisers Zutrauen fanden — gründeten sie eine festwurzelnde Kirche, welche nach und nach, durch den Eifer der Missionarien, und unter Begünstigung verschiedener Umstände, bis an die äußersten Ende Asiens, nach Sibirien, China und Indien (woselbst die sogenannten Thomas-Christen auf der Malabarischen Küste noch heute in Glaubensgemeinschaft mit den Nestorianern stehen) sich ausbreitete. Das Oberhaupt derselben, der „Katholik“ oder Patriarch von Babylon (d. h. von den wechselnden Königssitzen am Tigris) freute sich lange Zeit der Anerkennung seiner Hoheit von allen diesen zerstreuten Gemeinden. Später sind einige der entferntesten erstorben, die Abhängigkeit der übrigen ist schwächer, die Herrschaft unter drei Häupter (zu Mosul, Amida und Van) getheilt worden.

Einen neuen Hauptkrieg veranlaßte Kaiser Heraklius. Derselbe, auf Einflüsterung der Palästinischen Mönche, und in der wohlmeinenden Absicht, einen annähernden Schritt zur Aussöhnung mit den Monophysiten zu thun, verkündete den Gläubigen, daß Christus ungeachtet seiner zwei Naturen dennoch nur einen Willen gehabt. Solche Verkündigung entzündete von neuem den unter der Asche glimmenden Brand. Sophronius, Patriarch von Jerusalem, auf den Eifer seiner Mönche gestützt, erhob sich gegen jeden Vergleich in der Sache des Glaubens, und die Päpste stimmten ein in diesen Grundsatz. Eine Kirchenversammlung im Lateran sprach einen schrecklichen Bannfluch über die Urheber und Anhänger so abscheulicher Irrlehre; und die Griechische Kirche nahm später das Gesetz der Lateinischen an. Auf einem allgemeinem Konzilium (dem 6ten) in Konstantinopel

(680) kam die so lang und stürmisch verhandelte Bestimmung des katholischen Glaubens endlich zu Stande. „Eine Person, zwei Naturen, und zwei, jedoch zum immerwährenden Einklang gestimmte, Willen in Christus.“ —

Aber die Syrischen Mönche, welche den Monotheletismus ausgebrütet hatten, trotzten dem Ausspruch der vereinten katholischen Welt. Das Volk umher theilte ihren Fanatismus. Unter dem Namen der Maroniten (von Joh. Maro, ihrem ersten Vorsteher) oder der Mardaiten tilgten die Monotheleten — zurückgedrängt in die Schluchten des Libanon — durch den Ruhm unvergleichlichen Heldenmuthes die Schande der Ketzerei, erfuhren aber durch Justinians II. grausamen Unsinn ein trauriges Loos. Doch wurden sie nicht ganz vertilgt; und noch heute besitzen die Nachkommen dieser religiösen Schwärmer — und zwar jetzt gereinigt von dem Gift der Ketzerei, wie man behauptet — des Libanons Höhen und Thäler bis zu den Gestaden von Tripoli.

Ketzereien im Abendland.

An diesen großen Bewegungen nahm das Abendland — die bald vermittelnde, bald entflammende, bald entscheidende Dazwischenkunft des Papstes ausgenommen — nur wenig Theil. Dagegen wurde es durch einige eigene Ketzerstreitigkeiten heimgesucht.

Unter denselben war die langwierigste und folgenreichste der unselige Streit über die Gnade. Pelagius, ein englischer Mönch, regte denselben auf zu K. Honorius Zeit, indem er die milde Lehre von der ursprünglichen, auch nach Adams Fall noch fortbestehenden, moralischen Natur verkündete. Mit dieser Idee, und der Verwerfung der Erbsünde, war mehr als eine weitere Abweichung von der herrschenden Lehre verbunden. „Der Tod ist nothwendige Folge der or=

ganischen Natur, nicht Sold der Sünde. Der Wille des Menschen ist frei, und besitzt die eingeborene Kraft zum Entschluß und zur Ausübung der Tugend. Die himmlische Gnade die uns verheißen worden, ist nur erleichternd, nicht bestimmend beim Bekehrungsgeschäft wirksam; und ob die einzelnen Menschen den Weg des Heiles wandeln oder nicht wandeln werden, ist zwar von dem allwissenden Gott vorausgesehen, aber nicht in einem ewigen Beschluß gegründet."

Die Hauptpunkte solcher Lehre wurden im Morgenland und Abendland verdammt; vorzüglich durch den Feuereifer des heil. Augustinus, welcher sein düsteres System (an dessen unerbittlicher Strenge jeder Vergleichungsversuch, wie der Semipelagianismus, scheiterte) siegend aufstellte, und demselben eine vorherrschende Autorität für alle folgenden Zeiten gewann. „Durch einen unbedingten göttlichen Rathschluß sind wir alle entweder zum ewigen Leben oder zur Verdammniß bestimmt. Alle Heiden — deren scheinbare Tugenden nichts anders als glänzende Laster sind — ja alle Kinder, welche ungetauft sterben, sind verloren. Nur durch die Gnade wird der Menschen Heil bewirkt, der freie Wille ist dabei unkräftig." —

Pelagius starb in der Verbannung. Aber seine Lehrmeinungen starben nicht. Durch alle folgenden Jahrhunderte, fast bis auf die neueste Zeit — unter mannigfaltig verschiedener Form, doch meistens unheilbringend — ist der Streit über die Gnade geführt worden; und noch heute wird die Schwierigkeit gefühlt, die menschliche Freiheit mit der Allwissenheit Gottes, oder die unbedingte Vorherbestimmung mit der moralischen Zurechnung zu vereinbaren.

Hierarchie und Papstthum.

In stetem, mächtigem Fortschreiten erhob sich das Ansehen und die Macht des Klerus. Schon Konstantin M. hatte eine allgemeine Freiheit der Schenkungen oder letztwilligen Vergabungen an die katholische Kirche verkündet. Die eifrige Benützung solcher Freiheit von Kleinen und Großen und von den Kaisern selbst (derselbe Eifer lebte bald auch unter den barbarischen Völkern und ihren Fürsten auf) bereicherte die Geistlichkeit, und gab ihrer Größe einen selbstständigen Grund. Bald — jedoch in vorliegender Periode noch nicht allgemein — wurden die Kirchengüter von den bürgerlichen Lasten und Steuern befreit, d. h. die geistliche Real-Immunität zu großer Bedrückung des Layenstandes eingeführt. Schon früher — der Große Konstantin, durch Exemtion der Bischöfe von der weltlichen Strafgerechtigkeit, hatte hierzu den Grund gelegt — war die Personal-Immunität in zunehmender Ausdehnung des Begriffs, den Geistlichen ertheilt, und das Recht der schon im Judenthum und im Heidenthum bestandenen heiligen Freistätte auf die christlichen Kirchen übertragen worden. (Lokal-Immunität.)

Solche Begünstigungen und Vorzüge mochten allein schon hinreichen, aus der Geistlichkeit einen Staat im Staat zu bilden. Aber nicht nur Unabhängigkeit, sondern Herrschaft, begehrten die christlichen Priester. Das beharrliche Streben nach diesem Zweck, und die natürliche Ueberlegenheit einer auf geistigen Prinzipien beruhenden Macht über die physischen Kräfte errang den gemischten Triumph; und drei Mittel waren es vorzüglich, die ihn herbeiführten: Der Charakter der die Layen zur Ehrfurcht niederwerfenden Grundlehre,

sodann die Unwissenheit dieser Layen, und endlich die klug erbaute und befestigte Kirchenverfassung.

Nach einem anfangs heftigen, doch bald ermattenden Kampf zwischen Demokratie und Aristokratie, erhob sich die letzte triumphirend in dem Gemeinwesen der Geistlichkeit. Die Bischöfe wurden die anerkannten Häupter der Priester ihres Sprengels. Unter den Bischöfen selbst (es gab ihrer über 1800) wurde die. anfangs stillschweigend, durch die Meinung, durch den Reichthum, durch den Umfang des Sprengels, durch den persönlichen Charakter einzelner Prälaten, vorzüglich aber durch die Analogie der bürgerlichen Eintheilung des Reichs eingeführte Ungleichheit gesetzlich bestätigt und regelmäßiger bestimmt.

Aber der Hauptpfeiler des ganzen Gebäudes, die Vollendung des hierarchischen Systems, das Hauptband der kirchlichen Einheit ward der, allmälig in stolzer Majestät sich erhebende Primat des Römischen Papstes.

Die heiligen Apostel Petrus und Paulus waren auf Befehl des Tyrannen Nero im Cirkus von Rom hingerichtet worden. Ueber ihren hochverehrten, durch religiöse-Schauer und Wunder geheiligten Gräbern erhob sich langsam, im Lauf der Jahrhunderte, der erstaunenswürdige Bau eines kirchlichen und irdischen Weltthrones.

Die wohlthätige Wirkung des päpstlichen Primats auf die Einheit, Festigkeit und Ausbreitung der Kirche wird von Unbefangenen nicht verkannt werden; und war es zweckgemäß und weise, einen Primat zu konstituiren — auf daß die ihrer Natur nach freie kirchliche Vereinbarung nicht untergehe in Anarchie oder feindseliger Spaltung, und die Kirchengewalt durch einen gemeinsamen Schwerpunkt einen ruhigen Fortbestand und Einheit des Wirkens erhalte — so

erschien vor allen andern der Römische Bischof zur Führung solchen Primats berufen und geeignet.

Dem Namen der weltherrschenden Stadt war, und in fortgeerbter Erinnerung, die Verehrung der Völker zugewandt, selbst Konstantinopel, die neue Kaiserstadt, erkannte in gewissem Maaße die höhere Majestät der mütterlichen alten Roma. Von den vier großen Reichs-Statthaltern, welche nach Konstantinus M. Einsetzung die vier Prätorischen Präfekturen verwalteten, saß Einer in Rom, und als der Sitz der Regierung nach dem festen Ravenna gekommen, blieb doch Rom durch seine Volkszahl, seinen Reichthum, seine — wenn auch alternde — Herrlichkeit die wichtigste Stadt des Abendlandes, so wie nach seinem Ruhm auf Erden die Erste. Zwei apostolische Stifter, und zwar die Größten, hatten zur Kirche Roms den Grundstein gelegt, und durch ihren Märtyrertod denselben geheiligt. Sie war die älteste, die zahlreichste unter den Abendländischen Christen-Gemeinden, deren viele durch den Eifer der von ihr ausgegangenen Missionarien ihre Gründung erhalten hatten. Viele Bischöfe Roms waren durch ächt-apostolischen Wandel, durch Heiligkeit, Wohlthätigkeit, über die ganze Christenheit berühmt geworden; andere hatten durch große Talente in Kirchen- und Staatssachen geglänzt; die Meisten durch vielfältigen Verkehr und Briefwechsel mit geistlichen und weltlichen Häuptern, mit den Gemeinden des Reichs und mit barbarischen Völkern, ausgebreiteten Einfluß geübt. Frühe hatten die Päpste die große Idee der Herrschaft gefaßt, und steten Blickes, gleichförmig in Maximen und Hilfsmitteln, weise, kraftvoll denselben Plan verfolgt. Was einer erwarb an Gütern, Ehren oder Macht, vermehrte das fideikommissarische Erbe des heiligen Petrus, und gab dem Nachfolger die Mittel zu weiterem Erwerb.

Endlich begünstigten auch die politschen Verhältnisse und der allgemeine Strom der Begebenheiten die Erhöhung Roms. Die Morgenländischen Prälaten waren unter einander durch nähere Eifersucht und unaufhörlichen Ketzerstreit entzweit. In solchen einheimischen Fehden mochten, wenn die Parteien gleich waren, der Römische Bischof — der nach seiner Stellung wie ein Auswärtiger erschien — durch seinen Beitritt entweder als mächtiger Alliirter oder als Schiedsrichter leicht die Entscheidung geben.

Selbst der Konstantinopolitanische Patriarch, soviel Glanz auf denselben von dem nahen Thron fiel, konnte gegen den Römischen nicht mit gleichen Waffen streiten, eben weil die Nähe des Monarchen ihm die Unabhängigkeit raubte, und die wandelbaren Verhältnisse oder Gesinnungen des Hofes keine Streitigkeit in Grundsätzen und Maßregeln erlaubten; während der Römische Bischof, meist unerreichbar der Despotenhand, nach selbstständigen Entschlüssen handelte.

Bei allem dem war doch bis in's 8te Jahrhundert der Primat des Papstes auf den — nicht immer unbestrittenen — Vorzug des Rangs beschränkt; eine eigentliche Gewalt des Gesetzgebers oder des Richters erkannten die übrigen Kirchen an demselben nicht; mit Ausnahme der Suburbikarischen Provinzen, welche schon Konstantin M. dem Römischen Stuhl unterwarf, dann der Gallischen Kirchen, welche Valentinian III. zum Gehorsam gegen denselben anwies, und auch den Englischen Kirchen, welche der Missionär Augustinus dem Papst, der ihn gesandt hatte, gewann. Der Titel „allgemeiner Bischof," welchen einige Päpste annahmen, wurde theils von den Patriarchen Konstantinopels selbst angesprochen, theils überhaupt verworfen, und einige

Bewilligungen der Kaiser konnten solchem Titel kein kirchliches Recht verleihen.

Erst im achten Jahrhundert wurde der Herrlichkeit des Papstes eine feste Grundlage durch weltliche Größe gegeben.

Die Anfeindung der Bilder durch die Leo'sche Kaiserfamilie, welche die Italiener zur frommen Empörung brachte, forderte den Papst auf, sich an die Spitze des Volkes, als Vertheidiger, Rathgeber und Führer zu stellen. Gregor II. und III. benutzten diese Verhältnisse trefflich, setzten die Kaiser in Schrecken — hinderten jedoch die völlige Trennung Italiens von dem Reich, um desto unbeschränkter selbst in dem scheinbaren Gebiet eines unmächtigen Kaisers zu schalten, leiteten von da an in den drangvollen Zeiten der Isolirung und der Langobardischen Gefahr die Angelegenheiten Roms in Krieg und Frieden, und erwarben sich in der Dankbarkeit eines durch sie von der Tyrannenmacht befreiten Volkes den schönsten Titel zur Herrschaft.

Solcher Titel wurde bald durch äußere Autorität bekräftigt. Pipin, der Franken König nach des Papstes Ausspruch, bezahlte demselben seine Schuld durch die Schenkung des Exarchats, welches er den stolzen Langobarden entrissen. Diese Schenkung, mit ansehnlicher Erweiterung, wurde von Karl M. bestätigt, und der Römische Bischof also zum ansehnlichen weltlichen Fürsten — wenn auch unter Fränkischer Hoheit — gemacht.

Um dieselbe Zeit hatte Bonifazius (Winfried), der Apostel der Teutschen und Erzbischof von Mainz, dem Römischen Stuhl den Eid der Suprematie geleistet. Seinem Beispiel folgte die gesammte Teutsche Klerisei, und später das ganze Abendland.

Das Mönchthum.

Eine dem Christenthum im Grund fremdartige, doch frühe demselben — mit unermeßlicher Einwirkung auf Kirche und Staat — eingeimpfte Einsetzung, das Mönchthum, fordert hier noch unsere Betrachtung.

Die Grundsätze der Ascetik, worauf das Mönchswesen beruht, sind weit älter als das Christenthum. Vorlängst, unter Heiden und Juden, gab es Leute, welche aus religiöser oder philosophischer Schwärmerei, aus Lust zum Ungewöhnlichen, aus Stolz oder menschenscheuer, schwarzgallichter Gemüthsart die gemeinen Tugenden des häuslichen oder bürgerlichen Lebens verachteten, vollkommener, geistiger als die übrigen Menschen zu seyn begehrten, und solches höhere, reinere Leben der Seele durch Kasteiüng oder Tyrannisirung des Leibes zu erreichen meinten. Die Gymnosophisten, die Essäer, die Pythagoräer und Cyniker mögen, jede Sekte in ihrer Weise, als Vorläufer der Mönche betrachtet werden.

Noch eifriger ergriffen und schwärmerisch erhöht wurden solche Ideen in den Neu-Platonischen oder Eklektischen Schulen, aus welchen sie in's Christenthum mächtig wirkend übergingen, und schon frühe, theils unter verschiedenen ketzerischen Sekten, als jenen des Marcion, Montanus u. a., theils auch im Schooß der rechtgläubigen Kirche die Lehren von Ertödtung der Sinnlichkeit, Verschmähung der Ehe, Kasteiung des Leibes und fortwährender Einkehr in's geistige Selbst erzeugten.

Der Triumph des Christenthums, da dessen Bekenntniß, als welches keine Opfer mehr forderte, auch allein nicht mehr verdienstlich schien, vermehrte die Anhänger jener Lehre,

und es mochte unter den also verbreiteten Gemüthern ein genialer und phantastischer Kopf leicht eine bleibende Revolution durch bestimmtere Gestaltung der noch schwankenden Ideen, durch Leitung der aufgeregten Kräfte auf einen näheren Zweck bewirken.

Antonius, ein Bauernjunge aus Thebais, that solches (305), durch das Beispiel, das er (mit ihm sein älterer Freund Paulus) durch einsiedlerisches, freudenloses Leben in der Wüste unter stetem Gebet und Bußübung, losgetrennt von allen natürlichen und bürgerlichen Verhältnissen, den Frömmlingen und Enthusiasten seines Landes gab. Als er starb (356), waren die Wüsten von Ober- und Nieder-Aegypten von seinen Schülern bevölkert, und selbst die Städte am Nil mit zahlreichen Kolonien derselben Schwärmer erfüllt.

Pachomius, der Stifter des ersten regulären Klosters, auf der Nil-Insel Tabenne, Ammonius, Hilarion, welcher in Palästina und Syrien; Basilius, welcher in Pontus das Mönchsleben einführte, Athanasius (und nach ihm zumal Hieronymus, welcher dasselbe in Rom, und Martin von Tours (370), der es in Gallien that, waren Nacheiferer und Zeitgenossen des Antonius, oder wenig später. Der Same, welchen sie gestreut, schoß unglaublich schnell in reiche Erndten auf, zumal im Mutterland, doch auch im fremden Boden mit freudigem Gedeihen. Hunderttausend Mönche und Nonnen zählte man schon zu Ende des 4ten Jahrhunderts blos in den großen Klöstern Aegyptens; jene von Palästina und Syrien waren fast in ähnlichem Verhältniß bevölkert, und die weiten Wüsten umher belebte eine zerstreute Schaar von Eremiten und Anachoreten. Der rauhere Himmel der Abendländer setzte dem Fortgang

des Mönchswesen einiges Hinderniß entgegen, und bestimmte die Mönchsregeln auf andere Weise: Doch erhoben sich allmälig in Städten und Einöden, von Kalabrien bis nach Irland und die Hebriden, Klöster ohne Maaß und Zahl. Der heilige Kolumban und Augustin, der geistliche Eroberer Englands, welche im 6ten Jahrhundert solche fromme Werke förderten, Benedikt, der in demselben Jahrhundert den ersten besondern Orden errichtete, Chrodegang, der Stifter der regulären Chorherren bei den Kollegiatkirchen im 8ten Jahrhundert, und sein Zeitgenosse, Bonifazius, der Teutschen ruhmgekrönter Apostel, sind die vorzüglichsten Väter des Abendländischen Mönchthums.

Die Cönobiten oder Mönche in engerer Bedeutung, so verschieden die Statuten einzelner Orden in Neben-Bestimmungen und speziellen Zwecken sind, werden durch einen gemeinsamen Geist, und insbesondere durch die drei Grundgelübde, der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit, zu einer an Geist und Charakter gleichförmigen Menschenklasse vereinbart. Die Armuth enthält sowohl die allgemeine Verpflichtung zur kargen ascetischen Lebensweise, demnach zur beschränktesten Einfachheit in Wohnung, Speise, Kleidung u. s. w. (womit ursprünglich auch Handarbeiten verbunden waren) als auch insbesondere die Entsagung auf alles persönliche Eigenthum. Der blinde Gehorsam, das zweite Gelübde, dessen Beobachtung die strengsten — oft tyrannischen — Strafen wahrten, vollendet die Zernichtung der Persönlichkeit, und wandelt den Mönch in ein willenloses Werkzeug des Obern, nach den verschiedenen Stufenfolgen der Kloster- und Ordens-Würden um. Die Ehelosigkeit — wiewohl sie ursprünglich nicht unbedingt gefordert wurde — ist eine natürliche Folge der beiden ersten Verpflichtungen und des gemeinschaft-

lichen Lebens, auch im Begriff der ascetischen Keuschheit, als des dritten Gelübdes, enthalten.

Die geistlichen Verrichtungen des Gottesdienstes und der Seelsorge sind dem Mönchthum nicht wesentlich. Die ersten Mönche wurden für Layen geachtet, doch erkannte man sie bald als geeignete Diener der Hierarchie.

Unläugbar haben viele Klöster Gutes in reichem Maaße gewirkt. So lange die wirkliche Armuth den Mönchen das Gesetz der Arbeit auflegte, ist durch ihren nützlichen Fleiß (— später auch durch der Großgewordenen Schätze und Machtwort) manche Wildniß angebaut, Wald, Sumpf und Heide in völkernährende Fluren verwandelt worden. Von Klöstern ging oft der Wohlstand in eine weite Umgegend aus; selbst Pracht und Ueppigkeit derselben dienten zur Belebung der Industrie. Auch edlere Erndten, der Kunst und Wissenschaft, sind in den Klöstern oder durch dieselben erblüht. In ihnen allein fanden während des Waffengetümmels im Mittelalter die Musen eine — freilich dürftige — Zufluchtsstätte. Viele Klöster und Orden haben die Wissenschaften zu ganz vorzüglichem Ziel ihres Strebens gemacht, und ihre Sammlungen, ihre Unterrichtsanstalten, ihre gelehrten Werke haben immer schätzbare — den Urhebern oft unwillkommene — Früchte getragen. Unermeßliches Verdienst haben sich die Missionarien — die meisten derselben sind aus Klöstern gekommen — um Geographie, Anthropologie, ja um die meisten Zweige der Erkenntniß gesammelt, und die wahrhaft wohlthätigen, humanen Zwecke einiger besondern Orden oder Klöster, als Krankenpflege, Befreiung der Gefangenen u. a. haben ihnen den gerechtesten Anspruch auf Dank und Verehrung erworben. Endlich haben sich auch in allen Orden und zu allen Zeiten viele einzelne Mönche durch Tugend, wahre

Frömmigkeit, Talent, und Eifer fürs Menschenwohl rühmlichst ausgezeichnet.

Dennoch sprechen Philosophie und Humanität das verwerfende Urtheil über das Mönchthum aus.

Nur der dem Mönchthum natürlich oder nothwendig einwohnende Geist kann unser Urtheil bestimmen; und solcher Geist wird durch die Betrachtung erkennbar, daß das Mönchthum die Unterdrückung der natürlichen Triebe fordere, und daß sein Wesen Frömmelei und Werkheiligkeit sey.

I. Nicht ungestraft wird die Natur beleidigt, und unterdrückte Kräfte eröffnen sich eine verderbliche Bahn. Der Mönch, welcher die freundlichsten Gefühle verläugnen, hart gegen sich selbst und Feind des Vergnügens sein soll, wird leicht auch hart gegen Andere, unduldsam, verfolgend, ohne Nachsicht und Erbarmen. Auch ist demjenigen, welcher den Menschen auszog, die Gefahr nahe, entweder in himmelhohen Regionen als Phantast zu schwärmen, oder zu grober Sinnlichkeit noch unter den Menschen herabzusinken. Nicht minder Gefahr ist für den, welcher dem Gesetz des blinden Gehorsams sich unterwarf, daß er auch die verächtliche Gesinnung des Sclaven annehme, und von der Menschenwürde selbst die Idee verliere.

II. Ein Institut der Frömmelei und der Werkheiligkeit kann nur in einem abergläubischen Boden, und in einer finstern Zeit gedeihen. Der Mönch, als solcher, ist daher nothwendig der Aufklärung und jeder freien Erkenntniß Feind. Er mag die Gelehrsamkeit dulden, selbst lieben, er mag die Realdisciplinen ehren: — aber Philosophie, in deren Reich das Mönchthum nicht aufkommen kann, ist ihm ein Gräuel. Aus gleichem Grund, weil er selbst ihnen entsagte,

und durch ihre Unterdrückung gewinnt, schätzt er die häuslichen und bürgerlichen, auch die rein menschlichen Tugenden gering, und preiset und schärfet dafür die unfruchtbaren Tugenden der Ascetik ein. Ein Staat, wo das Mönchthum herrscht, ist der liberalen Geistesbildung verschlossen, verschlossen der Freiheit, dem Bürgerglück, und der edlern Humanität.

Staatsbibliothek
Bamberg
Bibl. Hist. Ver.

Dr Bergmann's [illegible] P[illegible]

bei Dr Göes

—18 [illegible]

—28 [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rotteck, Carl <<von>>,

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831, mit Zugrundelegung seines größeren Werkes ; sechs Bände ; mit dem Bildnisse d. Verf
Bd.: 2

Stuttgart 1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.Hist.688(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11695746-0